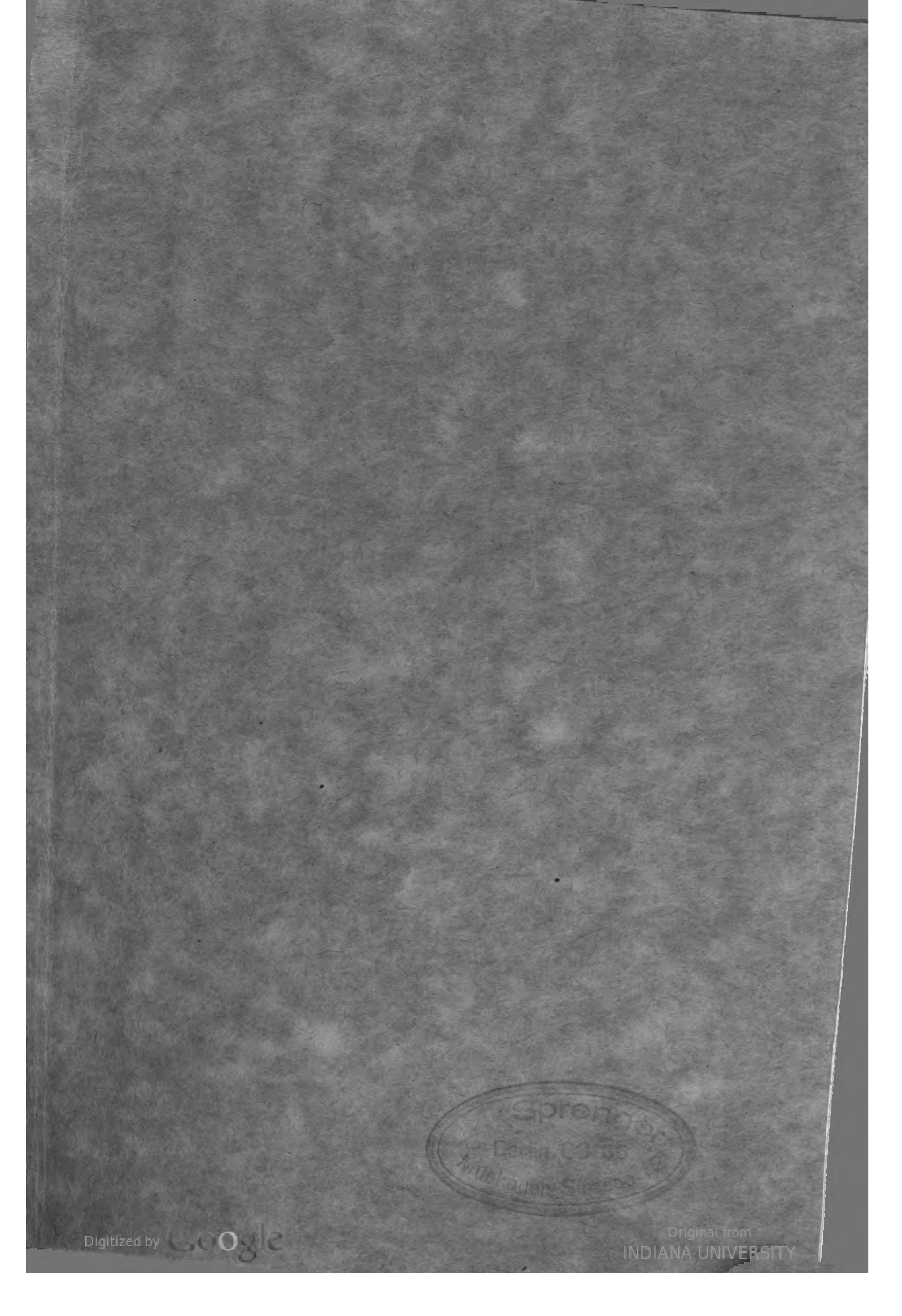
Volksbuch der Wadschagga

von Bruno Gutmann.







Ihrer Durchlaucht

der Prinzessin Luise
von Schönburg-Waldenburg

in Ehrerbietung gewidmet.

Vorwort.



er Kilimandjaro ist ein stimmenreiches Gebirge. Die Kibogletscher krachen. Steinschläge gehen am Mawentsi nieder und manchmal stürzt ein zermürbter Turm herunter, daß die Donner auch durch die Menschentäler rings um seinen Fuß hallen.

Die Lavablöcke auf der Hochgebirgsheide klingen, umstrudelt von den Wogen des Windes. Die Erikawälder sausen und seufzen in nachtkaltem Sturme. Unzählige Singvögel nisten in den Büschen und grüßen jeden jungen Tag mit lichtfrohen Weisen. Aber all' diese Stimmen: sie tönen und schweigen, sie tönen und schweigen.

Nur eine Stimme durchklingt die Täler ohne Ruh: das stürzende Wasser.

Erhaben und furchtbar tönt sie im wolkenschweren Tropenwinter, trostvoll sanft in der heißen, erdezerbröselnden Zeit.

Eintönig, ja hart singt sie am raumnahen Tage; aber horch in die fernende Nacht! Voller und vernehmlicher rauschen die Wasser, aber über ihnen tönt ein feines Klingen wie Glockenton auf sonntagsstillem Felde! Das sind die Obertöne des fallenden Wassers. Sie geben ihm erst die Harmonie. Es hört sie nicht jeder. Aber wer sie vernahm, der freut sich immer wieder über sein Mitwissen um den heimlichen Klang.

Diese Bergstimmen finden den rechten Zusammenklang aber erst da, wo der Mensch anhebt zu reden, wenn aus ihm widertönt in Sagen und Singen, was die Geschlechter nacheinander aufnahmen im Kampfe mit des Berges Wäldern und Wassern, beim Durchspüren und Durchklettern seiner Höhen und Tiefen, beim Säen und Ernten, beim Sterben und Einbetten in seine Erde.



Jedes Gebirge ist ein Wesen für sich und schafft sich seinen Geist in den Geschöpfen, die an ihm hangen. Darum ist das Heimweh des Berglers eine Naturerscheinung.

Wer die Schönheit des Kilimandjaro nicht als Gemälde sehen, sondern körperlich fassen will, der muß auch die Stimme seines Volkes hören wollen, das sich an seinen Hängen angebaut hat, dieser Wadschagga, die den Haingürtel der schimmernden Bananen um den Riesen legten, die seine Bäche in spiegelnden Kanälen zu ruhigem Dienste auf ihre Felder zwangen, die auf ihm männlich kämpfen lernten für Herde und Heim, die zum Eisdom des Kibo schauten, wenn sie beteten, und mit Opferblut seine Erde tränkten im Dunkel der Haine.

Aber der Geist des Volkes muß reden, nicht das Einzelwesen. Das würde uns irreführen, wie jedes Urteil über das Bienenvolk irrt, das wir nur auf das Verhalten der Einzelbiene gründen.

Und nicht auf fremdem Grunde gibt sich der Dschagga, wie er ist, nicht im Kleide der fremden Sprache und unter dem Auge des fremden Herrn. Hier fehlt er mehr als gehaltlosere seiner Blutsverwandten.

Bei diesen instinktreichen Völkern, die naturhafter denken als wir, hat der einzelne Zug und Schönheit nur im geschlossenen Reigen des ganzen Volkes. Ihn durchflutet ein Gesamtwille, ein Einheitsdenken, in ein Bild laufen zusammen die Lichtstrahlen durch tausend Augen.

Darum habe ich es gewagt, diesem Volksgeiste der Wadschagga, der Kilimandjarosiedler, in den hier vorgelegten Selbstzeugnissen ein Bett zu graben, daß er darin auch vor deutschen Ohren, vor den Eignern dieses herrlichen Berges, seinen eigentümlichen Klang gebe.

Möchten unter den Lesern auch solche sein, die über ihm jenes feine Klingen hören, wie Glockenton, das von der ewigen Sehnsucht aller gesunden Völker verkündet.

Moschi am Kilimandjaro, im Oktober 1913.

Bruno Gutmann.



Inhaltsverzeichnis.



Seite







Der Menschen Listen, Lust und Leid.

Aus Dschagga-Schilda.



Verzeichnis der Abbildungen.

Lesehilfen.

Das Zeichen š sprich: sch.
" " ž " sch aber stimmhaft.
" " ꝑ " pf.
" " ń " ng wie in „eng“.



Einleitung.

Der Kilimandjaro ist das höchste Gebirge in Afrika, denn sein westlicher Gipfel, der Kibo, ragt auf zu einer Höhe von 6000 Metern. Neben ihm steht sein Bruder, Mavenge oder Mawentsi genannt, der 5350 Meter hoch ist. Ein breiter Rücken trennt beide Gipfel des Gebirges. An die Westseite des Kibo schließt sich eine 4000 Meter hohe Bergwand, die sogenannte Schirakette. Sie ist als der Nordrand eines Vulkans stehen geblieben, der nach Dr. Fritz Klutes Feststellungen an dieser Stelle zuerst das flüssige Erdinnere entströmen ließ. Denn das westliche Kilimandjarogebirge samt dem westlich davon gelegenen Meruberge ist vulkanischen Ursprungs. Die letzte Bildung dieser innerirdischen Kräfte ist der Kibo. Darum hat er eine so schöne runde Form, während der Mawentsi aus vielen Zacken und Türmen besteht. Täglich werden durch die Sprengkraft, die der schnelle Wechsel von Kälte und Wärme erzeugt, Steintrümmer von ihm losgebrochen und stürzen ab. Den Kibo aber schützt ein blinkender Mantel von Eis und Schnee. Sein Silberglanz strahlt weit hinaus in die Lande. Die Masai, die einst in der Steppe um den Kilimandjaro her ihre Herden weideten, nannten ihn darum die Wohnung Gottes.

Wer in dieser Steppe das ganze Gebirge umwandern will, muß wenigstens 9—10 Tage gehen. Auf der Nordseite kommt er dabei durch menschenleere Gebiete. Auf der Südseite sieht er überall die Bananenhaine der Wadschagga herunterleuchten, die dieses Gebirge bewohnen. Hoch über ihren Wohnstätten aber stehen die feuchten Wälder, in denen sich das Wasser sammelt und in vielen Bächen durch tiefe Schluchten zur Steppe strömt.



Der Kibo steht wie ein Häuptling über der Erde. Aus Osten, Süden und Westen strömen ihm von weither die Wolken zu. Auch in der heißen Zeit umhüllen sie ihn dann wie das Tuch, mit dem einst die Menschenhäuptlinge ihr Gesicht bedeckten vor profanen Augen. Auf den Berghängen vereinigen sich Pflanzen aus dem äußersten Norden und Süden des afrikanischen Erdteils.

Als ein solcher Vereiniger hat sich der Kilimandjaro auch für die Menschen erwiesen. Von allen Seiten her haben sich wandernde Sippen auf dem Gebirge niedergelassen. Aus Ukamba und Usambara, von Taita und den Masaivölkern haben sich immer wieder einzelne Glieder gelöst und sind zu starken Sippen am Kilimandjaro herangewachsen oder von solchen aufgenommen worden.

Nach längeren Kämpfen verknüpften sich die einzelnen Sippen zu landschaftlichen Gruppen. Unter ihnen erkämpfte sich wieder ein Geschlecht die Führung und es entstanden die Häuptlinge. Nach ihren Häuptlingschaften benannten sich dann die Leute. So gibt es am Kilimandjaro von Westen nach Osten die Wasida, Wamatšami, Wakombo, Wakindi, Wakiwoso, Waoru, Wambokomu, Wamotši, Wakiruwa, Wakilema, Wamoranu, Wamamba, Wamika, Watšimbi (Wareri), Wauseri.

Die Watšimbi und Wauseri werden gewöhnlich unter einem Namen zusammengefaßt als die Warombo. Dieser Name stammt von dem Häuptlinge Orombo, der die östlichen Landschaften eine Zeitlang unter seiner Herrschaft vereinigte. Auf diese Weise sind wahrscheinlich die meisten Landschaftsnamen entstanden. Wadschagga wohnen aber nicht nur auf dem Kilimandjaro, sondern auch auf dem Meruberge, wo sie Waro heißen. Andere sitzen in Wuhonu auf dem Nordparegebirge. Auch gibt es eine Dschaggasiedelung in der Steppe, Kahe genannt. Insgesamt mag die Zahl des Volkes wohl 100000 erreichen.

In einer Geschichte von nur 300 Jahren hat sich aus den verschiedensten Völkertrümmern ein neues Volk gebildet. Aber nicht nur Rassetypen haben sich hier vereinigt und ein neues Gebilde geschaffen, sondern auch geistiger Besitz. Darum verschmilzt und versichtbart der Kilimandjaro auch eine seelische Welt, und die unter seinem Namen dargebotenen Märchen und Sagen gewinnen eine Bedeutung über den Rahmen seines Volkes hinaus. Zehn Jahre habe ich an diesen Stoffen ge-

sammelt im Osten, Westen und Zentrum der Dschagga-landschaften.

Bei der Zusammenstellung des Materials ergab sich nun die Tatsache, daß nahezu die Hälfte der eigentlichen Märchen dem totemistischen Kulturkreise angehört, dem das religiöse und soziale Bewußtsein der Wadschagga sonst längst entwachsen ist. Die Gliederung in Sippen und Landschaften ist auf dem hiesigen Boden jedenfalls ohne Totemdienst und Totemgesetze vor sich gegangen. In dem Grußnamen vieler Sippen finden sich aber Hinweise auf ein ursprüngliches Sippentotem, und in andern ist er vielleicht früher vorhanden gewesen, aber bei einem späteren Namenswechsel verloren gegangen. So grüßt sich z. B. das Mtuigeschlecht in Marangu mit dem Ahnennamen Mtui, führt aber daneben noch den ursprünglichen Namen Makele, der darauf hinweist, daß die Sippe die Kröte als Totem hatte. Auch eine Ehesitte weist auf den Totemismus zurück. Das Mädchen verliert seinen Eigennamen, den es von den Eltern nach der Geburt empfing, wenn es in die Ehe tritt.

Es wird nun von dem Manne mit dem Grußnamen ihrer Sippe gerufen, der für die in ihr geborenen Frauen gilt. Es besteht nämlich in den Dschaggasippen noch die Eigentümlichkeit, daß die Mädchen mit dem Namen der Ahnfrau gegrüßt werden und die Knaben mit dem Namen des Ahnherrn, so daß also bei jeder Sippe ein Männer- und ein Weibergruß zu unterscheiden ist. Dieser Brauch erinnert daran, daß es früher auch ein besonderes Geschlechtstotem gegeben hat. Es ist aber noch seltener feststellbar als das der Stämme, weil jetzt die Frauennamen meist schon in der vierten Generation wieder wechseln. Daß aber die Frau nun das Geschlechtstotem ihrer Sippe als Eigennamen empfing, läßt sich verstehen, wenn man annimmt, die Frau solle dem Schutze dieses Geschlechtstotems unterstellt bleiben, auch im Bereiche der fremden Sippe. Das in der Ehe von ihr geborene Mädchen aber folgt dem Frauennamen der Vatersippe.

Ein Gefühl für diese ursprüngliche totemistische Bedingtheit ihrer Sippennamen ist nur noch in ganz wenigen Sippen vorhanden. Wo aber der Zusammenhang mit einem Tiernamen noch erkennbar ist, wie z. B. bei der Hundsaffensippe, erregt er oft Gelächter.

Bezeichnend für diese Entfremdung von dem Ursprung



sind die Abschwächungen in den Sippensagen. Der Leopard wird zwar noch „Ahn“ genannt, gilt aber nur als Begleiter und Beistand des Menschenahnen, ebenso die Spinne.

Deutlicher zeugen noch einige Sippenpflanzen und Tabubräuche. Sie werden aber in der Überlieferung stets vom herrschenden Ahnendienste her begründet.

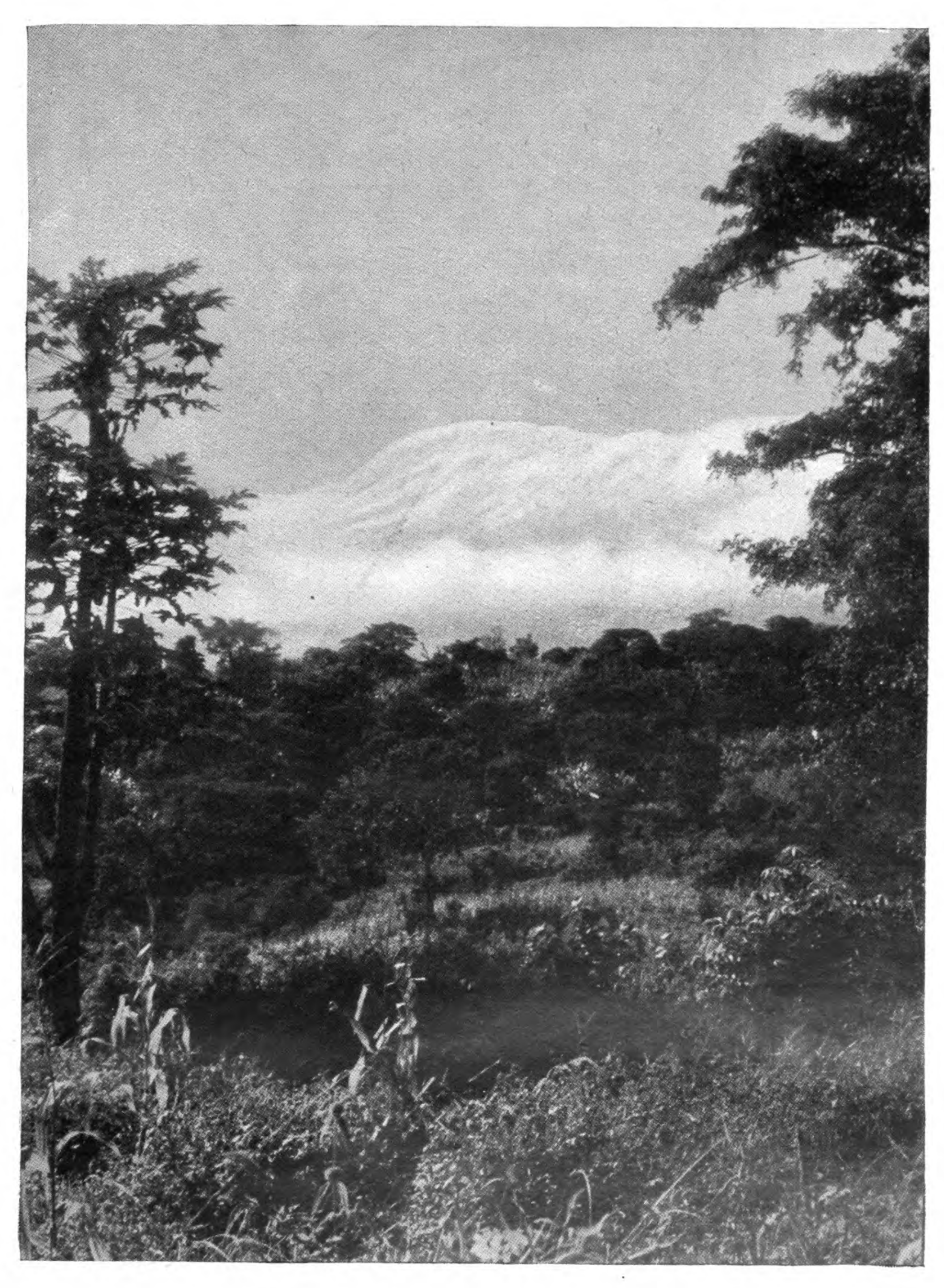
Bestimmt und unvermischt tragen nur noch einige Jägerbräuche das totemistische Gepräge. In mehreren Sippen findet sich z. B. der Brauch, daß jedes Kind, das zum ersten Male von der Jagdbeute zugeteilt bekommt, einen Einschnitt in seinen Arm erleiden muß, damit ein Bissen Fleisch mit der entstehenden Blutung verrieben werden kann. Dieses mit dem Menschenblute vermischte Fleisch wird dann in den Busch geworfen. Das Gleiche muß eine Frau über sich ergehen lassen, die in diese Sippe einheiratet, ehe sie vom Fleische mitessen darf. Das Ganze sieht aus wie eine Aufnahme des Sippengliedes in den Bund mit dem Totem.

Der in der Wildgrube erlegte Elefant wird vor dem Zerlegen vom Herrn der Grube feierlich beschworen mit dem geschwungenen Speere in der Faust, und in feststehenden Sprüchen dem Tiere bewiesen, daß er Recht und Macht zum Töten habe. Zehn Tage später erfolgt eine feierliche Entsühnung.

Diese kurze Andeutung hielt ich für unerläßlich zum rechten Verständnis der Hauptgruppe in diesen Märchen, die außer im 1. und 2. Kapitel auch zwischen den übrigen vertreten ist. Wenn wir sie auch nur als Trümmer einer untergegangenen Kulturepoche in ihrem Denken bewerten dürfen, so besteht doch noch die Möglichkeit, wichtige Aufschlüsse aus ihnen zu ziehen für den Anteil auch der Bantu an diesem Vorstellungskreise. In diesen Märchen gibt es Ehen zwischen Mensch und Tier. Die Namen der Frauen z. B. im Brautschakalmärchen sind Tiernamen. Die Söhne einer Mutter gehören den verschiedensten Tiergattungen an: Ulamärchen.

Das Tier hat Zauberkraft und verstellt Berge und Wälder. Im Sangemärchen wird das vom Kinatele-Hamster erzählt. Hier nicht mitgeteilte Varianten sind diese: ein Kalb, das wegen der ihm fortgetrunkenen Milch flieht, richtet Berge und Gebüsch auf; eine Ginsterkatze, die sich über die aus dem Busch gerodeten Felder ärgert, stellt durch Zauberwort das abgeschlagene Strauchwerk immer wieder neu auf. Das Tier





Wohngebiet der Dschagganeger.

ist Träger einer Menschenseele: „Ich war ein Mensch wie du.“ Der Mensch gewinnt Zauberkraft über das Tier. „Verwandelt und rückverwandelt.“ Dem Elefanten wird in einem anderen Märchen ein Pulver entgegengeblasen, daß er wie schlafend stehen bleibt und die Männer ihn, einen Reigen springend und singend, speeren können.

Die Verwandlung in ein Tier, weil der Wahrsagerspruch nicht beachtet wurde oder zur Strafe durch eines Gegners Zauber sind deutliche Verfallerscheinungen des Totemismus. Der Glaube aber, daß die Seele eines lebenden Wesens in ein andres Wesen eingeschlossen sei, ist ein ursprüngliches Motiv: der Python in der Niere des Stieres, die Menschenseele in der Drazäne, die Kalabassenkinder aus der in den Kürbis eingegangenen Körperseele des Mädchens.

Das Sangemärchen bezeugt auch, daß sich der einzelne ein Tier einfing und doch wohl aus religiösen Gründen zur Sicherung seines Wohlergehens pflegte. Das erklärt wenigstens nur die Verzweiflung beim Verluste des Tieres.

Die beachtenswerte Herausbildung landesherrlicher Gewalt hat bei den Wadschagga sicher dem Ahnenkulte zu einer die übrigen religiösen Strebungen aufsaugenden Geltung verholfen. Unter den Wasu im Paregebirge, wo die Häuptlingsmacht eine sehr geringe und unentwickelte ist, wird z. B. der Python noch verehrt, auch soll man dort in einzelnen Sippen junge Leoparden aufziehen, die man dann wieder laufen läßt. In Südpare gibt es geschnitzte menschliche Figuren, denen man Verehrung zollt.

Ein besonderes Kapitel innerhalb des totemistischen Märchenkreises bilden die Erzählungeu vom Rimu, dem Werpardel, wie ich dieses Wort der Bezeichnung „Werwolf“ entsprechend verdeutsche. Rimu oder Irimu ist die alte Bezeichnung für Leopard und benennt hier einen Menschen, der sich nachts in einen Leoparden verwandelt und als solcher Menschen frißt. Die übertreibenden Züge sind sicherlich eine äußerliche Herübernahme aus den Ungeheuermärchen, denn der wesentliche Zug ist immer wieder dieser, daß er sich mit List und heimlich in den Besitz seiner Opfer setzt. Wahrscheinlich sind diese Märchen Erinnerungen an Sippen, die den Leoparden als Totem hatten und ihre Vereinigung mit ihm durch Menschenopfer feierten und im Menschenfleischmahle vollzogen.

Wesentlich ist für die Dschaggamärchen das Lied. Das sonst für afrikanische Literatur bemerkenswerte dramatische Element tritt nur in den Dialogen zutage. Das Lied aber beherrscht geradezu die einzelnen Märchen. Sie werden bei der Wiedergabe auch immer gesungen.

Einzelne Märchen, wie „die milchreichen Kühe“ und „die böse Mundi“ werden in kantilierendem Tone von Anfang bis zu Ende vorgetragen. Diesen Liedcharakter soll an mehreren Stellen eine Übersetzung in deutsche Reime auch für das Bewußtsein des Lesers wach erhalten.

Das Märchen ist ein Ausdruck menschlicher Sehnsucht deshalb, weil es der Niederschlag vom Glauben der Völker ist. Religion hat sie gestaltet. Darum ist das Lied im Bantumärchen von außerordentlich großer Bedeutung. Es sind Beschwörungsgesänge, die in dieser ursprünglichsten Gestalt rein erhalten sind im Märchen vom Kampfe zweier Banngesänge. Es zeigt sich, daß auch diese primitiven Kulturen im Worte als dem Nenner und Beschwörer vorgestellter Mächte höchste Zauberkraft verehren. Und diese Zaubersprüche wurden ursprünglich immer gesungen. Durch Gesang entfaltete sich ihre Kraft. Wenn der Indianer am Marterpfahle sang, trotzte er nicht nur dem Feinde, sondern meisterte seinen Schmerz. Und das ist eine der wichtigsten Abwandlungen, die das Zauberlied in der menschlichen Seele erfuhr: es wurde das stärkste Mittel zur Selbstbeschwichtigung.

Das Trübsalslied in den hier dargebotenen Märchen heischt darum Beachtung als die meisterhafte Niederzwingung und Mäßigung naturhafter Affekte. Vor zehn Jahren hatte ich einem Arzte Hilfe zu leisten bei der Operation eines Eingeborenen. Wegen der Schwäche des Patienten konnte Narkose nicht angewendet werden. Bei vollem Bewußtsein mußte er alle Eingriffe erdulden. Er bettelte, er bedrohte und verfluchte uns — aber alles in reiner, weicher Melodie und mit verhaltener Stimme. Es klang wie alter, konventioneller Gesang, aber die Worte waren nur Ausbrüche seines augenblicklichen Gefühls und so einfach und vulgär, daß ich sie als Anfänger in der Sprache verstehen konnte.

Eine zweite starke Quelle der Dschaggalyrik ist das Warnlied, wofür im letzten Kapitel einige reine Beispiele zu finden sind. Das Bestreben, sich selbst nicht bloßzustellen und den



Gefährdeten doch stutzig zu machen, schuf eine Hochschule der Bildrede.

Aus dem Warnliede hat sich der Lehrgesang entwickelt, der bei den Wadschagga zu einer sehr bemerkenswerten Bedeutung gekommen ist in ihren Jugendlehren und Hochzeitsliedern. Ein Beispiel dafür ist der Bierfluch der Hyäne, der wahrscheinlich als solcher nur die Einkleidung einer Burschenlehre gewesen ist. Wo das Lied in den hier wiedergegebenen Märchen fehlt, hat es oft die Variante.

Während sonst die Sammlung eine möglichst umfassende sein will, sind die dargebotenen Sippen- und Kampfsagen nur Beispiele, allerdings aus den wichtigsten Landschaften und von hervorragenden Volkshelden. Sie können keine geschichtlichen Dokumente sein, wollen aber dazu helfen, den Lebensboden zu beleuchten, auf dem das Glauben und Fürchten der Wadschagga entstanden ist. Die Zwergenmärchen sind wichtig für die Besiedelungsgeschichte Ostafrikas. Sie enthalten Erinnerungen an eine vorgefundene Urbevölkerung, Pygmäen, die anscheinend kampflos vor den Nachdringenden gewichen sind.

An einer bemerkenswerten Stelle hat sich das Kulturträgerbewußtsein der Einwanderer niedergeschlagen: in den Feuermärchen. Sie wissen nichts davon, daß das Feuer vom Himmel gekommen und den Menschen durch List und Zauber zu eigen geworden sei, sondern sie erzählen umgekehrt, daß einer der Ihrigen das Feuer zum Himmel, an den Hof des Mondes, gebracht, und andre es den Zwergenvölkern mitgeteilt haben.

Die mythenbildende Kraft dieser Völker ist noch ungebrochen. Die Erzählung vom Keuchhustengespenste entstand 1911 und ist damals von Markt zu Markt getragen worden. Das Märchen vom Herzenbilden ist ganz neu und erst möglich geworden, seitdem die Wadschagga Taschenuhren gesehen haben. Ihr Ticken erinnerte sie an den Schlag des Herzens und verkörpert ihnen die Sehnsucht des Europäers, Gott auch das Herz nachzubilden. Mir sind aus neuester Zeit verschiedene Fälle von Halluzinationen, aber auch von Hellsehen und Visionen bekannt geworden. Das alles ist wichtig nicht nur für den Völkerpsychologen, sondern auch für den Politiker.

Die sogenannten Naturvölker sind nicht jenes einfache, kindliche Organ, als das man sie meistern zu können glaubt. In ihnen lebt nicht nur der Geist letztvergangener Geschlechter,

2*



sondern in ihren Seelen träumen auch untergegangene Kulturen. Welch ein Unterschied besteht doch zwischen dem Glauben, daß die Berge durch einen Hamster oder ein Kalb entstanden seien, und jener Perle des Naturmythus, die die Berge nach einer Vereinigung von Himmel und Erde werden läßt.

Möchten darum doch recht bald und immer nachdrücklicher neben die auflösenden Kräfte unserer Zivilisation auch aufbauend und schonsam weiterbildend die Kulturmächte im Bereiche des Herrenvolkes auf den Plan treten, damit die unzerstörbare Lebenskraft nicht unvermutet als gefährliche Lohe aus den Trümmern schlage, sondern schaffenskräftiger und tüchtiger, doch in der eigenen Form, dem großen Ganzen diene.

Zwischen Tier und Mensch.

1. ʼSange und sein Kind.

Da war ein Mann, der hieß ʼSange. Er hatte sich einen Bohnenacker angelegt. Als die Bohnen hoch kamen, machte sich ein Tierlein herzu, das heißt Kinatele und läßt sich zwischen zwei Hände schließen.

Es fing an, von den Bohnen zu fressen. ʼSange sah an jedem Tage neuen Schaden im Felde und wußte doch nicht, wer ihm da essen half. Er legte sich auf die Lauer und erkannte das Kinatele. Nun holte er Speisen herzu, die durch ihre Süße verlocken, und legte sie auf den Acker. Das Kinatele nahm sie an. Zuletzt brachte er ein Schaff (Gefäß) Honig und legte es aus und verbarg sich. Das Kinatele leckte am Honig und fand ihn sehr süß. Es ging weg und machte sich wieder an die Bohnen. Die wollten ihm nun nicht mehr schmecken. Ans Honiggefäß ging es zurück. ʼSange hielt die Augen immer darauf gerichtet, schlich sich heran und deckelte das Tierlein ein. Es war gefangen und er trug es im Schaff nach Hause und sang:

„Kinatele, dich hab ich betrogen mit Zuckerrohr!
Kinatele, dich hab ich betrogen mit Süßbananen!



Kinatele, dich hab ich betrogen mit Steppensalz!
Kinatele, dich hab ich betrogen mit Bienenhonig!"

Daheim verwahrte er es in einer Honigbutte und befahl den Seinen, daß es niemand je öffne. Er selber gab ihm täglich Speise und verschloß es wieder. Eines Tages ging ˇSange auf den Acker und ließ seine älteste Tochter mit ihrem Brüderlein allein auf dem Hofe. Da hörte das Mädchen, wie Kinatele es bat: „Ach nimm mich heraus. Ich will auch schön vor dir tanzen!"

Das Mädchen tat es und nahm das Tierlein heraus. Und es tanzte vor ihnen und sang:

„Kinatele bin ich, mich trog das Zuckerrohr!
Kinatele bin ich, mich trog die Süßbanane!
Kinatele bin ich, mich trog das Steppensalz!
Kinatele bin ich, mich trog der Bienenhonig!"

Die Kinder freuten sich über die Maßen an Lied und Tanz. Am andern Tag bat es wieder und die Kinder taten es gern und freuten sich auf den Tanz. Während es aber so tanzte, hatte es wohl auf alle Wege acht und merkte sich die beste Stelle zur Flucht. Viele Tage hatte es vor den Kindern getanzt und sich willig wieder in sein Gefängnis zurücktun lassen. Als es nun aber Wegkunde gewonnen hatte und das Kind es wieder herausnahm, lief es davon. Das Mädchen flehte: „Komm wieder!" Doch es mochte nicht. ˇSange kam nach Hause und fand das Kinatele nicht mehr vor. Er ging auf die Suche und fand es im Dickicht. Doch es entfloh und ˇSange eilte ihm nach. Als er ihm nahe kam, tönte es — pfu! Und es entstand ein dichter Wald. Der verbarg das Tier und umschloß den Mann. Er arbeitete sich hindurch und erblickte es wieder. Kaum war er ihm wieder nahe und wollte es greifen, da tönte es pfu — und ein sehr hoher Berg erhob sich vor ihm. ˇSange stieg am Berge empor. Auf dem Gipfel erblickte er das Kinatele und verfolgte es. Doch war er ihm zum Greifen nahe, so klang es: pfu und ein neuer Berg erhob sich vor ˇSange. Das ging so lange, bis er müde wurde und nach Hause zurückkehrte. Berge und Wald hatten sich so miteinander aufgestellt, und noch heute meinen die Menschen, daß sie vom Kinatele heraufbeschworen sind.

'Sange ging nach Hause und erfuhr lange Zeit nicht, wer ihm das Kinatele aus der Butte genommen habe. Der Mitwisser jenes Mädchens, ihr jüngerer Bruder, begann nun die Schwester zu quälen und gönnte ihr kein Essen mehr. Er sprach: „Wenn du mir nicht dein Essen läßt, sage ichs dem Vater, daß du das Kinatele entfliehen ließest!" Darüber wurde das Mädchen immer magerer. Und als der Vater sich wunderte und sie fragte: „Was macht dich so mager und bekommst doch gut zu essen?" da sagte es der Bruder schnell heraus: „Sie hat das Kinatele entlaufen lassen!" Ein großer Zorn kam über den Vater. Er nahm sein Schwert und hieb das Mädchen in Stücke. Auf dem Wege ließ er die Gebeine liegen. Die Mutter wehklagte und sprach zu ihm: „Kommt etwa das Kinatele wieder, weil du sie getötet hast!" Ein Sperber aber kam und steckte eine Feder auf das Vorderhaupt des Mädchens. Sofort verwandelte es sich wieder in einen lebendigen Menschen. Die Gebeine vereinigten sich wieder und der Sperber trug das Mädchen in seinen Horst und machte es zu seiner Frau.

Nun mußte der jüngere Bruder für seine Schwester das Wasser holen. Doch er fand niemand, der ihm aufhalf, wenn der Krug vollgeschöpft war. Seine Gefährten ließen ihn stehen und sprachen: „Sollen wir einem Verräter helfen, der den Vater verleitete, die Schwester zu töten?" Er blieb allein an der Quelle und weinte. Seine Schwester hörte im Horste das Weinen, stieg hernieder und half ihm auf. Daheim fragte ihn die Mutter: „Wer hat dir aufgeholfen?" Er antwortete: „Meine Schwester, die der Vater zerhieb." Sie sprach: „Wo hast du sie nun gelassen?" Der Knabe antwortete: „Sie ging an den Baum zurück an der Quelle."

Die Mutter eilte dahin, sah sie aber nirgends. Am andern Tage ging sie dem Knaben heimlich nach, als er Wasser holte, und verbarg sich in der Nähe. Der Knabe schöpfte und hob den Krug an, brachte ihn aber nicht auf seinen Kopf. Und als er anhob zu weinen, kam die Schwester vom Horste hernieder und half ihm auf. Hastig sprang da die Mutter hinzu und umschlang ihr Kind und führte es nach Hause. Hier pflegte sie es im Hause lange Zeit und schärfte ihm sehr ein, daß es niemals aus dem Hause gehen solle, ohne ein Tuch auf den Kopf zu decken.

Eines Tages gingen nun die Eltern aufs Ackerwerk und ließen die Tochter allein. Auf dem Hofe aber war Bierhirse zur Darrung auf Kuhhäuten ausgebreitet. Plötzlich kam ein Regen und hätte das Hirsemalz verschwemmt. Das Mädchen eilte auf den Hof und begann das Malzkorn einzusammeln. In der Hast hatte es aber vergessen, das Haupt zu bedecken. Der Sperber schoß herbei und riß ihm jene Feder aus dem Kopfe und flog davon. Da sank das Mädchen tot nieder. Als die Eltern heimkamen, fanden sie nur seine Gebeine auf dem Hofe.

Sie sammelten die Gebeine auf und legten sie zusammen an einen besonderen Ort. Dort wuchs ein Kalabassenkürbis hoch und brachte sehr viele Kalabassen. Die Mutter sah die vielen Früchte und sprach: „Die mache ich alle zu Schöpfgefäßen. So hole ich mit den Gebeinen meines Kindes noch Wasser." Sie richtete die Kalabassen her. Einen Teil davon verwahrte sie im Hause, den andern im Hirsespeicher auf dem Hofe.

Wenn aber Vater und Mutter ins Feld gegangen waren, wurde es im Hause lebendig. Die Kalabassen im Hause standen auf und kamen auf den Hof und waren Kinder. Denen im Hirsespeicher halfen sie herunter, und durcheinander sang es:

„Kirere Kirere, nimm mich auf!
Kirere Kirere, mein Bruder.
Wohin ist Mutter gegangen?
Mutter ist ackern gegangen!
Kirere Kirere, so will ich jäten,
Kirere Kirere, so will ich ackern!"

So halfen die Großen den Kleinen auf den Boden herunter, bis sie alle beieinander waren. Die Knaben gingen nun ans Männerwerk: sie brachen die Rasennarbe auf mit dem Ackerstock, sie rodeten Bananenstümpfe, sie schlugen Hölzer für den Hofzaun. Die Mädchen taten Frauenwerk: sie zerbröselten Ackerschollen, sie warfen den Rindern Streu, sie gingen ins Gras, sie holten Wasser, sie sammelten Reiser. Kamen die Eltern dann nach Hause, so fanden sie alles schön gerichtet und wunderten sich sehr. Denn sie wußten nicht, wer ihnen so half, weil die Kinder, ehe sie heimkehrten, an ihre Plätze zurückliefen und sich wieder in Kalabassen verwandelten.

So ging das viele Tage. Da legte sich ein Nachbar auf die Lauer und sah, daß es jene Schöpfgelten waren, die alle



Arbeit taten. Er sprach zu der Frau: „Verstecke dich einmal daheim! Dann wirst du wissen, wer die Helfer sind." Sie versteckte sich und hörte das Rufen und Singen der Kinder; sie sah, wie sie einander herunterhalfen und wie sie arbeiteten. Doch als sie von der Arbeit heimkehrten, trat die Frau in großer Freude aus dem Verstecke hervor und redete sie an: „Ah, da sind ja meine Schöpfgelten aus den Gebeinen meiner Tochter!" Sie hatte es gesprochen, da warfen sie sich zur Erde nieder und zerbrachen und lagen da wie zerbrochene Kalabassen. Da wurde die Mutter wieder traurig. Sie versuchte die Kalabassen zu nähen, aber es gelang ihr nicht.

Im Hirsespeicher aber war eine Kalabasse zurückgeblieben. Man sagt, sie sei krank oder träge gewesen. Als die sah, daß alle ihre Geschwister verloren waren, kam sie hervor und sprach: „Ich will für dich zum Wasser gehen, Mutter! Gib mir ein Schöpfgefäß." Sie gab ihr eine Kalabasse. Im Davongehen sprach sie zu ihr: „Während ich zum Wasser gehe, mußt du dich häuten, Mutter, damit ich dich verjüngt wiederfinde." Sie sprach: „Ja, mein Kindlein."

Als es aber aus dem Wasser wiederkam, war die Mutter noch nicht fertig mit dem Abstreifen ihrer Haut, sondern erst bis zur Mitte gekommen. Darum verbarg es sich, bis die Mutter mit der Häutung fertig wäre. Inzwischen kam der Bruder des getöteten Mädchens. Die Mutter hörte ihn kommen und schickte ihn vom Hofe weg nach Wasser mit einer zersprungenen Kalabasse, damit er nicht ins Haus käme und sie halbgehäutet sehe. Er möchte sie sonst in der Leute Mäuler bringen. Der Knabe ging nach Wasser. Aber als er es nach Hause tragen wollte, lief es ihm aus. Mit dem leergelaufenen Gefäße kam er daheim an. Vor Zorn mochte er nicht reden und trat ohne Gruß ins Haus. Da nahm er wahr, daß sich die Mutter häutete. Und sie erschrak heftig darüber, daß sie entdeckt war und sprach zu ihrem Sohne: „Soll ich zerbrechen wie eine Kalabasse, oder soll ich zerbrechen wie ein Tontopf?" Sie dachte aber bei sich: „Er wird doch wohl sagen, ich möchte zerbrechen wie eine Kalabasse, damit ich wieder geflickt werden kann." Aber der Knabe war noch voll Zorn über das verlaufene Wasser und daß sie ihn mit einer geflickten Kalabasse geschickt hatte, darum sprach er: „Zerbrich wie Tontopf!" Pasa — zerbrach da die Mutter und starb.

Das Kalabassenkind wartete in seinem Versteck derweil immer noch ab, bis die Mutter sich gehäutet hätte. Als es aber merkte, daß sie gestorben war und nicht wiederkehrte, verschwand es auch.

2. Lla und seine Haut.

Eine Mutter hatte sieben Söhne. Sie hieß Kidengete. Alle Tage schickte sie ihre Söhne nach Speise aus. Was sie fanden, brachten sie der Mutter und fragten sie: „U-ndewu, du Magen, wo sollen wirs hinlegen?" Dann antwortete die Mutter: „Legt es her zu mir an die Feuerstelle!" Einer der Söhne hieß Lla. Der brachte nur Äser nach Hause. Wenn er die Mutter fragte: „U-ndewu, wohin soll ichs legen?" dann antwortete die Mutter: „Lege es, wohin du willst." Als Lla sah, daß Kidengete seine Gabe niemals annahm, verschlang er sie eines Tages und alle Rinder im Hause dazu. Dann nahm er den Platz der Mutter ein und empfing die Beute der andern. Er redete mit der Stimme der Mutter und verschlang die Beute samt dem Träger. So tat er mit allen Brüdern, bis auf den jüngsten. Der aber war von Schlangenart und biß sich in Llas Kehle fest und vergiftete ihn, daß er sterben mußte. Da sprach Lla zu dem Jüngsten: „Ich sterbe jetzt und bitte dich nur um das eine: laß meinen Leichnam in Ruh! Ziehe mir kein Haar aus dem Kopfe!"

Der Jüngste zog ihm nun aber gerade ein Haar aus dem Kopfe. Da kamen alle wieder zum Vorschein, die Mutter und die Brüder. Die Mutter freute sich sehr über den Jüngsten, der sie alle gerettet hatte.

Eines Tages kam eine Hyäne zu Kidengete und bat um Feuer vom Herde. Kidengete sprach: „Nimm dirs und, wenn du Lust hast, auch eine reife Banane von daneben!" Kifulu, die Hyäne, nahm sich, was sie durfte. Auf dem Wege draußen aber verstreute sie ihr Feuer und ging zu Kidengete zurück. „Mein Feuer ist auf dem Wege erloschen, Mutter! Gib mir anderes." Kidengete gab es ihr und sprach: „Wie wäre es, wenn ich dir einmal die Haut Llas zeigte, die auf dem Boden liegt?" „Juh!" rief Kifulu, „wohin soll ich das wohl tragen? Ist ers nicht gewesen, der dich samt deinen Söhnen verschlungen hat?" Darum ging Kifulu, die Hyäne, schnell davon. Kiden-



gete wäre aber die Haut Ulas gar zu gern losgewesen. Einige Zeit später kam Kifulu, die Hyäne, wieder und bat um Feuer. „Nimm dirs“, sprach Kidengete, „und reife Bananen dazu, die dabei liegen.“ Als sich Kifulu, die Hyäne, nach ihrem Begehr genommen hatte, sprach Kidengete zu ihr: „Nun gib für eine kleine Weile deinen Schwanz in meine Hände. Ich möchte einige Läuse davon abessen.“

Kifulu gab ihr den Schwanz und sie aß davon die Läuse. Dann aber stach sie ihn heimlich mit dem Pfriem an und befestigte daran die Haut des Ula. Dann sprach sie zu Kifulu: „Wer hat dir denn die Haut des Ula aufgelegt?“ Schnell blickte Kifulu hinter sich und sah die Haut. Sie erschrak heftig und sprang davon, so schnell sie konnte, und steckte ihren Kopf in einen Topf, damit sie die schreckliche Haut nicht mehr sähe. Aber die anderen Tiere liefen zusammen und fragten Kifulu: „Wer hat dir nur die Haut Ulas aufgehängt? Und wie scheußlich sie riecht!“

Da floh Kifulu weiter und fand an keiner Stelle Ruhe. Sie wurde immer scheuer, weil sie sah, daß alle andern Tiere sie mieden. Darum floh sie zum Urwalde hinauf. Dort oben traf sie Menschen beim Rinderschlachten. Sie lief zu den Raben und sprach: „Kommt mit, wir wollen zum Urwalde, dort gibt es Fleisch!“ Die Raben waren schnell dabei und gingen mit. Während sie aber beim Schmause waren, nahm Kifulu die Haut Ulas und warf sie über die Raben. Seit dieser Zeit haben die Raben den weißen Fleck auf dem Nacken.

3. Der Leopard als Sippenglied.

Mosohuo hieß der Ahn der Ndžausippe, der zuerst aus der Steppe an dem Kilimandjaro hoch wanderte. In der jetzigen Landschaft Mahoma ließ er sich nieder.

Er führte einen Leoparden mit sich, der war nicht wie andere, sondern lebte mit den Menschen in ihrem Hause. Wenn eine Frau der Sippe in die Wochen kam, ging er aus in die Nachbarländer und erbeutete Ziegen und Schafe. Jedes Tier trug er zu der Wöchnerin und legte es vor ihr nieder. War die Frau wieder zu Kräften gekommen und ging sie ins Gras, so hütete der Leopard das Kind und paßte auf, daß es nicht ins Feuer fiel. Nun heiratete einmal eine Frau in die Sippe,



die wußte nichts von den Sitten der Wandžau. Auch ihr Kind hütete der Leopard. Er hatte es aber einen Augenblick versehen und als er sich wieder zum Kinde wandte, wollte es eben ins Feuer fallen. Zwar konnte er es noch zurückreißen, aber mit seiner Kralle verletzte er es am Kopfe. Die Mutter kam nach Hause, fand die Wunde und erhob ein Wehegeschrei. Der Leopard erschrak, lief fort und brachte eine Ziege. Die legte er vor ihr nieder. Das Weib aber hörte trotzdem nicht auf zu jammern. Der Leopard eilte wieder fort, kam mit einem Schafe zurück und legte es vor ihr nieder. Aber das Weib weinte ohne Unterlaß. Die Schwiegereltern kamen und sagten: „Laß dich doch erbitten und weine nicht mehr! Gott wird dir auch wieder ein anderes Kind schenken."

Sie aber wollte sich nicht beruhigen lassen. Der Leopard trug ein Tier nach dem andern herbei und wollte sie versöhnen. Als er aber sah, daß keine Gabe ihren Schmerz versöhnte, ging er in die Wildnis und kam nicht wieder.

Jenes Weib hat den Leoparden vertrieben, und seit dieser Zeit schlägt der Leopard Tiere und Menschen auch bei den Wandžau. Doch sagen sie noch heute: „Das war unser Ahn, der uns in die Heimat geleitete."

4. Das Mädchen und der Python.

Es war ein Mädchen, das ging zur Quelle und schöpfte Wasser. Dort traf es einen Python, der lag in seiner Höhle. Sie sah sein herrliches Gewand und faßte Liebe zu ihm. Darum redete sie ihn an und sprach: „Du bists, der mich heimtragen soll!" Die bunten Flecken hatten ihrs angetan. Am nächsten Tage sprach sie wieder zu ihm: „Heimtragen wirst du mich allein." Der Python antwortete: „Wenn ich zu den Deinen komme, dann fresse ich deine ganze Sippe!" Das Mädchen aber glaubte ihm nicht. So oft sie auch ans Wasser kam, redete sie den Python an und sprach: „O mein Eheherr, wie liebe ich dich!" Immer wieder sprach der Python: „Komme ich zu euch, dann fresse ich dein ganzes Geschlecht!" Das ging so viele Tage. Einmal aber fuhr der Python aus seiner Höhle heraus. Jetzt sah das Mädchen mit Schrecken: Ich habe ein Untier geliebt! Sie floh nach Hause. Der Python sprang ihr nach. An jenem Tage aber hatte ihr Vater alle seine Sippen-



genossen zum Stierschlachten eingeladen. Der Python kam über den Schlachtrasen und verschlang Rinder und Menschen, so viel sich um das Fleisch gesammelt hatten. Das Mädchen allein blieb leben, denn sie war vor Angst in den ausgeschütteten Panseninhalt der Rindermagen gekrochen.

5. Der Leopard und das Mädchen.

Es gingen ein paar Mädchen in den Busch, um Ngapilofrüchte zu suchen. Wie sie vor einem Strauche standen, der mit vielen Früchten bedeckt war, sagten sie zueinander: „Wir wollen die Augen zumachen und pflücken, was wir greifen." Das taten sie auch. Eine von ihnen hatte nur unreife Früchte gepflückt, die andern aber reife. Sie gingen nun nach Hause, und auf dem Wege beschauten sie ihre Früchte. Alle andern sagten: „Meine Früchte sind reif, meine Früchte sind reif." Nur das eine Mädchen sagte: „Ach, die meinen sind alle unreif. Was wird meine Mutter sagen!" Darum kehrte sie um und ging noch einmal zu dem Strauch. Dort traf sie einen Leoparden an der Seite des Strauches. Der ergriff sie und sprach: „Was ist das! Diese Ngapilo sind alle mein!" Sie sprach: „Ich wußte nicht, daß sie dein sind, Herr!" „Komm, nun pflücke auch für mich!" Sie pflückte ihm die Früchte, nachher streckte er sich nieder und sprach zu dem Mädchen: „Suche mir jetzt die Läuse ab." Während sie ihm das Fell kraute, schlief er ein. Um den Hals hatte er sich aber eine schöne kleine Glocke gebunden. Die band sie los und floh damit. Als er erwachte, sah er, daß er allein war. Er sprang auf und machte sich an die Verfolgung. Dazu sang er:

„Mein Glöcklein, das kleine,
Das klang so feine;
Ich ging damit ein und aus.
Es ist mir entwunden,
Und bis ichs gefunden,
Kehr ich nicht wieder nach Haus."

Das Mädchen floh immer weiter, aber der Leopard folgte ihm und sang ohne Aufhören sein Lied. Sie lief und lief, bis sie ans Ende der Welt kam, wo sich Himmel und Erde vereinigen. Dort konnte sie nicht weiter. Der Leopard holte sie



ein, ergriff sie und sprach: „Konntest du dir nicht denken, daß ich dich wieder fassen würde?“ Er trug sie nach Hause und machte sie zu seiner Frau.

6. Der Häuptlingssohn und die Hundefresser.

Ein Häuptling schickte vier Männer auf die Reise und gab ihnen seinen Sohn mit. Unterwegs verirrten sie sich und fanden nichts mehr zu essen. Ihr Hunger wurde sehr groß. Da faßten sie den heimlichen Rat, den Hund zu töten, der mit ihnen gelaufen war. Aber der Häuptlingssohn sollte es nicht wissen. Sie töteten den Hund im Gebüsch und schlachteten ihn dort. Das Fleisch aber brachten sie, als sei es auf der Jagd erlegt, und setzten es zum Kochen an. Der Häuptlingssohn fragte: „Ihr eßt hier doch Fleisch. Wo ist aber des Häuptlings Hund, der bis jetzt mit uns war?“ Sie sprachen: „O, den hat ein Buschtier gefressen.“ Er aber sagte: „So werde ich nichts vom Fleische essen, bis ich meines Vaters Hund gefunden habe.“ Da antworteten sie: „Gut, Weinerlich! Gehen wir erst den Hund suchen!“ Sie gingen ins Gebüsch, und hier fand der Häuptlingssohn die abgebrochenen Beine des Hundes. Er rief die andern: „Kommt, es ist gut!“ Nun setzten sie sich nieder und verzehrten das Fleisch. Der Häuptlingssohn aber lehnte ab, was sie ihm anboten. Doch heimlich verbarg er einen Bissen des Fleisches in seinem Gewande. Nach der Mahlzeit wandten sie um, nach Hause zurück. Unterhalb der Landesgrenze aber sprachen sie: „Laßt uns die Kleider ausschütteln, ob nicht etwa einer heimlich etwas bei sich trägt!“ Da fiel aus dem Gewande des Häuptlingssohnes jener Bissen Fleisch. Es war aber am Ufer eines Flusses. Sie sprachen: „Nun wollen wir uns gleich baden!“ Kaum war der Häuptlingssohn mit ihnen ins Wasser gestiegen, da warfen sie ihn in die Tiefe des Wasserbeckens. Es war aber dort eine große Wiese, auf der die Rinder des Häuptlings zu weiden pflegten. Nach der Tat stiegen sie wieder aus dem Wasser und gingen zum Häuptling. Den betrogen sie und sprachen: „Wir stießen auf eine Streifschar von Kriegern. Die verfolgte uns und und wir stoben auseinander, daß keiner mit dem andern floh. Und dein Sohn hat sich nicht wieder zu uns gefunden.“

Nach 4 Tagen wars. Da trieben die Hirten des Häupt-

lings die Rinder auf jene Teichwiese. Die Rinder grasten, und als die Zeit des Tränkens kam, löste sich aus ihrer Mitte der Stier, lief zum Wasser und schrie. Der Häuptlingssohn hörte drunten im Teiche das Gebrüll von seines Vaters Stier. Da sang er:

„Dieser Stier ist des Vaters,
Ist des Vaters Sorora!
Tšingile na tšingile.
Ist wie des Vaters Sorora!
Tšingile na tšingile.
O, ihr Hundefresser!
Tšingile na tšingile."

Die Hirten des Vaters hörten das Lied, bis der Stier getrunken hatte. Dann brüllte er zum zweiten Male.

Nun eilten die Hirten heim und verkündigten es dem Häuptling: „Dein Sohn ist nicht verloren gegangen in der Steppe! Als wir am Teiche hüteten, hörten wir eine Stimme darin, die war deines Sohnes." Der Häuptling aber glaubte es nicht. „Die mit ihm gingen, sagen, er sei in der Steppe verloren gegangen. Wie sollte er nun im Teiche leben."

Am andern Morgen trieben sie noch einmal dahin. Wieder trat der Stier aus der Herde und eilte brüllend zum Wasser, und wieder erklang im Teiche unten das Lied:

„Dieser Stier ist des Vaters,
Ist des Vaters Sorora,
Tšingile na tšingile.
Ist wie des Vaters Sorora,
Tšingile na tšingile.
O ihr Hundefresser,
Tšingile na tšingile."

Sie meldeten es dem Häuptling zum zweiten Male. Nun fragte er sie: „Um welche Zeit hört ihr ihn singen?" Sie antworteten: „Solange der Stier nicht brüllt, singt er auch nicht."

Weiter fragte er: „Mit was für Stimme singt er. Ist es Menschenton oder Geisterton?" Sie sprachen: „Laß einmal die Prozesse der Männer und beliebe mit uns zu gehen. Dann höre selber!" Am nächsten Morgen ging der Häuptling mit ihnen. Und als die Tiere durstig zum Wasser liefen, führte ihn ein Hirte nahe zum Wasser an eine bequeme Stelle.



Nun kam der Stier, blieb am Teiche stehen und brüllte. Aus dem Wasser aber klang es wieder:

Puṅa ī ni ja awu
tša ja wande Sorora
tšingile na tšingile.

Der Vater hörte das ganze Lied, so wie es ihm die Hirten berichtet hatten, und wurde sehr betrübt. Er ging nach Hause und berief heimlich zwei seiner treuesten Ratgeber. Er sprach zu ihnen: „Was ist zu machen? Ich höre, daß mein Sohn noch lebt." Sie antworteten: „Wenn es das ist, was dich betrübt, und er befindet sich an irgendeinem Orte, so wollen wir Rinder stellen, um ihn auszulösen, damit er heimkehren kann." Aber der Häuptling sprach: „Hier helfen keine Rinder. Helfen kann nur, wer zum Wahrsager geht. Er ist an einem Orte, von dem man sich nicht mit Rindern löst." Jetzt sagte es ihnen der Häuptling offen heraus: „Ich wartete, daß einer von euch mir sagen würde: Dein Sohn ist in den Teich geworfen worden."

Aber die Männer antworten: „Sollte nicht auch aus dem Teiche unser Kind wiedergebracht werden können? Es gibt doch nichts, was den Männern zu viel ist!" Der Häuptling aber sagte: „Wenn es möglich wäre, sollte er da nicht schon von selber nach Hause gekommen sein? Wer wird wohl in den Teich hinuntergehen können? Aber laßt es gut sein, ich will den Wahrsager selber befragen."

Beim Wahrsager wurde ihm gesagt: Schlachte ein Rind, nimm seine Eingeweide und wirf sie in den Teich! So wirst du deinen Sohn wiederbekommen!

Das tat er. Die Eingeweide versanken im Teiche, und sein Sohn stieg empor. Er nahm ihn in seine Arme und trug ihn nach Hause. Hier pflegte er ihn lange Zeit. Dann machte er ein großes Freudenfest und rief alle seine Untertanen dazu. Die Männer aber, die seinen Sohn in den Teich geworfen hatten, setzte er besonders für sich in die Nähe der Tür. Nun wurden die Feststiere einer nach dem andern aus dem Hause herausgeführt. Dem letzten aber sprang der Häuptlingssohn auf den Rücken und ließ sich von ihm hinaustragen. Als er nun an seinen Reisegefährten vorüberkam, grüßte er sie mit den Worten: „Guten Tag, ihr Hundefresser!" Kaum sahen sie ihn und hörten seinen Gruß, da verwandelten sie sich; der eine

wurde eine Hummel, der andre eine Fliege, der dritte eine Bremse, der vierte eine Wespe. Dann verschwanden sie. Die übrigen aber freuten sich mit dem Häuptling und verzehrten die Festochsen. Zuletzt wurde auch jener Stier geschlachtet. Da fand sichs denn, daß seine Niere niemand essen konnte, so hart war sie. Darum blieb sie liegen.

Eine alte Frau aber wohnte in der Nähe. Die schickte ihre Enkelin auf den Festrasen, um nachzusehen, ob etwas für sie übrig geblieben sei. Sie fand nur die Niere und brachte sie der Großmutter. Die wollte mit dem Messer die Niere zerschneiden. Aber als sie ansetzte, zerbrach der Stiel. „Bring mir die Bananenhippe!" Das Kind brachte sie. Doch auch deren Stiel zerbrach. „Bring mir einen Topf! Nun will ich sie kochen." Als sie aber den Topf aufs Feuer setzte, zerbrach er. „Bringe einen größeren," — pasu — zerbrach er. Bringe den größten!" — pasu — zerbrach er.

Jetzt geriet das Weib in Zorn, ließ die Niere liegen und ging schlafen.

Das Enkelkind aber hockte noch am Feuerplatz. Da sah es, wie die Niere zersprang und eine Schlange herauskam. Die wurde riesig groß und fing an, die Großmutter zu verschlucken. Das Kind flüchtete sich auf den Oberboden. Die Schlange aber schlang und schlang. Schon war das Weib bis zur Schulter im Schlangenrachen verschwunden. Da tagte es und auf dem Hofe begann der Häuptlingssohn zu rufen: „Großmutter, Großmutter!" Das Enkelkind schrie im Innern des Hauses: „Wo meine Großmutter ist? Gefressen ist sie von einer Riesenschlange!" Der Häuptlingssohn griff nach einem starken Ackerstocke, brach das Haus auf und tötete die Riesenschlange. Die Alte aber nahm er heil aus ihrem Leibe.

7. Der Mann im Federkleid und die Frau im Froschmagen.

Ein Mann heiratete und ging mit seiner Frau auf den Acker. Die Frau hatte aber auf dem Hofe Eleusinekorn zum Darren ausgebreitet auf einer Kuhhaut. Als der Mann nun mit der Frau auf dem Felde ackerte, richtete er sich auf und horchte. „Es ruft mich jemand," sprach er. Er antwortete und rief: „Ich komme gleich." Das war aber eine List von ihm,





Im unteren Bergwald.

denn er wollte nach Hause gehen und das Eleusinemalz essen. Zum zweiten Male antwortete er: „Ja, ich komme.“

Die Frau sagte: „Ackre erst noch ein wenig, dann gehe voraus nach Hause!“ So blieb er noch ein wenig bei der Arbeit, dann eilte er nach Hause. Daheim schnitt er den Ziegen erst Bananenstauden vor, damit sie recht satt würden. Als er damit fertig war, verwandelte er sich in einen Mbunavogel. Der sprang auf die Kuhhaut und pickte das Eleusinemalz völlig auf. Dazu sang er:

„Tolitolitó, ich esse für meine Frau,
Tolitolitó, ich esse für meine Frau,
Tolitolitó, ich esse für einen Menschen.“

So machte er zwei Kuhhäute leer. Dann ging er hin, band die Ziegen los und trieb sie auf die abgeleerten Kuhhäute, damit sie diese recht beschmutzten. Der heimkehrenden Frau sagte er: „Es sind Nachbars Ziegen da gewesen, die haben dein Korn gefressen.“

Am andern Tage ging es ebenso. Da lief sie zum Nachbar und machte ihm Vorwürfe: „Warum schlägst du mich mit deinem Vieh?“ Der sprach: „Das bin ich nicht. Sondern dein eigner Mann verzehrt das Korn. Wenn er sich wieder scheinbar rufen läßt, dann gehe ihm heimlich nach und sieh selber zu!“ Am andern Tage ging sie ihm heimlich nach und sah, wie er den Ziegen vorschnitt. Schließlich kam er aus dem Hause, ward ein Mbunavogel und pickte das Korn auf. Zornig sprang die Frau hervor und rief: „Du bist's also selber, der mein Korn aufzehrt und sprichst, es sei der Nachbar!“

Er flog aufs Haus hinauf und sang:

„Du Schöne, tone
Du junge Frau, tone
Du sahst mich, tone
Eleusine essen, tone
Das Malzkorn essen, tone
Ich bin ein Federling, tone
Ich bin ein Vogel, tone
Ein Steppenfederling, tone
Buschpflaumenrund, tone“.



Und sie sang ihm zu:

„Du Schöner, tone, Du Eheherr, tone, Ich sah dich, tone, Das Eleusine essen, tone, Das Malzkorn essen, tone, Kehre wieder, tone, Buße zahl ich, tone, Bier stelle ich, tone.“

Er aber flog in den Bananenhain und sang wie zuvor. Sie lief ihm nach und bat wieder. Doch er rief: „Ich kehre nicht wieder heim.“ Von Ort zu Ort flog er der Steppe zu, und sie lief ihm nach und weinte.

Da begegnete ihr ein Frosch. Der redete sie an: „Weshalb weinst du so?“ Sie antwortete ihm: „Der Nachbar hat mich verleitet, meinem Manne zuzusehen beim Malzkornessen. Nun ist er davongeflogen in die Steppe.“ Der Frosch fragte: „Wenn ich ihn dir wiederbringe, was gibst du mir dafür?“ „Alle Rinder gebe ich dir dafür.“ „So strecke deine Arme aus!“

Als sie aber die Arme ausstreckte, verschluckte er sie. Dazu verschlang er ihr Haus und alle Rinder. Erst hinter dem Kibo hat er sie wieder ausgespien und sich dort zum Herrn des Heimes gemacht.

8. Die Älteste holt ihre Geschwister und Großmutter hilft ihnen ins Haus.

Ein Weib hatte viel Frucht auf den Acker, aber die Kinder ihrer Mitfrau halfen zusammen, sie ihr zu stehlen. Ging sie auf den Acker und verbarg sich dort, dann kam niemand. Sobald sie aber nach Hause gekommen war, erschienen die Kinder und brachen sich den Mais heraus. Am anderen Morgen fand sie dann ein Feld verwüstet. Sie versuchte einen Bannspruch und sang:

„In der Morgenfrühe ging ich von Hofe,
Wohlgepflegtes ist nun gefressen.
Feldmaus zeig dich, tolo!
Pavian zeig dich, tolo!
Meerkatze zeig dich, tolo!“

Alle Tiere zählte sie auf, aber keines kam. Kaum war sie aber vom Felde gegangen, so kamen die Kinder ihrer Mitfrau wieder und pflückten sich den Beutel voll. Doch am nächsten Morgen überraschte sie die Diebe beim Einsammeln. Da rief sie aus: „Ach, ihr seid es, die meinen Mais einernten!“ Sie hatte noch nicht ausgeredet, als sich die Kinder verwandelten:



eins ward zur Fliege, eins zur Wespe, eins zur Biene und eins zur Hummel. Im Nu waren sie entschwirrt und kamen nicht wieder.

Sie ging zu ihrem Manne und erzählte ihm, was sie gesehen hatte. Der schalt sie aus und sprach: „Wozu hast du ihnen das gesagt!" Sie antwortete: „Konnte ich es wissen, daß sie daraufhin verschwinden würden?"

Der Eheherr ging zum Wahrsager und holte sich Rat. Ihm wurde gesagt: „Geh und schlachte deine älteste Tochter, die dir verblieben ist. Wenn du das tust, wirst du sehen, wie sie alle wieder zu dir kommen."

Aber der Mann wagte nicht, das Kind selber zu schlachten. Als er jedoch merkte, daß ein schwerer Regen kommen wollte, schickte er sie weit über Land. Bald überraschte sie unterwegs der Regen und kältete sie so, daß sie starb. Der Vater hob ihren Leichnam vom Wege auf und schlachtete sie zum Opfer. Daneben band er eine Kuh und eine Ziege in den Bananenhain und versteckte sich dann. Es dauerte nicht lange, da hörte er es: tolo, tolo — und alle seine Kinder kamen und schlachteten Ziege und Rind. Und unter ihnen ging auch die geschlachtete Tochter. Verwundert rief er aus: „Was, da ist auch die Tote!" Als sie das hörten, verschwanden sie wieder mit einem Male. Der Vater ging nach Hause und sagte ärgerlich: to!

Zum zweiten Male suchte er den Wahrsager auf und ließ sich von ihm raten:

„Braue Bier und lade ihre Großmutter dazu ein."

Das tat er. Als er nun mit der Großmutter auf dem Hofe beim Bier saß, sah er etwas herankommen, das war wie ein Erdhörnchen und huschte ins Haus. Ein anderes kam und war wie ein Mäuschen und huschte an ihnen vorüber ins Haus. So kam eins nach dem andern. Als er endlich ins Haus zu blicken wagte, fand er alle seine Kinder vor sich versammelt.

9. Das Fett der Alten.

Vor alters gab es Hyänen im Lande, die mochten nur alte Weiber fressen. Das Fleisch der andern liebten sie nicht. Sie wohnten in Mamba auf einem Platze, der Lego heißt. Sobald es Abend ward, machten sie sich auf die Suche nach alten Weibern. Fanden sie ein Haus mit einer Alten, so er-



brachen sie es, holten sie heraus und verzehrten sie. Viele Weiber hatten sie schon geholt. Aus den Knochen machten sie einen Zaun um ihren Wohnplatz her. Schließlich war nur noch eine Alte im ganzen Lande übrig. Die andern waren sämtlich aufgefressen. Und die Alte wußte: heute kommt die Reihe an mich.

Sie hatte aber zwei Söhne. Zu denen sprach sie: „Heute Abend werde ich gefressen. Wenn ihr mich nun singen hört, dann kommt heraus und steht mir bei!" Die Burschen schliefen aber im Junggesellenhause, das neben der Hütte stand. Als nun der Abend kam, schlossen die Söhne ihrer Mutter Haus und legten sich schlafen. In der Nacht kamen die Hyänen und wollten das Haus aufbrechen, vermochten es aber nicht.

Da riefen sie eine andere hinzu, die hieß mit Namen Abdalaße. Die kam und erbrach das Haus. Nun ergriffen sie die Alte und schleppten sie auf den Hof. Hier sprach sie zu ihnen: „Laßt nur eine kleine Weile ab von mir! Ich will erst noch tanzen. Davon setze ich noch einiges Fett an." Das gefiel den Hyänen und sie sprachen: „Gut, tanze erst!" Und die Alte begann vor ihnen zu tanzen und sang dazu:

„Träufle nieder, süßes Fett,
Träuf ab von der Alten.
Wenn die Alte nur welchs hätt
Tätet ihrs erhalten.
Träufle nieder, süßes Fett,
Träuf ab von der Alten!
O, mein Mtove komm!
O, mein Kimananju komm!
Träufle nieder, süßes Fett,
Träuf ab von der Alten!"

Die Hyänen sahen erst zu. Aber die Weise gefiel ihnen, und bald tanzten sie mit ihr.

Während sie noch beim Tanzen waren, fielen die Söhne über sie her und schlugen mit Hackenstielen auf sie ein, daß sie zerstoben. Da führten die Söhne ihre Mutter in die Hütte zurück und verschlossen sie wieder. Am Morgen aber liefen sie durchs ganze Land und riefen: ē womi, ē womi! Das ist der Kriegsruf. Und viele Leute kamen zusammen mit Pfeil und Bogen und wollten ihnen gegen die Hyänen helfen. Es kam zu einem harten Kampfe. Die Männer schossen mit Pfeilen und die

Hyänen wehrten sich mit den Knochen der alten Weiber, die sie aus ihrem Zaune brachen. Und für jede Hyäne starb auch ein Mann. Aber zuletzt waren die Hyänen alle niedergestreckt.

10. Das Songoenahorn.

In der Hungersnot fand ein Knabe Zuflucht bei einem Fellschaber, der hieß Ljamasara. Dort mußte er das Kind warten. Ljamasara hatte aber in seinem Hause gleich hinter der Türschwelle eine tiefe Fallgrube. Die war mit einer Rinderhaut überdeckt. Als nun Ljamasara aufs Feld ging, befahl er dem Knaben: „Achte auf die Fallgrube und was sich fängt, das zeige mir an."

Da kam ein Hundsaffe und wollte sich Feuer holen. Der sprach zu dem Knaben: „Kafo papa!" Der Knabe dankte und grüßte wieder: „Kafo papa." „Gib mir ein wenig Feuer, Papa!" „Nimm dirs, Papa." „So tue erst die Rinderhaut dort weg, damit ich nicht darauf trete, Papa!" „Tritt ruhig drauf, Papa; es schadet nichts!" Und als er darauf trat — ririri . . . versank er in der Grube.

Nun lief der Knabe vors Haus und rief: „Ljamasara-wu Ljamasara-wu —!" Der fragte vom Acker her: „Was hat sich gefangen?" „Ein Hundsaffe!" „Den iß du; es ist 'ne Laus fürs Kind." Und er verzehrte ihn.

Darnach kam ein Elefant und wollte Feuer holen. Er grüßte: „Kafo papa!" Der Knabe dankte: „Kafo papa." „Nimm das Fell dort weg, damit ich nicht darauf trete, Papa!" „Schadet nichts, tritt nur zu, Papa." Und als er darauf trat — ririri . . . fiel er in die Grube hinunter. Der Knabe rief: „Ljamasara-wu —, Ljamasara-wu —!" „Was hat sich gefangen?" „Ein Elefant!" „So iß du ihn. Das ist 'ne Laus fürs Kind." Und der Knabe aß ihn.

Viele Tiere kamen noch und wollten Feuer holen und es ging immer wieder wie bei den ersten.

Da kam ein Songoena und fiel in die Grube. Und der Knabe rief wieder: „Ljamasara-wu —, Ljamasara-wu —!" Aus der Grube aber sprach's: „Sei still, sei still!" „Ljamasara-wn —, Ljamasara-wu —!" „Sei still, sei still!" Da hörte es der Knabe und das Songoena sprach zu ihm: „Öffne mein Horn und trinke sein Mark!" Der Knabe öffnete das



Horn und trank das Mark. Es schmeckte süßer als Honig. Ein weniges aber tropfte auf die Erde.

Das Songoena entlief. Ljamasara aber kam nach Hause und fragte: „Was gibt's? Du hast mich gerufen." Der Knabe sprach: „Nur weil das Kind schrie, rief ich dich." „Ah und dieses Fett da auf dem Boden, woher stammt das?" „Es ist Schweineknochenmark."

Da brachte Ljamasara einen Schweineknochen und spaltete ihn. Aber sein Mark glich nicht dem auf dem Boden. „Dann ist's vom Elefanten, Vater." Ljamasara brachte einen Elefantenknochen und spaltete ihn, aber sein Mark glich auch nicht dem am Boden. Und nichts fand sich, was jenem Mark geglichen hätte. Da brachte er einen Knochen vom Songoena und spaltete ihn — da floß dasselbe Mark hervor wie dort am Boden. Und Ljamasara sprach: „Gib mir mein Songoena wieder, das du losgelassen hast!"

Am anderen Tage sprach Ljamasara zu dem Knaben: „Komm, wir wollen eine Honigbutte aufhängen." Und sie gingen miteinander zur Steppe. Ljamasara warf das Seil über den Baum, hielt es und befahl dem Knaben: „Steige an ihm empor!" Als er aber oben war, riß Ljamasara schnell das Seil herunter und rief: „Das ist fürs Songoena, das du mir davongelassen hast!" Damit ging er heim und ließ den Knaben auf dem Baume.

Unter dem Baume aber floß ein Bach vorüber. Dahin kamen die Tiere, um sich zu baden. Ein Elefant kam und wusch sich. Der sprach: „Da ist mein Schatten und Speer und Schild! Aber wessen ist dieser?" Der Knabe auf dem Baume rief:

„Es ist der meine, ist der meine!
Weil ich das Songoena rettete, läßt man mich hier alleine."

Da schlug der Elefant an den Baum und sprach: „Hast du das Songoena gerettet, so bin nicht ich's!" Und ging davon.

Viele Tiere kamen und sprachen wie der Elefant. Zuletzt kam das Songoena und sprach: „Da ist mein Schatten und Speer und Schild. Aber wessen ist dieser?" Der Knabe auf dem Baume rief: „Es ist der meine, ist der meine.
Weil ich das Songoena rettete, läßt man mich hier alleine."

Das Songoena horchte und rief: „Hehe!" Noch einmal sang der Knabe.



Nun sang das Songoena:

„Ombe lo mndumī som-som!
Lukoje ruwa som-som!
Lukoje ringo, som-som!
Ombe lo mndumī som-som!“
„Horn des Herrn, aufwärts, aufwärts!
Rühre an die Sonne, aufwärts, aufwärts!
Rühre an den Himmel, aufwärts, aufwärts!
Horn des Herrn, aufwärts, aufwärts!“

Und das Horn streckte sich empor und reichte bis in die Baumkrone. Da sprach das Songoena zum Knaben: „Öffne und trink und erbrich es wieder!“ Der Knabe trank und erbrach Baumrinde, mit der er seinen Hunger stillte. Dann trank er aufs neue und sättigte sich.

Nun sang das Songoena:

„Horn des Herrn,
fuje-fuje, niederwärts!
her zur Erde,
fuje-fuje, niederwärts!“

Und das Horn verkürzte sich wieder und brachte den Knaben mit herunter. Der Knabe aber betrog das Songoena und sprach: „Komm, geleite mich nach Hause.“ Das Songoena ging mit ihm, und er führte es wieder zu Ljamasara. Es stürzte in die Grube und er rief: „Ljamasara-wu —, Ljamasara-wu!“ Und Ljamasara kam und empfing sein Songoena.

Der Knabe aber blieb nun immer bei Ljamasara.

11. Ich war ein Mensch wie du.

In Oru lebte ein Mann, der hieß Makū Ngovi. Seine Sippe grüßt man auch noch ʼSājo. Er war schon alt und hatte keine Kinder. Eines Tages ging er zur Steppe hinunter und sah nach seiner Fallgrube. Da fand er ein Zebra darin; das verhielt sich ganz still. Er rief: „Hei, da gibt es Fleisch!“ Das Zebra aber begann zu reden und sprach: „Makū, ich bin kein Schlachttier, sondern ich war ein Mensch wie du.“

Makū erschrak, deckte die Hand über die Lippen und sprach: „Das Zebra redet wie ein Mensch und kennt mich bei Namen, wie geht das zu? Ich will die andern Jäger rufen.“

Das Zebra sprach: „Warum willst du die andern Jäger



rufen und mich töten lassen. Ich war ein Mensch wie du. Hilf mir davon! Hoi Ngovi, hoi 'Säjo!" Und Makū sprach: „Weil du ein Mensch warst, will ich dich retten." Er holte eine Stange und ließ sie zum Zebra hinunter, aber das konnte sich nicht daran festhalten. Da brachte er eine Liane und zog es herauf. Als es wieder auf dem Erdboden stand, sprach es zu ihm: „Ich war ein Mensch wie du. Das wirst du merken. Rinder und Ziegen werden sich dir mehren und Kinder sollst du bekommen und aufziehen. Und ein Elefant wird in diese Grube stürzen. Für seine Zähne wirst du 10 Rinder und 10 Ziegen erhalten. Schlachte davon 8 Rinder und 8 Ziegen und opfere sie deinen Großvätern, die mich in diese Grube gleiten ließen. Zwei Rinder und zwei Ziegen behalte, damit du habest, was du deinen Söhnen hinterläßt." Mit diesen Worten ging das Zebra davon. Von dem Tage an schlug dem Makū nichts mehr fehl. Seine Rinder warfen Kälber und sie kamen hoch und Kinder wurden ihm geboren in seinem Alter. Da ging er zum Wahrsager und erzählte ihm alles. Der befahl ihm: „Geh an die Fallgrube und opfere ein Schaflamm." Das tat er, und in der Grube fing sich ein Elefant. Und er opferte jene Rinder und Ziegen an seine Vorfahren.

Da hörte er eines Abends das Zebra durch seinen Hain kommen. Und es sang:

„Hinleger, ich trennte dir das Herz,
daß der Tod nicht käme."

Makū trat heraus und es sprach zu ihm: „Habe ich dir nicht gesagt, ich war ein Mensch wie du?" Und Makū dankte ihm für die Rinder und Kinder. Als er starb, befahl er, daß keiner seiner Nachkommen ein Zebra töten oder verzehren dürfe, und fluchte jedem, der es wagen würde. Seitdem halfen die Wangovi jedem Zebra aus der Grube heraus. Wenn es sich aber verletzt hatte, überließen sie es andern Leuten. Sie selber aßen kein Zebrafleisch.

12. Die Heilschnecke.

Droben im Urwalde, dort wo man es nennt Ko-Mrungya, hat früher eine riesengroße Schnecke gelebt, die hieß Lewari. Als einmal Leute ein totes Kind in den Busch hinauswarfen in ihre Nähe, legte sie sich darüber und überschleimte es.



Plötzlich hörten die Leute das Kind schreien, und als sie herzuliefen, fanden sie es wieder belebt. Die Schnecke hatte es auferweckt. Von nun an trugen die Leute ihre Toten vor die Schnecke, und sie machte jeden wieder lebendig. Darum ehrten sie die Schnecke sehr und nannten sie ihren mku, den Sippenahnen. Von jedem Opfer schickten sie darum 30 Opferfleischstückchen wohlabgezählt in einer Holzmulde hinauf zu ihr. Eines Tages wollten sie ihr wieder diesen Tribut schicken und gaben ihn einem Kinde mit der strengen Weisung, es solle nichts davon nehmen, denn das würde die Schnecke merken. Das Kind aber war ein Dieb und nahm ein Stück davon. Die Schnecke sah die Gabe an und merkte, daß ein Stück davon fehlte. Da warf sie die Fleischstückchen auf die Erde und ging davon, und nie sah man sie wieder.

In der Landschaft Mbokomu aber erzählen sie von einer andern Ursache, die den Totenerwecker von ihnen nahm.

Die Mbokomuleute lebten im Streite mit einem Häuptling, der damals über ihnen im Urwald wohnte. Aber sie führten ihre Kämpfe recht unbekümmert, denn jeden Erschlagenen trugen sie vor jene Schnecke, die machte sie ihnen wieder lebendig. Davon wußte aber der Urwaldhäuptling nichts. Er fragte immer wieder ganz verwundert: „Wie kommt es, daß jene immer wieder in gleicher Zahl kommen, und meine Leute nehmen doch nach jedem Kampfe ab?“

Da kam ein Weib aus Mbokomu zu ihnen empor und sprach: „Gebt mir reichlich und gut zu essen, dann will ich euch verraten, wie es kommt, daß die da unten so zunehmen.“ Man gab ihr mit Freuden, was sie verlangte. Und sie führte sie zu der Schnecke. Des Häuptlings Krieger stießen ihr alle ihre Speere in den Leib und töteten sie. Vier Tage und vier Nächte floß das Blut durch alle Täler zur Steppe hinunter, und es rauschte in ihnen, als liefen da Bäche.

13. Die hilfreiche Schlange.

Mädchen gingen, Gras zu sicheln. Als sie genug beisammen hatten, bündelten sie es mit Bastbändern, die sie mitgenommen hatten. Eines von ihnen schlang das Band ums Bündel, aber als sie es festzog, zerriß es. Sie suchte ein andres. Auch das zerriß. Ihre Gefährtinnen legten sich gegenseitig die Last auf den Kopf und ließen sie endlich allein. Sie



holte eine Liane — auch die zerriß. Ratlos stand sie vor ihrem Bündel und weinte. Da kam eine Schlange aus dem Gebüsch hervor und redete sie an: „Wenn ich dir binden helfe, was gibst du mir dafür?" Sie sprach: „Ich gebe dir meines Vaters Rind." Die Schlange antwortete: „Darnach frage ich nichts." „Dann sollst du den Schafbock haben." „Darnach frage ich nichts." „Dann nimm den Ochsen, der daheim zur Mast steht." „Darnach frage ich nichts." „Dann will ich deine Frau werden!" „Ja, das gefällt mir!"

Jetzt wand sich die Schlange um das Grasbündel, daß kein Halm abfallen konnte, und sprach zum Mädchen: „Lege dir das Bündel auf, aber wenn du es wieder ablegst, dann tue es recht behutsam, damit ich nicht zerdrückt werde."

Das Mädchen hob sich das Bündel auf den Kopf, und die Schlange hielt es fest zusammen. Unterwegs sprach die Schlange: „Weil wir nun gehen, so sage mir doch, wohin willst du mich bergen bei Euch daheim?" Das Kind antwortete: „Bei meines Vaters Hofe steht ein alter Feigenbaum. Der hat ein schönes Astloch. Dahinein kannst du dich bergen."

Das Mädchen ging weiter, und die Schlange hielt das Gras fest zusammen. Daheim wand sich die Schlange los und ging in das Astloch des Feigenbaumes. Das Mädchen aber nahm seine Abendkost, die man ihm beiseite gestellt hatte, und trug sie der Schlange im Astloche zu. „Es ist mein Mann," dachte sie, „und ich muß ihn versorgen." Das ausgeleerte Holzschüsselchen aber trug sie wieder ins Haus zurück. Das ging so einige Tage. Schließlich aber fragte sie der Vater: „Wo gehst du nur immer mit deinem Essen hin?" Sie antwortete: „Ich esse es lieber auf dem Hofe." Das nächste Mal ging ihr der Vater nach und sah die Schlange im Astloche. Als das Mädchen zurückkam, fragte er sie: „Bist du fertig mit deinem Essen?" Sie sprach: „Ja." Da nahm er eine Schnittstange für Bananen, band dürre Bananenblätter an die Spitze und tat Feuer hinein. Das hielt er in jenes Astloch und verbrannte die Schlange. Am andern Tage nahm das Mädchen wieder seine Eßschüssel und trug sie zum Feigenbaum. Sie hielt die Schüssel zum Astloche empor und rief: „Mein Eheherr, ich bring dir Speise." Aber aus dem Astloche drang Leichengeruch. Weinend ging das Mädchen nach Hause. Am Hoftor wischte sie sich die Tränen ab, damit sie nicht gescholten würde.

Sie setzte sich in die Hütte und war traurig. Der Vater fragte sie: „Warum bist du so traurig?“ Sie sprach: „Es ist nichts.“ „Hast du dein Essen verzehrt?“ „Ja.“ „Schmerzt dich noch Hunger?“ „Nein.“ „Hat dich jemand geschlagen?“ „Nein.“ „Was war denn das, das gestern Essen zu einer Schlange trug? Die habe ich nun getötet!“ Da weinte das Mädchen aufs neue. Der Vater aber sprach: „Warum weinst du, daß ich sie getötet habe? Ich habe sie doch nur erschlagen, damit du dich an der Speise sättigst und wachsen kannst!“

14. Der Reif der Schlange.

Ein Jäger ging zur Steppe und wollte seine Wildgrube beschauen. Als er in die Steppe kam, begegnete ihm eine Schlange, die hatte einen sehr großen Kopf, aber ihr Leib war so dünn wie gedrehte Rindersehne, und wo sie vorüberging, schnitt sie ein, wie das Scharteneisen, das der Schmied macht, um damit ein Kuhhorn abzuschneiden. Die Schlange sprach zum Jäger: „Wohin des Wegs?“ Er antwortete: „Ich will meine Wildgrube besehen.“ „Folge mir! Wir wollen miteinander gehen!“ „O nicht doch, Herr! Laß mich nach meiner Wildgrube!“ „Wenn nun aber schon jemand die Wildgrube aufgebrochen hat?“ „Wer kann's wissen, Herr!“ Und der Mann ging und besuchte seine Wildgrube.

Als er vor die Grube kam, sah er die Schlange darin, der er begegnet war. Sie hatte sich zusammengerollt und füllte die ganze Grube aus. Da ging er weg. Unterwegs begegnete ihm die Schlange wieder. Er sprach zu ihr: „Ich fand, daß schon ein andrer meine Grube aufgebrochen hatte.“ Die Schlange sprach: „Komm jetzt und geh mit mir!“ Und er ging mit der Schlange. Als die Sonne in der Mitte ruhte, sprach der Mann: „Jetzt ergreift mich der Hunger.“ Die Schlange sprach: „Ah, wenn ich dir einen Rotbock gebe, wirst du den zwingen können?“ „Ein wenig werde ich davon essen, Herr.“

Da nahm die Schlange einen Reifen von ihrem Schwanze und bespuckte ihn und sprach: „Ringlein, gib heraus ein Böcklein!“ Und ein Rotbock kam. Der Mann tötete und häutete ihn. Dann sprach er zur Schlange: „Woher nehme ich nun aber Feuer zum Braten?“ Die Schlange spuckte wieder auf den Reifen und sprach: „Ringlein, gib Feuer hervor!“ Und



Feuer kam. Der Mann briet sein Fleisch und nahm das übrige mit auf die Reise. Nach zwei Tagen war es aufgezehrt. Und der Mann sprach: „Mich ergreift Hunger!“ Die Schlange fragte: „Wenn ich dir ein Rind schlachte, mit wem willst du's essen?“ „Das weißt du allein, Herr!“ Und die Schlange spuckte auf den Reifen und rief: „Ringlein, laß fünf Männer hervor!“ Und die Männer erschienen. Sie spuckte wieder und sprach: „Ringlein, lasse ein Rind hervor!“ Und das Rind kam. Es wurde geschlachtet und verzehrt. Den Rest bündelten die Männer ein und nahmen ihn als Reisekost mit. Zwei Tage wanderten sie noch. Am dritten Tage kamen sie vor das Heim der Schlange, eine Höhle.

Als sie dorthin kamen, verschwanden meru-meru jene fünf Männer und kehrten in den Reifen der Schlange zurück.

Die Schlange sprach zum Jäger: „Jetzt sind wir daheim. Hörst du es nun kommen: pu, pu, pu, pu — das ist meine Mutter. Hörst du es aber: ruru-ruru-ruru — das ist mein Vater. Hörst du es aber kaka-kaka-kaka — das ist mein großer Bruder. Wenn du einen solchen Ton hörst, mußt du dich ganz still verhalten in deinem Verstecke!“

Die Schlange ging mit ihm hinein in die Höhle und legte sich zum Schlafen nieder. In ihren Ringen aber verbarg sie den Jäger, daß ihn niemand sehen konnte. Und er hörte jene Töne, wie ihm gesagt war. Die Schlangen kamen und witterten den Geruch des Jägers. Sie fragten: „Was stinkt hier so nach einem, der's Leben hat?“ Die Schlange antwortete: „Das kommt wohl davon, daß ich im Busche war.“ Aber sie fragten alle Tage wieder. Da lehrte die Schlange den Jäger, wie er entkommen könne. Sie sprach: „Wenn du gehen willst, so streife mir einen Reifen vom Schwanze und entfliehe damit! Verfolgen sie dich nun und kommen dir nahe, dann spucke auf den Reifen und sprich: „Ringlein, laß Feuer hervor, das brenne hinter mir!“ Und was du sonst brauchst auf dem Wege, das kannst du dir von ihm wünschen.“

Andern Tages waren die Schlangen wieder da und sprachen: „Es riecht hier doch im Hause, als sei da etwas, das Leben hat!“ Die Schlange sprach: „Es kann wohl sein.“ Da gürtete sich der Mann zur Flucht, streifte den Reifen ab und entfloh. Als die andern das merkten, verfolgten sie ihn. Er hatte aber einen guten Vorsprung. Doch sie erreichten ihn. Aber da spuckte er auf den



Reifen. Feuer brannte das Gras hinter ihm, und wenn der Buschbrand nieder war, hatte er wieder Vorsprung. Das geschah so lange, bis es die Schlangen müde wurden und umkehrten.

Wie er so allein durch die Steppe wanderte, fürchtete er sich. Er redete mit seinem Reifen und sprach zu ihm: „Ringlein, schaff Menschen!“ Und Menschen kamen. Er wanderte mit ihnen, und die Speise beschaffte ihnen der Reifen. Endlich kamen sie an einen ganz ebenen Ort. „Hier wollen wir bleiben!“ Aber er sprach zu den Leuten: „Wartet hier, bis ich nachgesehen habe, ob da auch Wasser ist.“ Er ging abseits und sprach zum Reifen: „Ringlein, schaff einen Graben ums Land!“ Und der Graben ward. Er wünschte sich nun Bananenhaine ins Land und Hütten und Männer und Frauen.

Und alles erstand.

Dann ging er, rief seine Begleiter und führte sie in dieses Land. Er sagte ihnen, es sei eine Siedelung der Masai, die diese verlassen hätten. Jedem Manne gab er einen Hof und Weiber und Vieh. Er aber ward ihr Häuptling.

Noch hatte ihm die Schlange befohlen: „Alles darfst du essen. Aber von jenem Wilde, das man Kindinga nennt, darfst du nichts genießen!“ Nun sammelten sich in seinem Lande allerlei Leute. Unter ihnen waren auch Wildgrubenjäger. Einer brachte eines Tages ein Kindinga mit nach Hause. Sie richteten es zu und setzten sich zum Schmause nieder. Während des Essens kam der Häuptling. Er sprach zu den Männern: „Männer, was eßt ihr da? Gebt mir auch etwas ab!“ Sie sprachen: „O nein, Herr! Das ist ein Kindinga, von dem darfst du nichts essen. Aber gelüstet es dich nach Fleisch, so wollen wir dir ein Mastschaf bringen.“ Der Häuptling lehnte das ab. Sie sprachen: „Es ist dir verboten, Herr! Wir wagen nicht, es dir zu geben. Willst du dir dennoch nehmen und verderben, so verdirbst du dein Land mit dir durch die eigne Hand!“ Und der Häuptling trat heran und schnitt sich ein fettes Stück herunter und aß es. Kaum hatte er einen Bissen verschluckt, so hörte er alle Dinge reden. Die Erde, das Vieh, die Menschen und Bäume riefen: „Der Häuptling ißt ein Kindinga, der Häuptling ißt ein Kindinga!“

Mit einem Male war er wieder ein armer Mann geworden wie an jenem Tage, wo er der Schlange begegnete und seine Wildgrube beschaute.



15. Die gutmütigen Hyänen.

Es borgte sich einer den Speer seines Nachbars. Er begegnete damit einer Hyäne und warf den Speer nach ihr. Die aber entfloh mitsamt dem Speer. Der Nachbar forderte sein Eigentum zurück. „Ach Bruder, den warf ich nach einer Hyäne, die ist damit verschwunden.“ „Das mag sein wie es will — meinen Speer bringst Du mir wieder!“

Er bot ihm eine Ziege für den Speer. Der Nachbar nahm sie nicht an. Er brachte ein Rind. Der Nachbar nahm es nicht an. Er brachte sein Weib. Der Nachbar nahm es nicht an. Er brachte sein Kind. Der Nachbar nahm es nicht an. Da ging er fort nach der Behausung der Hyänen und sprach zu ihnen: „Gebt mir meinen Speer wieder. Er war nur entliehen und der Eigentümer macht mir den Prozeß!“ Die Hyänen reichten ihm eine Bananenblattrippe. Er nahm sie nicht und sprach: „Das ist nicht der rechte!“ Darüber lachten sie sehr. Dann aber gaben sie ihm den Speer. Den brachte er seinem Nachbar wieder.

16. Der Frosch als Retter.

Ein Mädchen ging zur Steppe ins Gras, verirrte sich aber und fand den Heimweg nicht wieder. Als es weinend neben seinem Bündel stand, sah es einen Frosch auf der Erde sitzen. Eilig nahm es sein Bündel auf und ging weiter. Es lief und lief — am Abend fand es sich an derselben Stelle. Und morgens, als es auf seinem Bündel erwachte, saß wieder der Frosch vor ihm. Aufs neue suchte es den Weg nach Hause und kam abends nur wieder an dieselbe Stelle. Und vor ihm saß der Frosch. Es weinte und jammerte. Da fing der Frosch an zu reden und fragte es: „Was gibst du mir, wenn ich dich nach Hause bringe?“ Das Mädchen sprach: „Mein Vater gibt dir Rind und Ziege.“ „Ist das gewiß und wahr?“ „Das tut mein Vater ganz gewiß.“ Da befahl der Frosch dem Mädchen: „Setze dich nieder!“ Das Mädchen setzte sich, die Beine gegen den Frosch gestreckt. Nun begann der Frosch das Mädchen zu verschlucken, zuerst die Beine — die rutschten bis in seinen Magen — zuletzt den Kopf, der bettete sich schön in seine Kehle. Mit dem Mädchen in seinem Leibe begann er nun bergan zu hupfen. Das ging freilich



langsam. Aber wie groß war er auch geworden! Alle, die an ihm vorübergingen, verwunderten sich darüber. Die Frauen kamen mit ihren Grasbündeln und riefen erschrocken: „Seht den großen Frosch! Was hat der wohl gefressen: ni ki kilije?"

Und: ni ki kilije äffte es sie in der Kehle des Frosches. Da erschraken die Frauen und eilten davon. Wildgrubengräber kamen und riefen erstaunt: „Seht den großen Frosch! Was hat der wohl gefressen: ni ki kilije?"

Und: ni ki kilije äffte es sie in der Kehle des Frosches. Da sprangen sie erschrocken in den Busch. Unangefochten kam der Frosch bis in die Bananenhaine. Am Hoftore blieb er sitzen und rief: „Wŏa wŏa?" Da kam des Mädchens Mutter und sah ihn. „O was will der große Frosch?" Sie lief so schnell ins Haus zurück, daß sie nicht einmal das Echo hörte aus der Kehle des Frosches: „O was will der große Frosch!" Nun kam der Vater herbei und staunte ihn an: „Was hat er wohl gefressen, ni ki kilije?" Und: ni ki kilije äffte es ihn in der Kehle des Frosches. Jetzt floh auch er und rief alle seine Brüder zusammen. Die standen scheu um das Tier herum und wußten nur den Rat: „Schicke zum Wahrsager!" Als sie aber alle versammelt waren, begann plötzlich der Frosch zu singen:

„Pororo
Ndžirie mana oko na tingo,
Ndžirie mana oko na kiloṅu.
Ich trage mein Kind unterm Schulternblatt,
Ich trage mein Kind mit der Kehle."

Rä — erbrach er das Mädchen auf den Hof! Zuerst erschien der Kopf, zuletzt die Beine. So war es richtig nach Hause gebracht. Da freute sich die ganze Sippe sehr, denn sie hatten geglaubt, es sei von wilden Tieren zerrissen. Das Mädchen erzählte den Seinen, was es dem Frosch versprochen hatte. Da brachte der Vater ein Kalb und ein Schaf herzu und schlachtete es für den Frosch. Der sättigte sich daran. Er wurde wieder so klein wie andere Frösche und hüpfte durchs Hoftor davon zu seinen Gefährten.

17. Ngurusunu.

Vor alters lebte ein Mann, der hatte weder Frau noch Kind noch Kuh. Nur ein Schaf besaß er. Doch er sann



darüber nach, wie er wohl ein Reicher werden könnte. Er machte sich auf und ging zu einem berühmten Wahrsager. Den fragte er nach dem Wege zum Reichtum. Doch der sprach: „Wie ich auch nachdenke, ich kann dir deine Armut nicht abnehmen. Aber mit einem Ratschlag darf ich dich entlassen. Geh auf die Reise und wandre unbeirrt zu! So wirst du endlich an einen großen Baum kommen. In dem sind alle Dinge. Dort wirst du auch deinen Reichtum finden.“

Der Arme ging nach Hause, schlachtete sein einziges Schaf und kochte sich davon seine Wegkost. Nun machte er sich auf eine lange Reise. Er ging Tag um Tag und kam zu einem sehr hohen Baum, der stand nahe am Wege. Sonnenglut brannte und er barg sich im Schatten des Baumes. Der Schatten machte ihn recht fröhlich, denn es war dort sehr kühl. Als er darum wieder aufstand, schlug er vor Freude mit seinem Fleischbündel an den Stamm. Da begann es auf einmal im Baume zu dröhnen. Der Mann wurde von Furcht gepackt. Er sprang auf den Weg und eilte davon. Hinter ihm aber klang es wie Rinder und Kinder, und eine Stimme sang:

„Kauf es nicht unbesehen, schau dich um,
Kauf es nicht unbesehen, schau dich um!“

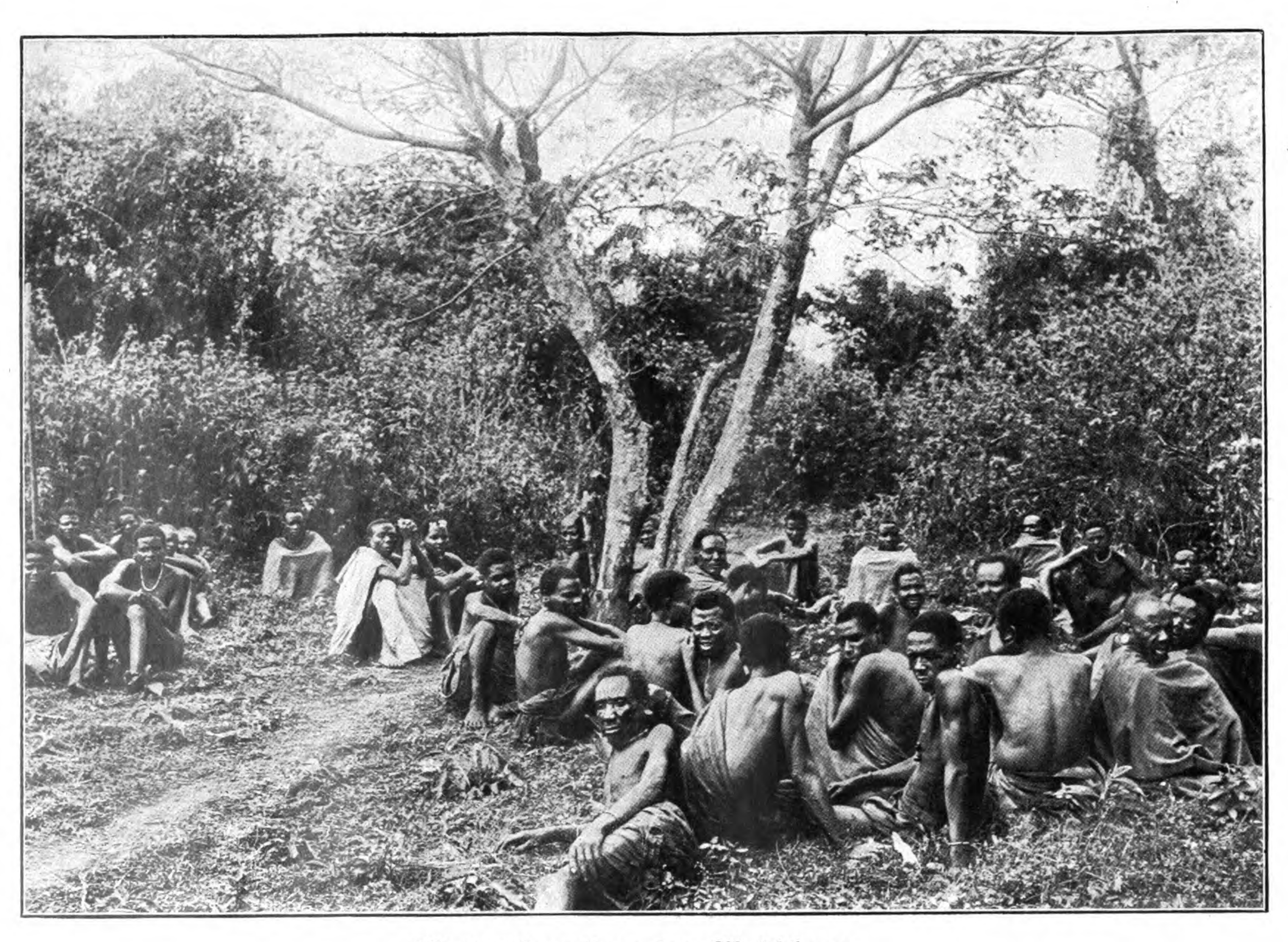
Als er das verstand, wendete er sich um. Ein Gewimmel von Vieh und Kindern erblickte er da auf dem Wege zu ihm. Er schritt ihnen froh entgegen. Doch als er nahe kam, kehrte alles um und verschwand wieder in jenem Baume.

Verwundert kehrte er heim und sagte traurig: „Es ist mir zu Wasser geworden.“ Zu Hause erzählte er den Brüdern, was ihm begegnet war. Die gingen an jenen Ort, sahen aber gar nichts. Zu Hause aber war noch der jüngste Bruder, den verachteten sie, weil er krätzig war. Sie nannten ihn darum Ngurusunu. Der sprach: „Ich will's versuchen, die Rinder nach Hause zu bringen.“ Sie verlachten ihn. Er aber ging und fand den Baum und schlug daran mit der flachen Hand. Da kamen ein Stier und ein Mädchen heraus. Ngurusunu begann zu singen:

„O Stier, ich bin der arme Ngurusunu!
Als den Krätzigen verlachen mich die Brüder.“

Der Stier führte ihn ans Wasser, wusch ihn und schabte ihm den ganzen Ausschlag fort. Das Mädchen aber kam und





Ratsversammlung der Wadschagga.

salbte ihn mit Butter. Dann brachten sie ihm Fleisch und Milch zur Labe. Nun nahm ihn der Stier auf seinen Rücken und sprach: „Schlage wieder an den Stamm!“ Er schlug und ein Dröhnen begann im Baum. Der Stier eilte mit ihm voran und sang:

„Schau nicht rückwärts, schau nicht rückwärts,
Sondern nur voran!
Schau nicht rückwärts, schau nicht rückwärts,
Ein Häuptling wirst du dann!
Rinder und Kinder sind dann dein,
Ihr Herr und Vater wirst du sein.“

Hinter sich im Gewimmel aber hörte er Kinder singen:

„O Ziegenbock, o Ziegenbock,
Das Vieh geht alles fort, geht fort.“

Der Ziegenbock aber sang:

„Laß laufen, laß laufen
In hellen Haufen, in hellen Haufen!
Die aus Okuma kamen,
Wie sie aus Dschagga kamen,
Wie sie aus Kahe kamen,
Wie sie aus Rungu kamen.
‚Ich schlage‘, schickte zur Schimbofrau,
‚Ich raube‘, schickte zur Schimbofrau,
Da verging das Vieh von Kahe.“

Wieder sangen die Kinder:

„Kauf es nicht unbesehen, schau dich um!
Die Kinder sind ja dein, hehe.
Kauf es nicht unbesehen, schau dich um!
Die Kinder sind ja dein, hehe.“

Der Stier aber sang immer wieder:

„Schau nicht rückwärts, schau nicht rückwärts,
Sondern nur voran!“

Ngurusunu wandte auch kein Auge nach rückwärts und brachte Rinder und Kinder glücklich heim. Das gab ein großes Getöse im Lande. Alle Brüder kamen und rühmten ihn um seinen Reichtum. Aber nach kurzer Zeit schon suchten sie Streit



mit ihm und töteten ihn. Sein Vieh trieben sie auf ihre Höfe, denn darauf hatten sie es ja abgesehen. Darunter aber war auch der große Stier und das Mädchen, das ihm vorsteckte. Der Stier wurde von diesem Tage an unzähmbar wild und das Mädchen entwöhnte sich der Menschen und verbarg sich im Gebüsch. Das verleidete den Brüdern jenen Ort, und sie wanderten aus. Der Stier aber sammelte alle Knochen des erschlagenen Ngurusunu und zählte sie, daß keiner fehle. Dann verbarg er sie alle in seinen Nasenlöchern und trug sie bis zur neuen Siedelung. Dort bat das Mädchen die Hofmutter um eine Melkkalabasse. In die hinein nieste der Stier alle Knochen Ngurusunus. In dieser Kalabasse wuchs nun Ngurusunu, denn das Mädchen sang täglich ein Lied über ihn:

„Ngurusunu kulemedeo,
kuwunde-wunde tša kambingu na kandoviro.
Verlassener Ngurusunu, runde dich, runde dich!
Wie Schutzreifen und Buschpflaume!"

So tat sie alle Tage, bis die Kalabasse zersprang, denn Ngurusunu war so gewachsen, daß er den Behälter ausfüllte. Sie hob ihn auf und verbarg ihn in eine große Milchkalabasse. Als auch diese von ihm zersprengt wurde, legte sie ihn in einen Brautopf. Als dieser unter seinem Wachstum zerbrach, fand sich kein Gefäß mehr, das ihn aufnehmen konnte. Darum hüllte sie ihn in ein Rinderfell und gab ihn seiner alten Mutter zur Pflege. Hier wurde er wieder ein Mann. Da ging die Mutter zu seinen Brüdern und sprach: „Wohlan, schlachtet jetzt den Stier des Ngurusunu." Das taten die Brüder. Als sie aber gerade dabei waren das Fleisch zu teilen, trat Ngurusunu mitten unter sie mit Schwert und Speer und Schild, und auf jeder Hüfte trug er noch eine Keule. Hui, stoben sie auseinander, so wie sie standen beim Fleischteilen. Sie sagten voll Entsetzen: „Diesen Ngurusunu haben wir getötet, und nun ist er wieder auferstanden!" Ngurusunu schlug einen Teil nieder, der andere entkam. Dann sammelte er alle um sich, die vor Schreck erstarrt und nicht geflohen waren. Die baten um ihr Leben, weil sie nichts wüßten von der Untat. Denen gab er das Fleisch zu essen. Als sie das Fleisch gegessen hatten, überfiel sie ein großer Durst und in der Nähe war kein Wasser. Sie schickten die jungen Burschen aus zum



Wasserholen. Die nahmen ihre Kalabassen und gingen. Am Wege aber saß der Nonjongovogel im bunten Schmuck seiner Federn auf einem niedrigen Baume. Der sah auf die Burschen hin und sang:

„Lanje wanake, lanje walewu
tangireń rutši mhende-he mhende-he.
Lanje wanake, lanje walewu
tangireń rutši mhende-he mhende-he
Mulaambuje Nonjongo.
Ihr Burschen, ihr Brüder!
Teilt einander zu vom Wasserschwall.
Geht nur immerzu und schaut nicht
auf den Nonjongo."

Ganz verwundert blieben die Burschen stehen, sahen erstaunt auf den Vogel und vergaßen dabei das Weitergehen. Sie setzten sich auf den Weg und klagten: „Was mag wohl dieses Vorzeichen bedeuten und von woher kommt es?"

Die Männer warteten auf das Wasser und schickten andre aus. Die fanden jene ersten auf dem Wege und schalten sie als boshaft und saumselig. Da begann der Vogel wieder zu singen:

„Ihr Burschen, ihr Brüder!
Teilt einander zu vom Wasserschwall!
Geht nur immerzu und schaut nicht auf den Nonjongo!
Aus der östlichen Fremde kamen die Nonjongo.
Sie kamen mit dem Stabe ‚Ich zerbreche'.
Tsiritsi hija-kaja-le hija kule."

Vom Durste gepeinigt, gingen auch die Alten vom Schlachtplatze weg und fanden die andern vor dem Vogel auf dem Wege sitzen. Als der Vogel sie alle um sich sah, sang er auf einmal:

„Ndehe tsose, kureń na kureń,
Ihr Vögel alle, steht auf, steht auf!"

Da flogen von allen Seiten die Vögel nach dem Schlachtplatze und verzehrten alles Fleisch, daß auch kein Faserlein am Knochen blieb. Zuletzt flog auch Nonjongo herzu und wollte mit essen. Er geriet in großen Zorn, als sich nichts für ihn übrig fand, und sang nun:

4*



„Ndehe tsose, sień na sień!
Ihr Vögel alle, vergeht, vergeht!“

Während dies Lied erklang, fiel ein Vogel nach dem andern um und war tot. Nur Orihu, das Rotröckchen, blieb übrig. In seinem Schnäbelchen hing noch eine Faser Fleisch. Die trug es dem Nonjongo zu und bat: „Sei nur zufrieden und iß das und laß die andern wieder leben.“ Da sang Nonjongo:

„Ndehe tsose, rukeń na rukeń:
Ihr Vögel alle, steht wieder auf, steht wieder auf!“

Und alle Vögel erhoben sich und flogen davon. Inzwischen waren jene Männer doch bis zum Wasser gekommen, denn als Nonjongo zum Schlachtplatze abflog, hatte sich der Bann von ihnen gelöst. Zurückgekehrt fanden sie das Fleisch völlig aufgezehrt und nur die Knochen übrig. Sie sprachen zueinander: „Nun wissen wir, was der Vogel sang. Wir haben ein Unheilrind gegessen. Das wollen wir nicht wieder tun, damit wir nicht aussterben.“

Von dieser Zeit an wagten sie dem Ngurusunu nichts mehr zu tun. Er wurde alt und genoß seinen Reichtum in Frieden. Aber seine Geschichte konnten die Menschen nicht vergessen und trugen sie von Land zu Land.

18. Das Lied der Kuh.

Der Häuptling Rindi von Moschi ließ einen Kriegszug nach Kireri unternehmen. Das sind die Landschaften von Mamba bis Tšimbi. Mit vielen Rindern kamen die Krieger zurück. Der Häuptling verteilte die Beute. Mtana Tšuwa, ein angesehener Totschläger, bekam zwei schöne Rinder. Er führte sie in sein Haus und legte ihnen Gras vor. Sie schnoben darüber hin, fraßen aber nicht. Das beste Gras brachte er — sie schnoben und rührten nichts an. Auch vom Wasser tranken sie nicht. Am andern Tage gingen alle Hofgenossen zur Steppe auf die Maisäcker, denn der Häuptling achtete darauf, daß sie fleißig ackerten. Nur ein Mädchen blieb zu Hause bei Mtana. Das hörte plötzlich ein Lied im Hause singen:

„Ho Rile, was für Gräser soll ich fressen!
Ho Rile, warum hast du mich von Kireri weggetan
Und hierher zu dem Mtana der Watšuwa?



Gräser, die mir wohlbekamen, sind das Ng'arogras,
Sind die Tescho, Pfundopfundo, Mhuhugräser!
Die sind schön!
Und das Wasser, das ich trinke, ist vom Ngasibache.
Vom Mawentsi strömt er nieder,
Aus den Klüften des Kibo.
Hierher hast du mich nun jetzt gebracht.
Legst mir vor vom Fettkraut und vom Taugras —
Nicht fressen mag ich's!
Trinken soll ich Wasser, erdig trübe —
Nicht trinken mag ich's!
Ho Rile, was für Gräser soll ich fressen!
Warum hast du mich von Kireri weggetan
Und hierher, zu dem Mtana der Watšuwa?"

Das Mädchen horchte und staunte. War doch kein Mensch im Hause. Sie schlich sich heran und öffnete leise die Tür und hörte die Rinder singen. Das andre Rind sang immer dazwischen: „E hehohi ho Rile."

Mtana sprach: „Es ist Lüge", als ihm das Mädchen davon berichtete. Er ging leise herzu und hörte es auch. Rindi, der Häuptling, wollte es auch nicht glauben. Er kam und hörte das Lied. Da sprach er: „Das Rind muß geschlachtet werden!" Mtana antwortete: „Mag davon essen, wer will. Ich mag nichts von einem Rinde, das da redet wie ein Mensch!" Und er gab es den Männern, die mußten es von seinem Hofe führen. Sie schlachteten es im Gebüsch. Als sie ihm aber das Fell abgezogen hatten, richtete es sich noch einmal auf und brüllte: „n̈å!"

Da wich auch ein Teil dieser Männer. Sie sprachen: „Wer mag von solchem Fleische essen?"

Im andern Jahre ließ Rindi seine Krieger wieder gegen Oseri ziehen. Mtana Tšuwa aber blieb zu Hause. Er sprach: „Ich gehe nicht wieder mit ins Land der redenden Rinder." Doch der Häuptling geriet in Zorn, als er ihn noch im Lande sah, und sprach zu ihm: „Gehst du nicht dem Heerzuge nach, dann jage ich dich in die Fremde!" Da ging Mtana mit seinen Männern dem Kriegerzuge nach über den Urwald. Unterwegs begegneten ihm Krieger, die sich heimschleichen wollten. Er stach sie nieder und erreichte den Haufen. Zwei



Tage lang verheerten sie die Oserilandschaften. Am dritten Tage aber begann die Erde zu zittern und zu dröhnen: wuwuwu. Die Männer erschraken und flohen. Auf die Fliehenden warfen sich die Männer in allen Landschaften. Auch Mtana fiel. Auf einen Tag verlor Rindi alle seine Krieger.

Und er gedachte wieder an das Lied der Kuh und sang es oft vor seinen Kindern.

19. Kiljangusai.

Der Sohn eines Häuptlings verheiratete sich. Als er sein Haus zum ersten Male verließ, ging er in einen Kriegsgraben und sichelte darin Gras. Um eine Sykomore aber lag eine Riesenschlange. Die verschluckte ihn. Seine Frau wartete vergeblich auf ihn und machte sich auf die Suche. Auf dem Wege kam ihr die Riesenschlange entgegen und sang:

„Junge Frau, o komm und trau!
Ich bin so durstig, laß mich trinken.“

Sie aber floh auf ihren Hof zurück. Dort waren die Frauen des Häuptlings beim Kornreiben. Die nahmen ihre Sicheln zur Hand und standen zur Abwehr auf. Die junge Frau floh aber so hastig ins Haus, daß sie mit ihrem durchstochenen Ohrläppchen am Gesträuch hängen blieb und es abriß. Mit ihr versteckten sich auch die andern Frauen im Hause. Da kam eben eine Frau auf den Hof, die nannte man Kiljangusai, weil sie keine Kinder hatte. Zu der sprachen die Häuptlingsfrauen: „Reibe du für uns das Korn weiter! Wir sind des müde geworden. Zudem sind wir Häuptlingsfrauen.“

Kiljangusai nahm den Reiber in ihre Hände, kniete sich vor die Reibplatte und legte sich Korn auf. Da sah sie die Schlange auf den Hof kommen. Die sang wieder:

„Junge Frau, o komm und trau.
Ich bin so durstig, laß mich trinken.“

Auch Kiljangusai schärfte ihre Sichel, blieb aber sitzen. Und als die Schlange an sie heran kam, bot sie ihr die Brust. Die Schlange sog sich daran fest. Sie aber nahm heimlich ihre Sichel und fing an, die Schlange langsam und behutsam aufzuschneiden. Während des Schneidens sang sie:



„Fingerknöchel und Fingerdelle!
Schaut, da kommt sein Kopf, sein Kopf.
Fingerknöchel und Fingerdelle!
Schaut, da ist sein Leib, sein Leib.
Fingerknöchel und Fingerdelle!
Schaut da ist sein Knie, sein Knie.
Fingerknöchel und Fingerdelle!
Du Mutter sein, nun stell dich ein.
Fingerknöchel und Fingerdelle!
Du Nachbar sein, schau auch herein.
Fingerknöchel und Fingerdelle!
Es ist gelungen, ich hab sie nun bezwungen.
Fingerknöchel und Fingerdelle!"

Die ganze Sippe lief zusammen mit vielen anderen Leuten, und jeder verwunderte sich. Auch die Häuptlingsfrauen fanden sich nun herzu. Von jedem Hofe bekam Kiljangusai eine Kuh, und der Häuptlingssohn heiratete sie und machte sie zu seiner ersten Frau.

20. Der erleichterte Leopard.

Nasari hatte viele Mädchen. Die gingen an den Bach, um sich zu baden. Für den Heimweg wählten sie einen Leopardenpfad. Sie waren schon in der Mitte des Weges, da sprach die eine zu ihren Gefährtinnen: „Ich habe meinen Schrubbstein am Wasser liegen lassen." Alle kehrten mit ihr um und halfen nach dem Steine suchen. Als sie ihn gefunden hatten, gingen sie nach Hause. Ein Leopard kam ihnen entgegen und verlegte den Weg. „Wem gehört ihr?" fragte er sie. „Uns nährt Nasari und Sararunya," antwortete die erste und das sprachen ihr alle nach. Da ließ er sie vorüber. Eine aber von ihnen hatte sich verspätet. Die verschlang der Leopard. Voller Angst liefen die Mädchen nach Hause und verkündigten Nasari: „Dein Kind ist vom Leoparden gefressen worden." Nasari suchte sich den besten Wetzstein und schärfte sein Schwert bis zur feinsten Schärfe. Damit stellte er sich auf den Leopardenpfad, dort, wo ihn ein tiefer Graben überquerte. Die Leoparden kamen und er fragte den vordersten: „Du bist's, der meine Tochter schlug!" Der aber sang:

„Nicht ich war's, der dein Kind verzehrt.
Ein andrer hinter mir ist sehr beschwert,



Er trägt viele Lasten,
Die heißen ihn rasten
Ho maja — vorbei!
Auf den magst du warten.
Ho maja — vorbei!
Obs Nkjuma ist, was weiß ich?
Obs Mbere ist, was weiß ich?
Ho maja — vorbei!
Nicht ich war's, der dein Kind verzehrt
Schau her — den Graben nehm' ich unbeschwert.
Ho maja — vorbei!"

Damit sprang er leicht über den Graben. Da wußte Nasari, daß es der nicht gewesen war, und ließ ihn laufen. Einer nach dem andern sang so das Löselied und sprang über den Graben. Jetzt kam der letzte. Wieder fragte ihn Nasari: „Du bist es, der meine Tochter fraß!" Mit tiefer, müder Stimme sang der:

Nicht ich war's, der dein Kind verzehrt.
Ein andrer hinter mir ist sehr beschwert."

Als er aber über den Graben springen wollte — plumps fiel er hinein. Nasari sprang auf ihn zu mit dem Schwerte in der Faust: „Du bist's. Gib dich dem Eisen!" Er aber rief: „O nein, Herr! Sondern nur die Ohren waren mir zu schwer und zogen mich vornüber!" Schwapp, Schwapp, schlug ihm Nasari die Ohren ab. „Nun ist's geschehen. Spring noch einmal!" Der Leopard sprang und plumpste wieder in den Graben. „O Herr, jetzt war's der Schwanz! Der hat mich hinten festgehalten!" Schwapp, schlug ihm Nasari den Schwanz ab. „Nun ist's geschehen. Spring noch einmal!" Wieder sprang der Leopard und fiel in den Graben. „O Herr! Nur am linken Vorderbein hat's gehangen, sonst wäre ich darüber gekommen."

Das schlug ihm Nasari auch ab und ließ ihn wieder springen, bis er ihm alle Beine abgeschlagen hatte, dann starb er. Nasari aber schnitt den Bauch auf und nahm seine Tochter heraus; die war noch lebendig.

21. Der Brautschakal.

Tingiriti war eine Witwe und hatte eine Tochter, die hieß Ngajajo. Als nun die Sicheln aufgeboten wurden, ging auch



sie mit den andern Frauen, um Steppengras fürs Decken des Hausdaches zu holen. Am vierten Tage aber trog sie der Mond, und sie brach schon in der Nacht auf. Weil das Land so still war, glaubte sie, die Gefährtinnen seien vorausgegangen, und beeilte sich. Da fiel sie in eine Wildgrube. Vier Tage lag sie darin. Ein Mann namens Ndewona ging ins Stangenholz und kam in die Nähe der Grube. Sie rief ihn an und sang:

„Msoro omanja totolo
henda kulja kań manoko!
Uvie manoko Ngajajo:
Tingiriti ndžive-ko
ngakoja oreho lwāle
ngasia mkoke.
Mann, der du schlägst totolo,
Begib dich nach Hause, mein Sohn,
Und sage meiner Tochter Ngajajo:
Ich, die Tingiriti, befände mich hier,
Auf eine verdeckte Grube sei ich gestoßen,
Verderben müßt' ich zwischen Termiten."

Der Mann hörte den Gesang und erschrak. Er eilte heim, suchte die Ngajajo und erzählte ihr's. Sie kochte einen Milchbrei und ging mit Ndewona zur Steppe. Der führte sie in die Nähe der Grube und schlug an einen Baum. Da hörten sie wieder den Gesang: Msoro omanja totolo.

Nun wagte sich Ndewona an die Grube und sah die Alte. Er suchte einen astreichen Stamm und half ihr daran heraus. Aber sie war sehr mager und elend und hatte ihren Hunger mit Erde gestillt. Sie brachten die Alte nach Hause und suchten ein Brechmittel für sie. Dann pflegten sie sie viele Tage. Und die Alte sprach zu Ndewona: „Du allein sollst meine Tochter heiraten. Ich gebe sie keinem andern". Ndewona aber sagte: „Was willst du tun, wenn doch Freier kommen?" Sie antwortete: „Ich habe eine List, sie abzuschrecken".

Und es kam ein Freier und sprach zu Tingiriti: „Gib mir deine Tochter!" Sie fragte: „Wirst du für mich Wasser holen wie Ngajajo?" Er sprach: „Ja". „Willst du für mich melken wie Ngajajo?" „Ja." Willst du für mich den Stall misten?" „Ja." „Und buttern und Brennholz sammeln und Tabak reiben



und Bohnenbrei kochen und Streu holen und zu Markte gehen?" Jedesmal antwortete der Freier: „Ja!" „Willst du auch essen, was ich dir biete?" Der Freier sprach: ja, das wolle er. Dann brachte sie eine verstöpselte Kalabasse mit Milch und eine mit Bier, dazu Fleisch und Bananen, legte alles in eine Reihe auf die Erde und tanzte an den Speisen entlang, die Reihe auf und nieder und sang dabei:

„Tingiriti, Tingiriti ging zur Steppe ins Gras.
Auf eine Fallgrube stieß sie und fiel hinab.
Zwischen Termiten wär' sie vergangen.
Ndewona aber fand mich und rief die Ngajajo,
Und kam mit ihr wieder und zog mich empor,
Und führte mich heim aus der Steppe."

Bei diesen Worten besudelte sie die Speise mit ihrem Kote und wandte sich zu dem Freier und sprach zu ihm: „Nun iß".

Der aber kehrte sich ab und sprach: „Das vermag ich nicht". Viele hatte sie mit dieser List schon abgewiesen. Zuletzt kam ein Mann mit Namen Samuki. Als sie ihn fragte, ob er ihr Wasser holen wolle, sprach er: „Ja". Und grub einen Kanal für sie bis vor den Hof. Das Brennholz schichtete er zu einem Haufen. Als sie ihm nun die besudelte Speise bot, nahm er sein Messer, schnitt die beschmutzten Teile weg und aß das übrige auf. Hu, hu, welch' Jammergeschrei der Alten! Nun mußte sie ihm ihre Tochter lassen. Schließlich fragte sie ihn: „Wie willst du sie nach deinem Hofe bringen?" „Ich werde sie auf meinem Rücken tragen, Mutter." „Nein, das gefällt mir nicht!" „Dann will ich sie von meinen Freunden tragen lassen auf verschränkten Armen." „Nein, das ist auch nichts!" „Dann will ich sie in einem schöngerieften Honigzylinder bergen, den sollen meine Schwestern tragen." „Ja, wenn sie aber nun unterwegs ein Bedürfnis ankommt?" „Dann soll sie am unteren Deckel pochen. Die Schwestern werden öffnen und warten, bis es in der Röhre wieder klopft. Sie schließen dann und gehen weiter." „Ja, aber — wenn sie hungrig wird?" „Dann soll sie am oberen Deckel klopfen und man reicht ihr Speise."

Und Tingiriti mußte dem Samuki ihre Tochter zum Weibe geben. Dem Ndewona zahlte er dafür 10 Ziegen und 5 Rinder.



Die Schwestern kamen mit der Honigbutte und verschlossen darin die Braut. Als sie einmal ausgestiegen war, schlich sich eine andere in die Holzbutte. Die hieß Makipara. Die Schwestern ließen sich täuschen und trugen weiter, als sie das Pochen vernahmen. Die rechte Braut hatte gesehen, was vorging und dachte: „Samuki betrügt mich und holt sich eine andere Frau.“ Sie schlich sich aber in das Haus des Samuki, wohin die Honigbutte eingestellt worden war, und sang:

„Samuki kondžilemba
lio'nsare!
Samuki, weil du mich getrogen,
Verzehre dich das Geritzte!“

Sie wünschte ihm damit die Rache des treulos geschworenen Blutbundes. Die pflegenden Schwestern hörten das Lied und sprachen zu Samuki: „Warum hast du eine Fremde in die Honigbutte geborgen?“ Er sprach: „Ich weiß von keiner andern.“ Und als er die Honigbutte aufdeckte und die Makipara sah, schrie er: „Bringt einen Speer, ich töte sie!“ Sie aber bat: „Laß mich leben als deine Dienerin. Ich will der andern fronen. Tötest du mich aber — dann bleibe ohne Kinder!“

Darum ließ er sie leben und nahm sie zur zweiten Frau. Und sie hieß auf dem Hofe des Eheherrn Mangoń, und die Ngajajo nannte man Mambisa. Aber gut gehalten wurde nur die Mambisa. Wenn die Schwestern darum die Mangoń nach Hause geleiteten zu Besuch bei den Ihrigen, sangen sie:

„Luimye pongoro kowo — kutšu!
Luimye mafuo kowo — kutšu!
Das Klapperbein führen wir nach Hause — kutschu.
Die Knochen geleiten wir nach Hause — kutschu.“

Doch gingen sie mit der Mambisa, dann sangen sie:

„Luimye Mahō kowo — kutšu!
Luimye Mbelele kowo — kutšu!
Wir führen die Sanfte nach Hause — kutschu!
Den Baumschliefer führen wir nach Hause — kutschu!“

Als Baumschliefer ehrten sie die Schwägerin, weil sie so ruhig war und keine Scheltworte gab.

Jede der Frauen bekam ein Kind. Eines Tages ging Samuki wieder mit Mambisa fort, und Mangoń ließ er zu



Hause. Und Mangoń sprach zu ihrem Söhnlein: „Gehe ins Brennholz mit dem Sohne der Mitfrau! Sammelt fleißig. Heute abend wollen wir ihn braten, damit wir endlich auch einmal Fleisch bekommen!“ Ihr Sohn ging mit dem Gefährten ins Holz und sprach zu ihm: „Du, heute Abend kocht dich meine Mutter! Wir wollen auch einmal Fleisch essen, hat sie gesagt.“ Das Kind Mambisas sprach: „Wenn ich verbrennen soll, wäre es doch schade um meinen schönen Schmuck. Komm, laß uns tauschen. Du nimmst meine Ketten und ich trage deine Fädchen. Um die ists nicht schade, wenn sie mit verbrennen.“

Die Knaben tauschten ihren Behang und der Sohn Mangońs trug nun die glänzenden Ketten und Perlen. Sie kamen zu Mangoń und brachten ihr das letzte Holz. Da war es schon dunkel. Aber ein großes Feuer brannte in der Hütte und blendete das Auge Mangońs. Und der Sohn Mambisas blieb an der Tür. Sie aber sah die strahlenden Kettchen und wußte: das ist Mambisas Schmuck. Rasch griff sie ihr eigenes Kind und hielt es übers Feuer und röstete es. Und sie sang dabei:

„Mana o mka mehi nahje ngalulume
Mana o mka mumu nahje ngalulume.
Das Kind der geizigen Frau verbrenne,
Das Kind der harten Frau verbrenne!“

Der Kleine aber schrie: „Hoi Mutter, hoi Mutter, du bratest ja mich. Ich bin dein Sohn!“ Aber die Mutter sang ruhig wieder:

„Das Kind der geizigen Frau verbrenne.“

Als er gar war, reichte sie dem andern an der Tür die Knöchelchen und sprach zu ihm: „Knabbere die Knochen gut ab, mein Sohn!“ Der aber hob sich alles sorgsam auf und verbarg es unter der Tür. Das Feuer brannte nieder. Die Mangoń deckte den Rest des Knaben mit einem Schurze zu und legte sich zum Schlafen nieder. Da rief der Sohn der Mambisa: „Mir tut der Leib weh. Geleite mich ins Freie, Mutter!“ Sie führte ihn hinaus und er warf dabei ein Knöchelchen von sich im Haine.

Kaum waren sie eine Weile im Hause, so rief der Knabe wieder: „Mir tut der Leib weh, Mutter! Geleite mich!“ Dabei warf er wieder ein Knöchelchen in den Hain. Zuletzt



war es die Mangoń müde mitzugehen und sie sprach: „Geh allein. Es sind keine Leoparden um den Hof!" Jetzt nahm der Knabe die übrigen Knöchelchen mit sich, lief ins Haus seiner eignen Mutter, verschloß sich darin und tat noch Hölzer hinter die Tür. Dann hing er sich die Tanzschellen um und begann zu tanzen und zu singen:

„Mangoń hat ihr eigen Kind verbrannt
Und hat gedacht, ich seis, der Sohn der Mambisa, hehé!"

Mangoń hörte ihn stampfen und die Schellen klirren und vernahm nun auch das Lied. Voll Schrecken eilte sie an die Tür und bat ihn: „Laß mich sehen, ob du's wirklich bist." Aber er schloß nicht auf und tanzte weiter. Endlich kamen seine Eltern, auch ihnen wagte er nicht zu öffnen. Er sprach: „Vorhin war Mangoń da und wollte mich mit euren Stimmen trügen. Zeige deinen Speer, Vater." Der Vater stieß seinen Speer durch die Stangen. „Zeige deinen Bergstock, Mutter!" Die Mutter stieß den Bergstock durch die Stangen. „Laß mich noch deine Hand sehen, Mutter. Die Mutter zwängte die Hand nach. Nun öffnete er und erzählte, daß Mangoń ihn verbrennen wollte und wie sie sich vergriff.

Samuki ging vor die andre Hütte. „Mach auf, ich bringe Fleisch!" Sie öffnete und schürte das Feuer. „Weck auch den Jungen, damit er Fleisch esse!" „Der Junge schläft und darf jetzt nicht geweckt werden, sonst stirbt er." „Wecke ihn, sonst wecke ich ihn selber!" „Ich wecke ihn nicht, und wenn du, der Eheherr, ihn jetzt weckst, wird er zu Klamm und verkohltem Bananenwurzelstumpf!" Samuki nahm den Schurz hoch und sah auf ein verkohltes Häuflein Knochen. Schier hätte er geglaubt, daß er selber daran die Schuld habe — aber Mambisas Kind zeigte ihm seinen Anteil an den Gebeinen.

Da wurde Mangoń vertrieben. Sie ging und rief: „Wui wui, ich gehe und werde ein Schakal. Und ich will euch meine Brüder auf den Hof senden, die sollen euch schrecken und Unglück künden. Wui, wui, pa pa!" Und diesen Klageruf hört man noch heute von den Schakalen.

22. Der dankbare Löwe.

Die Leute am Steppenrande graben Fallgruben und fangen darin Großwild. So ging einmal ein Mann in die Steppe und



wollte nach seinen Gruben sehen. An diesem Tage hatte ein Löwe einen Büffel zerrissen und sich dabei einen Knochen in die Tatze gespießt. Er ließ das Fleisch liegen und suchte nach einem, der ihm den Knochen herausnehmen möchte. Da sah er den Mann, der seine Gruben beschaute, und folgte ihm. Er ging nahe an ihn heran, denn der wagte nicht zu fliehen, sondern wartete.

Der Löwe streckte ihm seine Tatze entgegen und drehte sich zur Seite. Der Mann nahm sein Messer aus der Scheide, recht leise, damit es der Löwe nicht sehe, und brachte den Knochen heraus. Er legte ihm den Knochen auf die Tatze und der Löwe besah ihn. Jetzt wollte der Mann gehen. Aber der Löwe ging um ihn herum, bis er ihm folgte. Und der Löwe ging vor ihm her und führte ihn an den Platz, wo er den Büffel getötet hatte. Der Mann sah das Fleisch und nahm sein Messer heraus. Der Löwe stieg auf einen Baum und der Mann schnitt sich sehr behutsam Fleisch herunter, damit er keinen Knochen berühre, denn die liebt der Löwe. Dann band er sich das Fleisch zusammen und trug es nach Hause. Und der Löwe ging hinter ihm her und geleitete ihn. Der Mann schaute sich manchmal um und sah ihn, bis er nahe an sein Heim kam.

23. Das dankbare Zwergböckchen und die neidischen Brüder.

Ka-wujana Ndžau hatte eine Fallgrube in der Steppe. Eines Tages sah er nach ihr. Da hatte sich ein Zwergböckchen darin gefangen. Er beugte sich über die Grube und betrachtete es. Da begann das Tierlein zu reden und sprach: „Du wirst mich nicht töten und essen!“ Ka-wujana antwortete: „Doch esse ich dich. Du bist ja nur Fleisch!“ Das Böckchen sprach: „Nein, du wirst es nicht wagen, mich zu essen.“ Der Mann ging nach Hause und erzählte es seinen Sippenbrüdern: „In der Grube fing ich einen Zwergbock, der redet wie ein Mensch. Soll ich den töten?“ Sie antworteten: „Wenn er redet wie ein Mensch, darfst du ihn nicht töten.“

Darum ging er an die Grube zurück und sprach: „Ich will dir heraushelfen.“ Und er hob es heraus. Das Tierlein aber gab ihm eins seiner Hörner. Das war mit Mark gefüllt. Und es sprach: „Trinke davon, wenn du krank bist, und gib deinen Kindern, wenn sie es brauchen.“



Mit diesen Worten verschwand es im Gebüsch. Ka-wujana aber trug das Horn nach Hause und verwahrte es gut. Seine Gesippen aber merkten bald, daß er daran einen großen Schatz besaß. Deshalb wollten sie ihn beseitigen und das Horn an sich bringen. Sie gruben eine tiefe Grube, bedeckten sie mit einem Schlaffelle, und als Ka-wujana zum Gelage kam, hießen sie ihn auf dem Felle niedersitzen.

Mit einemmale sank er in die Tiefe und wurde verschüttet. Sein Horn aber raubten die Brüder.

24. Der Hohn des Zebras.

Ein Mann kam an seine Wildgrube heran und fand ein Zebra darin gefangen. Das begann zu reden und rief:

„Hei Menschenherr, töte mich nicht, töte mich nicht! Denk an Weib und Sohn, daß sie dir nicht sterben! Hilf mir heraus." Der Mann verwunderte sich und wagte das Zebra nicht zu töten. Hatte es ihn doch bei Weib und Kind beschworen und mit dem Sterbefluche bedroht. Er half ihm heraus und stellte es auf die Erde. Erst sprang es davon, aber bald blieb es stehen, wandte sich ihm zu und lachte ihn aus und sprach: „Den Heuschreck fürs Kind hast du fahren lassen. Hahaha! Gute Nacht, du Tropf!" Erbost jagte der Mann ihm nach. Aber er konnte es nicht ereilen.

Das Zebra kam ungefährdet wieder zu seiner Frau und sang ihr ein Lied:

„Ngahenda nda mbode
ngahenda nda tindi."

„Ich gehe zur Liebsten, ich gehe zur Braut,
Es sterbe der Dschagga, es sterbe der Kahe,
Der für uns Unglück baut!
Du hebst am Wegrand die Grube aus
Und willst, daß der Zebramann
Darein dir falle zum Schmaus!
Doch hüt' ich mich und sterbe nicht,
Wo bleibt dir dann dein Leibgericht?
Hojojahé, hojojahé!"



25. Der Vogel im Magen.

Ein Mann hatte die Gewohnheit, alle Tage auf den Häuptlingshof zu gehen, denn er war ein biergieriger Mensch. Hier tanzte er so lange vor dem Häuptlinge und sang seinen Bittgesang, bis ihm der Herrscher Bier geben ließ.

Eines Tages sprang er wieder so im Tanzschritte auf dem Häuptlingshofe hin und her und sang sein Lied. Da flog ihm unversehens ein Vogel in den Mund, schlüpfte bis in den Magen hinunter und fing da vor Vergnügen an zu singen, denn der weite, mit Bier gefüllte Magen erschien ihm als ein kleiner See. Der Name des Vogels aber ist Kinderi. Und er sang im Leibe des Mannes:

„Kinderi bin ich und verlange nach dir,
Kinderi bin ich und verlange nach dir!
Du tatest mich schlucken,
Nun muß ich dich drucken.
Hei See und Wasser,
Hei See und Wasser hehé!"

So sang es immerzu, bis der Mann gestorben war.

26. Das Leid der Vogelmutter.

Eine junge Frau ging ins Gras. Da fand sie ein Nest des „Flöters", darin waren Junge. Die nahm sie heraus und trug sie heim und gab sie der Kinderwärterin. Die kochte sie und zehrte sie auf. Am andern Morgen kam die Mutter der Vögel vor das Haus, weinte und sang:

„Junge Frau, gib sie mir zurück,
ohne sie bin ich sonder Glück."

Der Hofherr trat heraus und sprach: „Niemand kann sie dir wiederbringen. Sie sind von der Kindsmagd gegessen worden. Ich will dir aber ein Rind zur Buße bieten." Der Vogel flog davon und rief alle Vögel unter dem Himmel zusammen. Die kamen und tanzten auf dem Hofe.

Wohl schlachtete der Hofherr das Rind zur Buße, aber sie ließen das Fleisch liegen und fraßen es nicht. Vier Tage tanzten sie, bis man ihnen das Kind herausgab, das die Jungen gegessen hatte. Das zerrissen sie und flogen davon.





Häuptlingsfrau.



27. Frauenrat.

In alten Zeiten hat der Leopard die Beute nicht gebissen. Sondern er packte sie an den Beinen und schleppte sie so hinter sich her, bis sie starb. Damals konnte man den Menschen doch noch retten. Wenn man dem Tiere mächtig zu Leibe ging, ließ es ihn fahren und er blieb leben, denn noch hatte es ihn nicht gebissen. Aber eines Tages gingen Frauen zu Markte und eine sagte laut zu den andern: „Ha, wenn ich ein Leopard wäre, dann wollte ich aber nicht so dumm sein, die Menschen an den Beinen fortzuschleppen, bis sie sterben, sondern ich spränge ihnen an den Hals und bisse die Schlagader durch.“

Das hörte ein Leopard, der sich im Gebüsche versteckt hatte, und sagte es seinen Gefährten wieder. Seit dieser Zeit beißt der Leopard die Menschen gleich tot, und es ist kaum jemals möglich einen zu retten, der von ihm geschlagen wird.

28. Kirasa, der Lebenswecker.

Die Hyänen besaßen früher einen Stecken, der hieß Kirasa. Mit ihm berührten sie die Toten und machten sie wieder lebendig. Dann mußte ihnen der Tote seine Geschichte erzählen, und wenn er damit zu Ende war, fraßen sie ihn auf.

Ein Mann aber wußte um ihre Kunst, die Toten wieder lebendig zu machen. Und er sprach zu sich: „Ich will mich einmal verstecken und zuschauen, wie sie das machen.“ Er ging an den Ort, wo die Leichen ausgesetzt wurden, und hielt sich verborgen. Am Abend kamen die Hyänen und er sah, wie sie den Stecken Kirasa trugen. Damit rührten sie den Toten an. Da richtete der sich auf, und er hörte, wie sie mit ihm redeten. Doch rührte er sich in seinem Versteck nicht, sondern wartete, bis sie ihn verzehrten. Da sprang er plötzlich hervor und trieb sie auseinander. Den Stecken Kirasa aber ließen sie vor Überraschung zurück. Er hob ihn auf und verbarg ihn in seinem Hause. Als ihm nun sein Sohn starb, berührte er ihn mit dem Stabe Kirasa — und der Knabe stand auf und blieb am Leben.

Nun erfuhren auch die andern Leute von seinem Besitz. Wenn jemand starb, sagten sie nur: „Laßt uns schauen, ob der Stab Kirasa ihn erwecken kann.“ Dann kam der Besitzer des



Stabes, berührte den Toten und machte ihn wieder lebendig. Darum nannten ihn die Leute einen großen Arzt. Und er wurde sehr reich, denn jeder gab ihm für seine Hilfe Rinder und Ziegen. Die Hyänen aber gerieten in große Not, denn sie fanden keine Leichen mehr, die sie verzehren konnten. Sie ratschlagten, was sie ihm tun wollten, damit sie den Stab zurückbekämen.

Eines Tages wurde der Mann wieder zu einem Toten gerufen, und er machte ihn mit seinem Stabe lebendig. Dafür schlachtete man ihm ein Rind und Bier bot man ihm die Fülle. So wurde er recht schön betrunken. Als er nun nach Hause ging, trug er ein großes Bündel Fleisch für die Frau und seinen Stab Kirasa. Die Hyänen aber folgten ihm heimlich und belauerten sein Tun. Da sahen sie, daß er, auf seinem Hofe angekommen, den Stab Kirasa an die Tür lehnte und zuerst das Fleisch ins Haus trug. Rasch sprangen sie hervor, errafften den Stab Kirasa und entflohen mit ihm. Wohl eilte der Mann ihnen nach, so schnell er konnte. Aber wo wollte er sie wohl finden in der dunklen Nacht! Und überdies war er betrunken. Die Hyänen wagten jedoch den Stab nicht mehr zu behalten, sondern warfen ihn in eine unzugängliche Grube, damit ihn kein Mensch je wieder in Besitz bekomme.

Wenn nun einer stirbt, findet er niemand mehr, der ihn lebendig macht.

29. Schädelkredenz bei den Hyänen.

Ein Mann ging nachts durch das Land. Da hörte er es — fara fara dort im Bananenhaine eines Mannes. Er dachte: das sind gewiß Leute, die beim Biere sitzen. Als er aber zwischen sie trat, sah er, daß es Hyänen waren. Die tranken das Bier aus Menschenschädeln. Sie reichten ihm einen Schädel und sprachen: „Da, trink!“ Er fürchtete sich, ihn zu ergreifen, aber sie nötigten ihn und sprachen: „Trink schnell! Du bekommst noch mehr.“

Die Furcht bezwang ihn und er setzte zum Trunke an. Aber es schmeckte wie Blut. Entsetzt goß er es zwischen die Tiere und stob davon. Sie verfolgten ihn aber. Schon von weitem rief er: „O Weib, öffne mir das Haus schnell, schnell!“ Durch die Hecke brach er: epurū; nach ihm die Tiere — epurū.



Das Haus stand ihm schon offen. Er warf sich hinein und schloß hinter sich ab. Die Tiere aber wichen nicht vom Hofe, sondern sangen:

„Gib uns den Abendtrunk wieder,
Zur Erde warfst du ihn nieder:
Gib uns den Abendtrunk wieder."

Rind und Speer bot er ihnen zur Sühne. Sie lehnten alles ab und blieben. Da entschloß er sich, ihnen seine Tochter zu geben. Er gab ihr viele Tanzschellen in die Hände und belehrte sie: „Wenn dich die Tiere auf den Rücken laden, so binde leise diese Schellen an den Schwanz des Trägers. Dann halte dich unter irgend einem Tore fest und entgleite ihm."

Das Mädchen tat so, wie ihr der Vater sagte und es glückte ihr auch. Sie hielt sich am Torholze fest, ohne daß die Hyäne etwas merkte. Die verließ sich nur auf die Mädchenschellen, die es fortgesetzt klingen hörte. Ihre Genossinnen fragten wohl: „Sollen wir dir tragen helfen?" Sie sagte: „Nein, diese Last macht mir keine Beschwer." Auf dem Schlafplatze wollten die andern dem Träger die Last abnehmen. „Gib her, daß wir sie nun fressen!"

Wie waren sie da zornig, als sie auf das leere Fell des Kameraden griffen!

30. Mooro, der Höhlenbock.

Eine Ziege fiel in eine Felsenhöhle, aus der sie der Eigentümer nicht wieder herauszuholen wagte. Es war aber eine trächtige Ziege gewesen, und so erwuchs von ihr eine ganze Herde, bis die ganze Höhle damit angefüllt war. Jetzt hätten die Menschen die Ziege gerne gehabt. Sie gruben sich einen Weg bis zu der Höhle hinab und trieben die Herde davon. Nur die Ziegenmutter ließen sie zurück, weil sie ihnen zu alt war, und einen Ziegenbock, weil er ihnen zu groß und wild erschien. Die Ziegenmutter begann zu klagen: „O Mooro, großer Bock, die Ziegen sind alle davon!"

Mooro der Bock sprach zu ihr: „Sei still und laß die Menschen die Ziegen treiben!" — Aber die Ziegenmutter erhob ihren Jammerruf zum andern Male. Da ging Mooro und sang:



„Mooro folgt dem Salzwege,
Mooro folgt dem Salzwege.“

Als er die Leute erreicht hatte, stieß er sie mit seinen Hörnern zu Boden und tötete sie. Die Ziegen aber trieb er in die Höhle zurück. So tat er auch der nächsten Schar, die seine Ziegen holte. Die dritte Schar führte Töpfe mit sich. Während nun ein Teil von ihnen die Ziegen holte, blieb der andre Teil am Wege sitzen und kochte aus Bananen und Bohnen einen steifen Brei. Und als Mooro, der große Bock, herbeigesprungen kam, stürzten sie den ganzen heißen Brei auf seine Hörner. Davon lösten die sich und er konnte niemand mehr stoßen. Nun trieben sie die Ziegen nach Hause. Mooro aber schlich sich in seine Höhle zurück.

31. Die Hyäne unter der Honigröhre.

In Kiruwa gab es eine Hyäne, die lief zwischen die Rinder, riß den neumelken Tieren die Euter ab und entsprang. Schon waren viele Kühe auf diese Weise eingegangen. Eines Abends entdeckte auch Mton Aseï, der am Lasoberge wohnte, daß ihm ein Rind fehle. Er ging mit den Nachbarn noch am Abend auf die Suche, und sie riefen durchs Land: „Ein Rind verloren, ein Rind verloren! Wer sah es?“ Da vernahmen sie den Ruf ganz in der Ferne: „Aī, aī!“ Das war aber jene Hyäne selber, die das Rind geschlagen hatte. Als sie nämlich an den Bauch des Tieres gesprungen war, war es plötzlich zusammengebrochen und hatte die Hyäne unter sich begraben. Und sie konnte sich nicht selber befreien. Die Männer kamen näher und wieder vernahmen sie den Gegenruf! „Aī, aī, da ist es, da ist es!“ Sie fanden sich heran und die Kuh brüllte ihnen entgegen: ng'å. Weil es aber schon ganz dunkel war, sahen sie nichts weiter, sondern richteten nur die Kuh auf, als sei sie alleine. Da hörten sie es auf einmal neben sich stöhnen wie einen Menschen, dem man eine schwere Last abnimmt, wui! Sie schauten näher zu und sahen die Hyäne, wie sie sich aufrichtete. Die rief ihnen zu: „A! Momina womi nawawure,“ d. h. wer Männer verachtet, der entbehre ihrer (in der Not).

Mit diesem Dankworte lief sie zur Steppe hinunter und die Männer verfolgten sie nicht. In der Steppe fand sie einen



Baum, an dem eine Bienenröhre hing. Die schaukelte im Winde hin und her an dem langen Holzhaken, mit dem sie der Besitzer aufgehängt hatte. Die Hyäne aber wußte nichts von Holzhaken und dachte, es sei ein Lederstreifen, der die Röhre festhielt. Sie blieb unter dem Baume sitzen und hätte den Lederstreifen so gerne gehabt. Ihr Hunger war sehr groß. Und sie sprach: „To, orombohoho! Das Leder hängt am Holze und das Hyänenkind stirbt hier vor Hunger! Möge der Astgabelige verderben!" Mit dem „Astgabeligen" aber meinte sie den Menschen, weil er zwei Beine hat. Und sie sang:

„Nestverkugelt, nestverkugelt! Könnt ich mich doch strecken
Wie der Astgabelige!
Könnte dann den Lederstreifen hoch am Baume mir errecken,
Daß nicht der Hunger mich besiege!"

Dabei setzte sie sich auf und versuchte nach oben zu langen — aber immer sank sie wieder zusammen und saß da wie ein Mäusenest. Fünf Tage hat sie unter dem Baume gesessen und das Leder sich zu errecken versucht und immer wieder gesungen:

„Nestverkugelt, nestverkugelt! Könnt ich mich doch strecken
Wie der Astgabelige!
Könnte dann den Lederstreifen hoch am Baume mir errecken,
Daß nicht der Hunger mich besiege!"

Fallgrubenleute kamen vorbei. Die haben sie totgeschlagen. Da hat sie noch gerufen: „Warum tötet ihr mich! Und hat mich doch Mtoń, der Adler, am Leben gelassen."

Und diese Leute haben die Geschichte mit heraufgebracht und das Lied vorgesungen.

32. Der Bierfluch der Hyäne.

Rifori hatte Bier gebraut und einen Topf voll unter die Drazänenhecke gestellt. Nachts kam eine Hyäne vorüber, fand den Topf und trank ihn leer. Aber nun fand sie den Weg nicht weiter und der Kopf baumelte hin und her. Mit Mühe fand sie sich zu den Genossen. Die warnte sie und sprach: „Trinkt kein Bier und tretet auch auf keinen Bierkornacker. Es ist sehr böse." Und sie lehrte sie dieses Lied:

„Mkoro-mkorome mfo wasuri
fulanjō ni ngoeda
fu mbitšo mnu.



Konjo mnu kofa
kulĕkida luwa!
Kilemye veń na veń
kiitšivie veń na veń.
Mndu ademye mbeke,
ma mulatšume-fo,
tsī mbitšo mnu!
Ngafa ndžetšida mana mviaho
na mana nade mtšuku
na mtšuku nade ndžukuri
na ndžukuri nade ndžukuna.

Ackergrenzentrug ist nur für Reiche.
Trinken soll ihn nicht die Waise,
So sehr böse ist er!
Trinkst du viel davon, so stirbst du,
Ehe einen Stamm du hinterlassen.
Ist beschwerlich auch den Eignern,
Wie es ihnen auch Gewohnheit sei.
Ackert einer Eleusine —
Auch nicht darauf treten sollt ihr!
So sehr böse ist es.
Sterbe ich: den Totenfluch
Laß ich darauf meinem Sohne.
Der soll ihn dem Enkel lassen,
Dem Urenkel laß ihn dieser,
Und der soll ihn dem Ururenkel lassen."

Als die Hyäne dieses Lied gelehrt hatte, ging sie zur Steppe hinunter. Hier begegnete sie einem Leoparden von jener Art, die Menschen frißt. Der fragte sie: „Woher kommst du?" Sie sprach: „Aus der Burschenlehre." „Was hast du da gelehrt? „Trinket kein Bier von Rifori und tretet auch auf keinen Bierkornacker!" „Warum soll man das nicht? Ich fresse den Menschen und zerbreche seinen Zaun!" Die Hyäne antwortete: „O, ich mag nichts mit ihm zu tun haben; er hat viele Listen. Frißt du sein Kind, so zahlt er dir's heim. Trinkst du sein Bier, dann geht es so." Und sie zeigte ihm, wie der Kopf hin und her wankt. Der Leopard aber lachte sie aus und sprach: „Ich töte weiter." Und er schlug ein Kind des Rifori und fraß es. Der aber bot das Land auf und erlegte den Leoparden.

Da sprach die Hyäne zu einem von seinem Geschlecht: „Schau an, das habe ich ihm vorausgesagt."

33. Menschenlist siegt über Elefant und Raben.

Ein Mann wurde in der Steppe von einem Elefanten verfolgt. Er verbarg sich in der Höhle eines Erdferkels. Der Elefant griff mit seiner Hand hinein und bekam ihn zu fassen. Aber der Mann rief lachend: „Das bin ich ja gar nicht. Du hältst eine Baumwurzel fest!" Da ließ ihn der Elefant los. Der Mann entkam und flüchtete sich in einen Termitenbau. Von dort her rief er dem Elefanten zu. „Ich war's doch, den du griffest! Aber ich betrog dich und sagte, du hättest eine Wurzel gefaßt." Nun blieb der Elefant fünf Tage vor dem Termitenhaufen, bekam den Mann aber nicht zu Gesicht. Da rief er die Raben herzu und sprach zu ihnen: „Bleibt ihr hier vor der Höhle. Wenn der Mensch herauskommt, dann freßt ihn auf! Ich schenke ihn euch." Jener Mensch aber hieß Ngelelidi.

Als der Elefant gegangen war, wagte sich Ngelelidi heraus. Singend kam er aus dem Termitenturme. Die Raben aber hatten sich rund um den Bau auf die Lauer gelegt. Ngelelidi rief sie an und sprach: „Wenn ich euch singen lehre, wie ich es kann, gefiele euch das?" Sie sprachen: „Ja, lehre uns!" Da nahm er Tabak, zerrieb ihn und sprach dann zu den Raben: „Jetzt macht die Augen zu! Ich will euch die Kunst lehren, zu singen wie ich."

Die Raben schlossen die Augen. Ngelelidi aber streute ihnen Tabak in Augen und Schnäbel. Davon starben sie. Ngelelidi kam nun ungefährdet nach Hause.

34. Der Elefant.

Zu seinem Freunde ging ein Mann bei leuchtendem Monde. Der Freund aber sprach zu ihm: „Warum kommst du zur Nacht? Ich habe nichts zu essen für dich im Hause." „So soll ich wieder heimgehen?" fragte der andere. „Ja, gehe nach Hause." Er aber ging mit den Worten: „Morgen komme ich wieder und verwandle dich in einen Elefanten." Der Hausherr lachte und ließ ihn gehen. In der nächsten Nacht aber kam



Sturm und Regen. Da löste sich der ganze Berghang, auf dem der Hof lag, und rutschte zu Tale und trug das Haus und alle Insassen lebendig zur Steppe hinunter. Dort unten wurden die Rinder zu Büffeln, die Ziegen zu Antilopen. Aber Mann und Frau verwandelten sich in Elefanten.

Und der Elefant ist wahrhaftig ein Mensch. Hat er nicht einen Arm wie wir? Sind an seinem Fuße nicht fünf Zehen? Hat er nicht Brüste wie ein Weib?

Wenn der Elefant einen Menschen getötet hat, dann begräbt er ihn in die Erde und tritt sie fest. Seine eigne Milch aber melkt er über die Stelle, damit sie schnell hart wird und niemandem von dem Leichnam verrät. Nach einem Jahre kommt der Elefant wieder an den Ort und gräbt die Gebeine des Toten aus und verstreut sie in das Gebüsch. Wirft die Elefantin ein Kalb, so arbeitet sie 10 Tage an jenem Ort, bis sie die letzten Spuren des Ereignisses beseitigt hat.

In dem Sumpftale Roja sind viele Elefanten versunken und zur trocknen Zeit sind daraus viele Stoßzähne geholt worden. Es liegt über der Masaisiedlung Nguruma nördlich von Ngaseń am Osthange des Mawensi.

35. Der Gierige straft sich selbst.

In alten Zeiten war der Löwe edelmütiger denn jetzt und konnte keinem Bittenden etwas versagen. Nun ging einmal ein Msaho, ein Fallgrubenbesitzer, zur Steppe hinunter und traf dort einen Löwen, wie er eben einen Büffel niederschlug. Er hatte ihn aber noch nicht völlig getötet. Der Msaho nahm schnell eine Drazäne in die Hand, fing an vor dem Löwen einen Bittanz zu tanzen und rief: „O Häuptling, gewähre mir ein Abendessen und gib mir für Frau und Kind!“ Da gab ihm der Löwe Raum und ging zur Seite. Der Msaho aber zog sein Messer heraus und schnitt sich die besten Stücke aus dem Büffel heraus. Aber der Büffel war noch nicht tot. Er schlug mit den Hinterbeinen und traf den Mann schwer in die Rippen. Der wand sich mit großen Schmerzen auf die Seite und bat den Löwen, daß er den Büffel erst völlig töte.

Das tat dann der Löwe.



36. Das Schiff der Watšomba.

Die Watšomba (Suaheli) haben einen riesig großen Krebs (ngala), der sich im Wasser verborgen hält. Wenn sie nun eine Reise ins Innere tun wollen, opfern sie dieser ngala eine Ziege, die sie für sie ins Wasser werfen. Daraufhin erhebt sich die ngala und die Watšomba können sich auf ihre flache Rückenschale setzen. So trägt jene ngala sie, wohin sie wollen. Auch an den Kilimandjaro sind die Watšomba auf diese Weise gekommen. Die ngala trug sie den Panganifluß aufwärts. Den letzten Weg bis an die Berge gingen sie dann zu Fuß.

Wenn die ngala aber in Zorn geriet, warf sie sich herum und versenkte ihre Passagiere im Wasser.

So ist die letzte Karawane der Suaheli umgekommen. Seitdem ist keine ihrer Handelsreisen je wieder an das Gebirge gelangt.

Irimu, der Werpardel.

37. Der wandelnde Dornbusch.



Männer führten Stiere in die Steppe, um sie dort zu schlachten. Aber zuvor gingen sie zum Wahrsager, damit er ihnen kundtue, was ihnen etwa vom Fleische her drohe. Der Herr der Stiere kam zum Wahrsager und sprach: „Wir brechen jetzt auf mit den Stieren und führen sie in die Schlachthütten. Wie steht es um den Genuß?"

Der Wahrsager sprach zu ihm: „Wenn ihr das Fett kocht und es fällt ein Stückchen davon über den Topfrand, dann hebe es nicht auf und genieße es nicht! Du würdest sonst ein wildes Tier."

Daraufhin ging er zu seinen Genossen und sprach: „Wohlan, treiben wir die Stiere in die Steppe!" Sie kamen in die Steppe, bauten die Schlachthütten und schlachteten die Stiere. Als sie das Fleisch hergerichtet und verteilt hatten, setzten sie Töpfe auf und kochten das Fett. Und jener Mann bewachte das Feuer. Da fiel ein Stück über den Topfrand auf die Erde.

Er hob es auf und aß es. Unter den Männern war auch sein Bruder. Zu dem sprach er: „Bringe mir Gras zur Lagerstatt." Der ging und schnitt ihm weiche Zweige, wie man sie gern nimmt zur Schlafstätte im Steppenlager. Aber das freute den andern nicht. Sondern er ging mit dem Bruder ins Gebüsch zurück und befahl ihm: „Schneide mir die Äste der Schirmakazie!"

Die Schirmakazie aber hat fingerlange Dornen. Da trug ihm der Bruder Schirmakazienäste zusammen zu einem Lager. Und er legte sich in die Dornen, die stachen ihn. An jeder Stelle seines Leibes, in die ein Dorn stach, wuchs auch ein Dorn hervor. Viele Dornen und Zweige sproßten aus seinem Körper. Und er sprach zu seinem Bruder: „Gehe allein nach Hause, denn ich bin zu einem Rimu geworden. Wenn aber Feinde ins Land kommen, so rufe mich, dann will ich sie vertreiben." Der Bruder verließ ihn und ging nach Hause. Der Rimu aber blieb in der Steppe und fraß Vögel, Menschen und Tiere. Alles, was lebte, wurde seine Speise.

Später kamen Feinde in das Land und führten das Vieh des Bruders weg. Der ging zur Steppe, suchte seinen Bruder, der ein Rimu geworden war, und sang: „O mein Bruder, die Feinde führten alles Vieh von dannen."

Der Rimu sprach: „Ich will mit dir gehen, aber auf welcher Seite soll ich dich lassen? Lasse ich dich vor mir gehen, so fresse ich dich auf, und lasse ich dich hinter mir gehen, so fresse ich dich auch. Darum gehe mir weit voraus, daß ich dich nicht erreichen kann." So taten sie auch. Der Bruder ging weit vorauf und der Rimu folgte ihm. Er wandelte aber wie ein großes Gebüsch, denn aus seinem Leibe war sehr viel Gestrüpp und Gedörn emporgewachsen. Und als er zu den Feinden kam, fraß er sie alle auf. Dann ging er wieder zur Steppe hinunter.

Sein Bruder aber befragte seinetwegen den Wahrsager und bekam den Rat: „Mache dich hinter den Rücken deines Bruders und lege Feuer in das Gedörn, das ihn umgibt."

Er gehorchte dem Worte des Wahrsagers und zündete das Gestrüpp auf dem Leibe seines Bruders an, wie ihm gesagt war. Da verbrannte das ganze Gezweig und der Rimu wurde wieder ein Mensch, wie er früher gewesen war.



38. Das Doppelmaul.

Es war einmal ein Mädchen, das wollte nicht heiraten, und Vater und Mutter enthielten sie jedem vor, denn kein Gewöhnlicher sollte sie heimführen. So wurde sie denn von niemand begehrt, nicht im Dorfe und nicht in anderen Stätten.

Eines Tages nun sprangen sie den Schwerterreigen in dem Ort, wo das Mädchen war, und auch die Leute aus anderen Ortschaften kamen dahin. Da kam auch ein Mann, der trug einen breiten Reifen ums Haupt. Er war ein schöner Mann und wollte den Reigen springen wie die anderen Leute. Und er tanzte zwischen den Schwertern mit stolzem Mut, denn alles sah nur auf ihn und seine Klinge. Und auch jenes Mädchen sah ihn und gewann ihn lieb und begehrte ihn zum Manne. Vater und Mutter sahen ihn und wünschten, daß er ihre Tochter heimführe. Eines Tages tanzten sie wieder, und das Mädchen wandte kein Auge von ihm. Da auf einmal sah es: der Mann ist ein Rimu! Denn sie sah, daß er nicht nur einen Mund hatte, sondern zwei, nämlich einen auch am Hinterkopf, und das verrät den Rimu. Und sie sagte es den Eltern: „Der Mann ist ein Rimu." Die aber sprachen: „Dieser Mann ist so gut und sollte ein Rimu sein? Das ist kein Rimu! Geh nur hin und laß dich fressen von ihm!" So scherzten sie mit ihr.

Eines Tages wollte der Mann nach Hause gehen und nahm das Mädchen als seine Frau mit. Ihre Brüder aber wußten: es ist ein Rimu, und folgten ihr nach, doch im Gebüsch verborgen an des Weges Seite. Der Rimu führte seine Frau mit sich fort und kam an einen Platz, wo er sie fragte: „Siehst du noch die Fliegen, die bei euch zu Hause sind?" Sie sprach: „Ja." Und wieder gingen sie bis zu einem anderen Platz, da fragte er sie wieder: „Siehst du noch die heimischen Berge?" Sie sprach: „Ja, ich sehe sie noch ein wenig." Und sie gingen weiter und kamen an einen Ort, da fragte er sie wieder: „Siehst du noch die Berge daheim!" Sie sprach: „Nein." Nun fragte er sie: „Was willst du tun? Ich bin ein Rimu!" Und er sprach zu ihr: „Steige auf den Baum und weine zum letzten Mal, denn du mußt sterben!"

Da schossen ihre Brüder den Rimu mit einem Pfeil und



er sprach: „Es beißt mich eine von euren Fliegen!“ Das Gift aber drang in den Körper und er starb. So wurde das Mädchen gerettet, sie stieg vom Baum und ihre Brüder brachten sie nach Hause.

39. Tenu.

Es war da ein Mann, der hieß Tenu. Mit drei Gefährten ging er zur Büffeljagd in die Steppe hinunter. Sie erlegten ein Tier und aßen sich satt an seinem Fleische. Das machte sie über die Maßen durstig. Aber nirgendwo fanden sie Wasser. Immer ärger plagte sie der Durst. Endlich sagte Tenu zu den Gefährten: „Ich kenne eine Quelle, die gehört einem Irimu. Versprecht mir, daß ihr nur einen Zug aus ihr tun wollt, dann führe ich euch zu ihr!“ Sie gelobten es, und er ging voran und brachte sie zu der Quelle. Einen tiefen Zug tat er, dann trat er zurück. Die andern aber tranken und schöpften zum zweiten Male vor übergroßem Durst. Da lief das Wasser dem Irimu entgegen und machte ihm kund, daß von seiner Quelle getrunken worden war. Die Männer eilten nach Hause. Auf ihren Spuren lief der Irimu. Einer der Männer konnte vor Müdigkeit nicht weiter und rief den Fliehenden nach: „O Tenu, ich kann nicht weiter. Verlaß mich nicht!“ Tenu kehrte zurück und gab dem Müden einen Stock in die Hand und sprach: „Wenn der Irimu dich findet und fragt: ‚Wer hat dich hierher gesetzt?‘ dann sprich: ‚Das hat Tenu getan.‘ Fragt er dich weiter: ‚Worauf wartest Du hier?‘ so antworte: ‚Ich bleibe, bis Wart-auf-Schläge kommt.‘ Er wird nun sagen: ‚Wart-auf-Schläge bin ich.‘ Dann schlage ihn einmal mit diesem Stecken und er wird sterben.“

Tenu floh weiter und ließ den Mann allein. Der Irimu fand ihn am Wege und fragte ihn, wie Tenu gesagt hatte. Statt aber zu antworten, schlug ihn der Mann vor Angst mit dem Stocke. Da fraß ihn der Irimu auf und eilte den anderen nach. Wieder sank ein Gefährte auf dem Wege nieder und rief Tenu nach: „O Tenu, verlaß mich nicht!“ Tenu gab auch ihm einen Stock und befahl ihm: „Wenn dich der Irimu fragt: ‚Auf wen wartest du?‘ Dann sprich: ‚Ich bleibe hier, bis Wart-auf-Schläge kommt.‘ Wenn er dann spricht: ‚Wart-auf-Schläge bin ich‘, so schlage ihn *einmal* mit diesem Stocke.“

Der Irimu fand auch den zweiten Mann und sprach:



„Wer setzte dich hierher?" „Das hat Tenu getan." „Auf wen sollst du warten?" „Ich bleibe, bis Wart-auf-Schläge kommt." „Wart-auf-Schläge bin ich." Da schlug ihn der Mann mit dem Stocke, und der Irimu fiel tot nieder. Aber der Mann schlug ihn zum zweiten Male — da stand der Irimu wieder auf und fraß ihn. Weiter lief der Irimu auf den Spuren der andern und fand den letzten Gefährten Tenus. Auch der versah's und schlug zum andern Male. Ihn fraß der Irimu zu den andern. Zuletzt erreichte er Tenu, der müde auf dem Wege saß. „Wer hat dich hierher gesetzt?" „Niemand, denn ich bin Tenu selber." „Auf wen wartest du?" „Ich bleibe, bis Wart-auf-Schläge kommt." „Wart-auf-Schläge bin ich."

Pang — klang der Schlag, und der Irimu fiel tot zur Erde.

Tenu wanderte weiter, bis er zu Menschen kam. Auf dem Acker sah er eine Alte, wie sie Süßkartoffeln grub. „Du schaffst es, Mütterchen" so grüßte er. „Ja, und du kommst, Herr" war ihr Dankesgruß. „Gib mir zu trinken! Ich bin so wegedurstig." „So geh ins Haus. Dort findest du zwei Kalabassen nebeneinander am Boden. Die eine steht offen. Aus der trinke Wasser! Die andere aber darfst du nicht öffnen." „Danke Mütterchen."

Mit diesen Worten ging er ins Haus, fand die Kalabassen und trank das Wasser aus der unverschlossenen. Der Trunk machte ihn froh. Er sah auf die andere und es gelüstete ihn. Hierin sammelt gewiß die Alte ihre Butter, dachte er und band das Bananenblatt darüber auf. Juh! Ein Tier sprang ihm daraus entgegen, so groß wie eine Maus. Das rannte zu den Kühen, sprang über die Herdsteine zu den Ziegen und dann zur Türe hinaus. Vier Tage jagte er dem Tiere nach und konnte es nicht greifen. Am fünften Tage fiel er klotzmüde zu Boden. Keuchend sank auch das Tier neben ihm nieder. Da sah er, daß es ein Hund war. Der fing an zu sprechen und fragte Tenu: „Was werden wir nun essen?" Tenu antwortete: „Was fragst du mich! Weißt du's vielleicht, Herr?" Der Hund sagte: „Bleibe sitzen und schließe die Augen." Tenu verbarg sein Gesicht in den Händen. Und der Hund rief: „Puh Bananen!" Da wurde ein Bananenhain. „Puh ein Haus!" Da erstand eine Hütte. „Puh Menschen!" Da sah man Leute auf dem Hofe. Nun sprach der Hund zu



Tenu: „Schau auf!“ Tenu blickte um sich und sah Bananen, Haus und Menschen und daß die Bananen schon reif waren. Tenu blieb nun mit dem Hunde als Herr auf jenem Hofe. Eines Tages sprach der Hund zu Tenu: „Suche dir eine Frau!“ Tenu sagte: „Suche du sie für mich!“ Da brachte ihm der Hund eine Frau und verheiratete sie mit ihm. Eines Tages ging diese Frau zu Besuch auf den elterlichen Hof, und der Hund begleitete sie. Hier überredeten sie ihre Brüder, sie solle den Eheherrn töten, damit sie sich seine Rinder aneignen könnten. Sie gaben ihr einen eisernen Pfriem mit, daß sie ihn heimlich ins Bier tue und er daran sterbe. Der Hund hörte alles mit an und verriet es an Tenu.

Als nun das Weib dem Tenu in der Schöpfkalabasse Bier zureichte, nahm er's nicht an, sondern sagte zu ihr: „Stelle es auf die Erde.“ Es war aber um den Abend. Die Rinder kehrten heim und der Hund biß einen zornmutigen Stier ins Bein, daß er um sich schlug; dabei traf er die Kalabasse und zertrümmerte sie. Das Bier versickerte und der Pfriem wurde sichtbar. „Hei Weib, da war Eisen im Biere!“ rief Tenu. „Das hat sicher schon vorher auf dem Boden gelegen.“ „Es mag so sein,“ beschied sich Tenu.

Die Frau ging wieder zu ihren Brüdern, und der Hund begleitete sie. Die boten ihre Hilfe an zu einer neuen List. Sie wollten eine Riesenschlange heimlich in Tenus Haus bringen und so am Türgestäng verbergen, daß sie Tenu beißen müsse, wenn er am Morgen die Tür öffnen wollte. Der Hund aber sprach zu Tenu am andern Morgen: „Geh heute nicht voran, sondern treibe die großen Stiere voran, daß sie durch das Türgeflecht brechen. Du wirst sehen, da fällt etwas herunter.“ Tenu gehorchte. Die Stiere zerbrachen die Tür. Da fiel die Riesenschlange herunter und wurde von den Rindern zertreten. Zum dritten Male ging die Frau nach Hause und holte sich Rat. Mißtrauisch sahen die Brüder auf den Hund, der mit ihr kam und sagten: „Es ist der Hund, der alles verrät. Jage ihn erst fort!“ Das Weib lachte sie aus. Aber die Brüder verlangten es noch einmal. Da jagte sie ihn vom Hofe. Der Hund hatte aber schon sein Ohr an der Hüttentür ins Stroh versteckt, als er davonsprang.

Nun hielten die Brüder mit der Schwester Rat im Hause und sprachen: „Wir werden selber kommen und ihn töten. Gib



deinem Manne morgen ein reiches Mahl und mache ihn recht schläfrig. Du aber bleibe wach. Wir werden dann kommen und dir durch die Stangen hindurch das Ende eines Riemens zustecken. Das legst du um seinen Hals und schiebst es uns dann nach außen zurück. Wir werden dann beide Enden rasch und fest anziehen und ihn an der Hüttenwand erwürgen." Als die Frau nach Hause ging, kam der Hund wieder und begleitete sie. Er erzählte Tenu alles von dem Anschlage und gab ihm den Rat: „Laß du deine Frau das meiste essen und trinken, mache sie recht müde und halte dich wach! Wenn du dann den Strick der Brüder fühlst, dann tue ihr, wie sie dir tun möchten!"

Tenu folgte auch diesem Rate, und die Brüder erwürgten ihre eigene Schwester. Nun sprach aber der Hund zu Tenu: „Laß uns fliehen mit allen Rindern!" Sie waren schon eine weite Strecke vom Hofe entfernt, da entsann sich der Hund der Zapfpfeile, die sie vergessen hatten. Tenu wollte ihn nicht zurückgehen lassen, aber der Hund sprach: „Wie willst du je wieder den Bluttrank genießen, wenn du keine Pfeile hast, die Adern zu öffnen."

Der Hund kam auch heil wieder und erzählte dem Tenu von der Klage der Brüder um ihre Schwester, die sie selbst getötet hatten. Kurze Zeit darauf wurde der Hund krank. Tenu behagte es nicht, ihm Essen zu geben. Da bat ihn das Tier, er solle über ihn hinwegspringen. Aber auch das mochte Tenu nicht. Da starb der Hund. Bald darauf spürten die Leute Tenu auf, töteten ihn und trieben all sein Vieh davon.

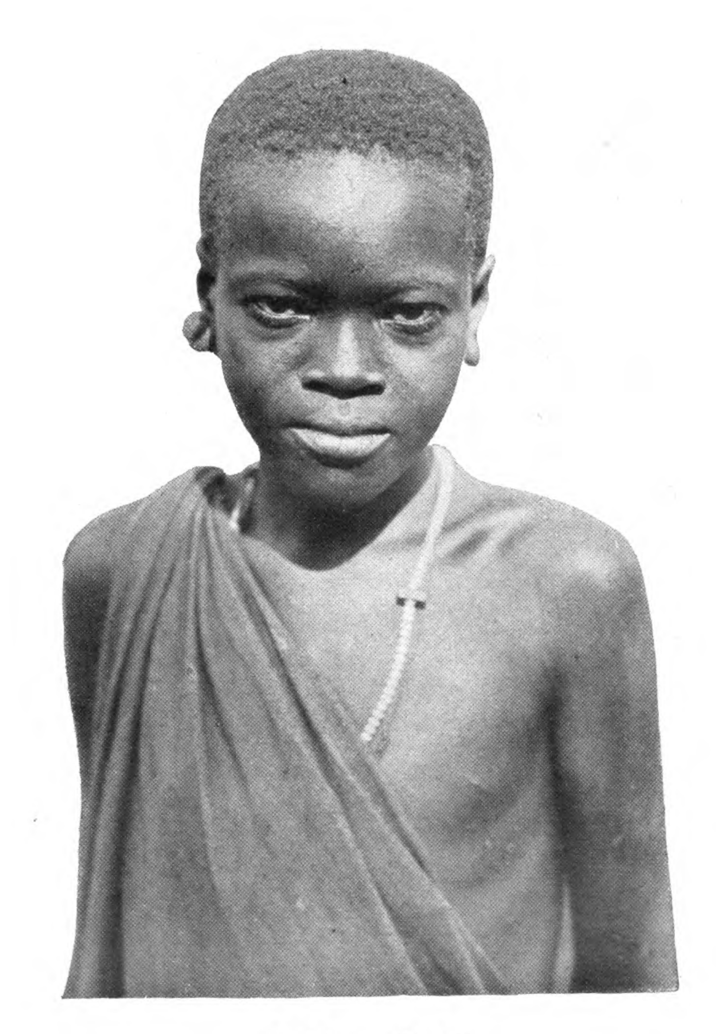
40. Der Trank aus dem Knie.

Zehn Männer gingen auf eine Reise. Ihr Anführer hieß Mnamaria. Sie kamen abends zu einem Kahemanne, der sein Haus am Wege baute. Bei ihm kehrten sie ein, weil es regnete. Der sprach zu ihnen: „Ich habe eine Wöchnerin im Hause. Für die habe ich Blut gezapft von meinen Rindern. Davon will ich euch zur Abendkost geben, denn ich habe sonst nichts Besseres für euch im Hause. Die Männer sagten: „Habe Dank, o Herr!" und freuten sich auf das Labsal. Der Hausherr stieg darnach auf den Oberboden der Hütte und stach sich heimlich ins Knie. Er fing das Blut in einer Schüssel auf und trug sie zu den Gästen.



Mnamaria aber traute dem Manne nicht. Er stellte sich darum nur, als trinke er, und gab die Schale dann den andern weiter. Die tranken unbekümmert und ließen nur eine Neige übrig. „Das möge die Wöchnerin auflecken“ sprach der Kahemann und trug die Schale hinaus, wo er sie ins Gebüsch warf. Als er wieder hereinkam, befahl er den Männern: „Schürt das Feuer hoch. Ich weiß ein Lied, das will ich euch singen, und ihr müßt den Kehrreim singen. Wollt ihr?“ Sie antworten: „Ja, fang an!“ Nun begann er sein Lied, und sie sangen den Kehrreim. Aber nach kurzer Weile verstummte einer nach dem andern. Schwach und dünn sangen sie ihr letztes Wort und sanken tot zusammen. Erschrocken sah Mnamaria um sich und dachte: „Wenn ich jetzt allein noch antworte, wird mich der Mann erschlagen. Ich stelle mich auch tot.“ Und als letzter stammelte er den Kehrreim und fiel wie tot zusammen. Damit war der Kahemann zufrieden. Er holte sich Rinderhäute vom Boden und suchte Pfriem und Sehne herzu. Damit nähte er jedem der Toten die Augenlider zusammen, damit sie nicht aufschauen könnten.

Mnamaria biß die Zähne zusammen, aber er konnte es doch nicht hindern, daß seine Wimpern zuckten, als an ihn die Reihe kam. Das merkte der Irimu, denn ein solcher war es, und er sprach: „Du hast das längste Leben, das wird besonders süß sein. Dich will ich selber essen. Und schön bei Leibe bist du auch.“ Er brannte ihn noch mit einem heißen Eisen und freute sich am Gekröse des Fettes. Darauf nähte er einen jeden in eine Rinderhaut und hängte sie auf dem Oberboden auf. Dann ging er fort, um seine Brüder zum Schmause zu rufen. Derweilen zog sich Mnamaria die Nähsehnen aus den Augen, befreite sich von der Rinderhaut und floh nach Hause. Die Brüder des Irimu aber kamen von allen Seiten zum Schmause herbei, und jeder trug ein Brennscheit. Unter Liedersang verzehrten sie, was ihnen der Bruder aus den Rinderhäuten enthüllte. Die Haut des Mnamaria aber ließ er hängen. An ihm wollte er sich letzen, wenn die andern gegangen wären. Endlich sagte der letzte Bruder: „Nakofo!“ und ging heim. Rasch eilte der Irimu auf den Boden, um das leckere Nachtmahl zu halten. Da griff er eine schlaffe Haut. Die Beute war ihm entschlüpft. Aber der Irimu wollte sie nicht aufgeben. Darum verwandelte er sich in ein schönes Mädchen. Das ging



Dschaggaknabe.



in das Dschaggaland hinauf und kam zum Häuptling, zu dem sprach es: „Ich will von einem deiner Männer mich ehelichen lassen. Aber ich bin so schön, daß ich wohl das Recht habe, ihn mir selbst zu wählen.“

Der Häuptling ließ die Hörner durchs Land blasen und versammelte alle Männer seines Reiches vor dem Mädchen. Das ging prüfend durch die Reihen, bis seine Augen auf Mnamaria haften blieben. „Der ist es, den ich mag! Der soll mich nach Hause tragen.“ Der Häuptling sprach zu Mnamaria: „Führe sie nach Hause. Sie ist dein Weib.“ Mnamaria brachte sie zuerst zu seiner Schwester. Die lag krank am Ausschlag in ihrer Hütte. Hier sollte das Mädchen bis zu ihrer Hochzeit bleiben und sich pflegen lassen. Als die Schwester für die kühle Nacht Feuer anzündete, sprach das Mädchen: „Lösch aus, im Rauche leidet meine Schönheit.“ Des Nachts aber wachte die Schwester auf. Da nahm sie wahr, daß das Mädchen sich eine Maus erhaschte und mit Fell und Knochen verschlang. Am andern Abend stellte sie sich schlafend und beobachtete heimlich das Tun der Fremden. Die richtete sich auf, als sie die andre im Schlaf glaubte, schüttelte sich und sprach: „Mawoja mea!“ Das ist der Verwandlungsspruch eines Irimu und bedeutet: „Haarpelz wachse!“ Sofort verwandelte sich das Mädchen in eine Hyäne, die das Haus verließ. Nach einer Weile kam sie wieder und brachte einen Leichnam mit, den sie bis auf den letzten Knochen verzehrte. Ehe es aber Morgen wurde, schüttelte sie sich wieder und sprach: „Mawoja filo!“ Das heißt: „Haarpelz vergehe!“ Da war sie ein Mädchen wie zuvor. Nun verriet es die Schwester ihrem Bruder. Der ging zum Häuptling und ließ sich einen Mann geben, der sich mit ihm auf die Lauer legen sollte. Sie sahen auch den Irimu aus der Hütte kommen und auch wie er wieder zurückkehrte und einen Leichnam trug. Drinnen aber hörten sie die Schwester singen:

„O Mnamaria, du gehst zum Häuptling,
Mich aber läßt du zusammen mit einem Untier,
Das Leichen zerreißt und verzehrt.“

Da fragte der Irimu mit rauher Stimme: „Was singst du da?“ „O, ich klage nur über meinen Ausschlag, der mich so schmerzt.“

Jetzt wußten die Männer genug. Sie gingen zum Häuptlinge und hielten Rat. Sie ließen reichlich Brennholz in die



Nähe der Hütte tragen. Dann ging Mnamaria zu dem Mädchen und sprach: „Morgen kommen Feinde. Darum gib mir deinen Schmuck, ich will ihn vergraben, damit er nicht die Feinde reize. Um dein Haus aber wollen wir Stämme schichten, damit sie dich gar nicht finden können." Das Mädchen war's zufrieden. Als sie aber das Haus umschichtet hatten, zündeten sie es an allen Seiten an. So mußte der Irimu elend verbrennen.

41. Der Erlöser vom Rimutribut.

Es war einmal ein Mann, der hieß „Kuhkalb". Der hatte einen langen Eisenspeer und einen Schild gar breit und lang, und niemand war sonst, der sie zu heben vermochte und seine Eisenkeule und sein Schwert. Ein Baum stand in der Nähe seiner Siedlung, dorthin legten die Leute jeden Tag ein Kind als Tribut an einen Rimu, damit er ihnen keinen Schaden tue, denn das ist ein Tier, das kein Mensch bestehen kann, größer als alle Erdentiere und reicht bis zum Himmel und frißt Menschen und Häuser zu einem Mal. Eines Tages legten sie auch wieder ein Mädchen unter den Baum, oben in seinen Zweigen aber saß „Kuhkalb" und schaute in die weite Steppe. Der fing nun an mit dem Kinde zu spielen und warf ihm Blätter zu, bis es ihn endlich erschaute. Da stieg er hernieder und nahm's mit nach Hause und gab ihm Speise und schüttete ihm Streu zum Nachtlager. Nachts aber kam der Rimu zum Baum und als er nichts fand, rief er zornig die Leute, die aber sagten ihm: „Gehe zu Kuhkalb, der hat's geholt." Nun ging der Rimu dahin, um das Kindlein zu fressen. Er kam und riß an dem Haus, in dem es war. Da nahm der Mann seinen Speer und schlug damit und tötete den Rimu. Am anderen Morgen erwachten die Leute des Ortes und merkten, daß da draußen der Rimu liege, wie ein Toter. Aber sie meinten, er sei noch lebendig, und gingen wieder schlafen. Als sie zum andern Mal aufstanden, sahen sie ihn noch daliegen. Da erschraken sie sehr und sprachen: „Nun hilft uns nichts, wir müssen sterben, wir werden diese Nacht nicht mehr erleben." Da gingen sie hinaus und merkten, daß er getötet war, und fragten einander: „Wer war es, der diesen Rimu tötete, damit wir ihn preisen?" Einer sprach: „Ich bin's



gewesen." Da sprachen sie zu ihm: „Bringe die Waffe, mit der du ihn schlugst." Er brachte seinen Speer, sie maßen damit die Wunde in seinem Leibe, da merkten sie, daß der Mann gelogen hatte. Nun sprach ein andrer: „Ich habe ihn getötet." Aber auch sein Speer schloß die Wunde nicht. Und so sagten viele, aber es erwies sich als Lüge, was sie sagten. Endlich kam jenes Kind hervor und sprach: „Ich weiß, wer es getan hat." Sie sprachen zu ihm: „Geh und hole ihn, dann wollen wir dir viel Gutes tun." Da holte es seinen Retter. Er kam und brachte seinen Speer und siehe da, der paßte in die Wunde. Da gaben sie dem Kinde viele Dinge, und es wurde sehr reich.

42. Der Kampf mit dem Rimu Maruvera.

In einem Lande gab es einen Rimu, der hieß mit Namen Maruvera. Er fraß die Menschen und verschlang ihre Häuser. Schließlich blieb von allen nur eine Frau am Leben. Die verbarg sich mit ihren zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, in einer Höhle und wagte tagsüber kein Feuer anzuzünden, damit der Rauch sie nicht dem Rimu verrate. Der Knabe hieß Mugetsuwa. Seine Mutter erzählte ihm, daß der Rimu seinen Vater getötet habe und Menschen im ganzen Lande. „Du mußt dich üben, daß du ihn töten kannst." Mugetsuwa machte sich Bogen und Pfeile und erlegte einen Finken. Den trug er zu seiner Mutter und sprach zu ihr: „Heute habe ich den Rimu erlegt." Sie sprach: „Nein, mein Sohn. Der Rimu ist größer." Der Knabe wuchs weiter und erlegte eine Zwergantilope. „Da, Mutter! Nun habe ich den Rimu erlegt." „Nein, mein Sohn, der Rimu ist größer."

So wuchs seine Kraft, und er übte sie an immer größeren Tieren. Auch den Elefanten konnte er schließlich erlegen und nach Hause tragen. Nun fühlte er sich so stark, daß er den Rimu nicht mehr zu fürchten brauchte. Da sprach er zu seiner Mutter: „Wir wollen wieder in unser Land hinunterziehen und die Höhle verlassen." Unter einem großen Baume bauten sie sich eine Hütte, und Mugetsuwa sammelte alle Haustüren, die noch überall im Lande herumlagen und schloß damit den Weg zu seinem Hofe.

Eines Tages kam der Rimu vor die erste Tür und rief:



„Oro kaso! Gutfreund, bleibe da!“ Mugetsuwa dankte und rief auch: „Bleibe da!“ Der Rimu stand aber vor der ersten Tür, und Mugetsuwa hinter der zweiten. Und Mugetsuwa sprach zu ihm: „Wenn du zu mir willst, mußt du dir selber öffnen.“ Da nahm der Rimu eine Tür hinweg und trug sie fort. Am andern Tage überlegte sich Mugetsuwa, was er tun müsse, damit er den Rimu töten könne. Und er sprach: „Ich gehe und schmiede mir eiserne Pfeilspitzen.“

Nun ging er an die Arbeit und schmiedete sich Pfeilspitzen und band sich auch viele Bogen. Mutter und Schwester blieben derweilen allein zu Hause.

Bald kam der Rimu wieder vor die letzte Tür und grüßte: „Oro Mugetsuwa kaso!“ Die im Hause riefen: „Mugetsuwa ist fortgegangen.“ Er fragte: „Wo ist er denn hingegangen?“ Sie sprachen: „Er schmiedet Spitzen aus, Spitzen aus, Spitzen aus, hehé!“ „Was tut er mit den Spitzen?“ „Auf den Rimu schießt er damit, auf den Rimu, den Rimu, hehé.“ „Rimu, wer ist das?“ „Das ist der Rimu und das bist nicht du, das ist der Rimu und nicht du, hehé.“

Und während sie so redeten, stand der Rimu vor der einen Tür und sie hinter der andern. Er nahm wieder eine Tür und trug sie fort. Am andern Tage kam er schon wieder und rief: „Oro Mugetsuwa kaso!“ Die im Hause sprachen: „Mugetsuwa ist noch nicht wiedergekommen.“ „Wo ist er denn hingegangen?“ „Er schmiedet Spitzen aus, Spitzen aus, hehé!“ „Was tut er mit den Spitzen?“ „Auf den Rimu schießt er damit, auf den Rimu, den Rimu, hehé!“ „Rimu, wer ist das?“ „Das ist Rimu und bist nicht du, das ist der Rimu und bist nicht du, hehé!“ Und während sie so redeten, stand der Rimu vor der einen Tür und sie hinter der andern. Er nahm wieder die seine und trug sie fort. So tat er einen Tag wie den andern, bis nur noch drei Türen übrig waren, dann hätte er sie erreicht und gefressen. Da kam endlich Mugetsuwa nach Hause zurück mit allen seinen Pfeilen und Bogen.

Er sprach zu Mutter und Schwester: „Wohlan, wir wollen uns auf dem Baume verschanzen!“ Sie stiegen nun in die Krone des hohen Baumes und breiteten die drei Türen über die Äste. Das war ihr Wohnraum. Mugetsuwa befahl: „Zündet Feuer an!“ Als nun der Rimu Rauch aufsteigen



sah, eilte er herzu und rief: „Wer wagt es, Feuer anzuzünden im Bezirke des Maruvera? Der soll selber erlöschen, hohó!"

Mugetsuwa rief ihm entgegen:

„Ich bin's, der Mann der Makilume,
Ich lege Feuer an im Bezirke des Maruvera,
Heute löschest du aus, hohó."

Der Rimu eilte und kam unter den Baum. Er führte aber eine Menge Äxte mit sich. Damit begann er in den Baum zu hauen und sang dazu:

„Ich fälle einen Baum und komme zu Fleisch, totoro, totoro!"

Da brach eine Axt, und Mugetsuwa schoß auf ihn hinunter mit vielen Pfeilen. Der Rimu sprach: „Heute schwärmen Steppen- und Urwaldbremsen zusammen." Er hieb Axt um Axt in den Baum, und Mugetsuwa schoß Pfeil um Pfeil auf ihn. Da hob der Rimu den Kopf und schaute nach oben, ob der Baum nicht wanken wolle. Schnell schoß ihm Mugetsuwa einen Pfeil ins Auge, der tötete ihn. Und als es mit dem Rimu zum Sterben kam, sprach er zu Mugetsuwa: „So lange du die großen Schmeißfliegen um mich schwärmen siehst, steige nicht herunter, denn dann bin ich noch nicht tot und würde dich verschlingen. Warte, bis die kleinen Fliegen kommen, dann bin ich gestorben." Er begann noch einmal zu reden und sprach: „Wenn ich tot bin, dann reiße mir kein Haar aus und schneide mir ja den Daumen nicht ab!"

Als er das gesagt hatte, starb er. Mugetsuwa blieb noch eine Weile auf dem Baume, dann stieg er vorsichtig herunter, bis er den Rimu mit einem Stecken erreichen konnte. Da drückte er den Stecken ins Fleisch und sah, daß der Eindruck blieb und sich nicht ausglich. Nun stieg er vollends herunter und tat an dem Rimu das, was er nicht tun sollte. Er zog ihm ein Haar aus dem Kopfe und schnitt ihm den Daumen ab. Als er das getan hatte, kamen da eine Menge Tiere und Menschen heraus und mitteninne auch seine väterlichen und mütterlichen Verwandten. Wie war da die Freude groß! Und er wurde ihr Häuptling.

43. Der weibliche Rimu.

Da gab es ein Weib, die war ein Rimu. Eines Tages traf sie ein Mädchen und sprach zu ihm: „Ich habe deine



Mutter gebeten, daß sie dich bei mir schlafen lasse für eine Nacht. Nun komme mit mir!“ Das Mädchen sprach: „Es ist gut. Aber laß mich erst noch meine Sandalen holen.“ Doch das ließ der Rimu nicht zu, sondern trug es huckepack nach seinem Hause. Dort zeigte ihm der Rimu, wie viele Verschläge sein Haus habe. Dann brachte er ihm eine Ziege und schlachtete sie für das Mädchen. Er selber aber zog sich in einen andern Verschlag zurück und verzehrte dort einen Menschen, dessen Leichnam er sich darin aufgespart hatte.

Am Morgen stand er auf und ging aus, um Menschen zu töten. Für das Mädchen aber brachte er eine Mastziege mit nach Hause. So tat er nun jeden Tag. Wenn er dann am Abend nahe an sein Haus kam, sang er:

„Unser Haus und seine vielen Zimmer!“

Und das Mädchen sang ihm entgegen:

„Unser Haus und seine vielen Zimmer!“

Kam er ins Haus, so gab er dem Mädchen das Masttier. Und die getöteten Menschen schaffte er hinter seinen Verschlag. Es befand sich aber auch ein Kiljodaña im Hause.

Inzwischen erkundschafteten die beiden Brüder des Mädchens ihren Aufenthalt. Sie kamen mit Schlachttieren in ihre Nähe und holten sie zu sich zum Schmause. Als sie vor Abend nach Hause ging, salbten sie ihre Schwester mit Fett ein. Der Rimu kam nach Hause und sang: „Unser Haus und seine vielen Zimmer.“ Wie immer sang ihm das Mädchen entgegen: „Unser Haus und seine vielen Zimmer.“ Er war aber nur eine kurze Weile mit ihm zusammen, da sprach er: „Wohin bist du heute gegangen?“ Das Mädchen antwortete nicht. Da befahl er ihm: „Geh und bestreiche dich mit Asche!“ Und das Mädchen bestrich sich mit Asche und ging so schlafen.

Die Brüder hatten ihre Rinder alle geschlachtet und wollten nach Hause gehen. Sie holten ihre Schwester und führten sie mit sich, und vereinigten Tag und Nacht im Wandern, damit sie der Rimu nicht einholen könne.

Am Abend kam der Rimu nach Hause und sang: „Unser Haus und seine vielen Zimmer.“ Diesmal blieb die Antwort aus. Niemand war zu Hause, als nur das Kiljodaña. Das fragte er: „Wohin ist jenes Kind gegangen?“ Kiljodaña



sprach: „Seine Brüder riefen es. Ich weiß aber nicht, wohin es ging.“

Da griff es der Rimu und warf es in eine Backenhöhle nnd verschluckte es wie ein Krümchen. Noch in der Nacht machte er sich auf die Suche. In der ersten Siedelung forschte er nach. Sie wiesen ihn zur nächsten. In der dritten zeigten sie ihm die Brüder jenes Mädchens. Er fragte sie: „Warum habt ihr mir das Mädchen entführt?“ Sie antworteten: „Es sollte nur die Seinen einmal besuchen.“ Dann fragten sie den Rimu: „Wirst du von uns Essen annehmen?“ Er sprach: „Gebt mir's nur immer zu.“ Da sprachen sie zu ihm: „Aber bei uns nimmt man die Speisen nicht mit den Händen in Empfang. Iß also nach unsrer Sitte.“ Sie legten einen Stein ins Feuer von fleischiger Farbe. Den erhitzten sie aufs beste. Dann riefen sie ihm zu: „Öffne deinen Mund recht weit und empfange unsre Speise“. Er tat es und verschluckte den heißen Stein, daß er daran starb.

Aus zwei Siedelungen mußten die Männer kommen, um seinen Leichnam in den Busch zu werfen.

44. Die Frau des Rimu.

In einer Hütte lebten Mann und Frau, und sie hieß Mkosala. Die hatten ein Kind. Aber niemand fand sich, der es ihnen gewartet hätte, doch kam jeden Tag ein Hund auf ihr Gehöft, dem gab die Frau Futter. Eines Tages sprach sie zu dem Hunde: „Sieh, diesen Knochen bekommst du, wenn du schön auf mein Kind achtest, bis ich wiederkomme.“ Der Hund sagte: „Ja, Mutter“ und blieb mit dem Kinde allein. Aber ihn übermochte die Lust. Er nahm den Knochen und spaltete ihn. Ein Splitter flog dem Kinde an den Hals, daß es blutete. An dem Blute sog nun der Hund, bis es starb. Als er aber merkte, daß es tot war, zehrte er es völlig auf. Dann suchte er sich eine Bananenblütenknospe, bedeckte sie mit Zeug und legte sie für das Kind aufs Lager. Zur heimkehrenden Mutter sprach er: „Sei leise und wecke das Kind nicht auf! Ich habe ihm eben erst Brei in den Mund gespeichelt.“ Die Frau schickte den Hund nach Wasser. Währenddem nahm sie auch einmal das Zeug hoch und sah nach ihrem Kinde. Da merkte sie, daß der Hund sie betrogen hatte. Als er mit Wasser kam,



schickte sie ihn noch einmal fort nach dürren Bananenblättern. Auch die brachte er. Doch jetzt band sie ihn mit Hilfe ihres Mannes, warf ihn auf die Blätter und zündete sie an. Da verbrannte er ganz und gar, daß von seinen Gebeinen nur der Kopf übrig blieb.

Dieser Kopf rollte davon und kam in einen Kanal. Er rollte hinein und sang:

„O du kühles Wässerlein, ertränke,
ertränke meine Glut!
Mkosalas Öl hab ich getrunken,
hab ich getrunken.
Sie hat's entzündet und mich verbrannt."

Weiter rollte er in einen Fluß und sang:

„O du mein Fluß, ertränke,
ertränke meine Glut!"

Auf einer Wiese blieb er liegen. Mädchen kamen dahin und wollten Gras schneiden. Im Gehen kauten sie Zuckerrohr. Jetzt sahen sie den Schädel des Hundes wie einen weißen Stein und riefen: „O, wie ist er schön! So schön wie das kleine Brüderchen daheim." Sie warfen ihm ihr Zuckerrohr zu, so freuten sie sich an ihm. Eine von ihnen aber lachte sie aus und sprach: „Der sähe mir aus wie das Brüderchen daheim!" Sie schnitten nun Gras und banden es zusammen und halfen einander beim Aufkopfen. Mit der Last auf dem Kopfe wandten sie sich zum Heimgehen. Als sie nun wieder zu jenem Schädel kamen, reckte der sich vor ihnen zu Bergeshöhe und streckte sich über den ganzen Weg wie ein Felsenhang. Da hoben sie an, einen Beschwörungsgesang zu singen. Das erste sang:

„Gib Raum und dreh' dich zur Seite,
vorüber, vorüber, vorüber!
Der dich verlachte, ist hinter mir.
Hinter mir, hinter mir, gib Raum!
Vorüber, vorüber, vorüber,
Husch, husch!"

So sang eins nach dem andern. Vor allen trat der Felsen zur Seite. Doch als das letzte kam, das ihn verachtet hatte, und ebenso sang, blieb der Felsen unbeweglich. Es stand da und wartete vergeblich bis zum Abend. Mit einem Male



stand ein großer Leopard vor ihm und sprach: „Ich will dich hier hinüberbringen, was willst du mir dafür geben?" Das Mädchen sprach: „Ich werde dir meinen Vater geben." Er sprach: „Das ist nichts." Sie sprach: „Oder meine Mutter." „Das ist auch nichts." „So gebe ich dir den Ochsen an der Tür daheim." „Nein." Oder den in der Mitte, oder den an der Wand." „Ich mag sie alle nicht," sprach der Leopard. Da sprach sie: „Dann will ich deine Frau werden." „Ja, das gefällt mir", sprach er, „und nun halte dich an meinem Schwanze fest." Das tat sie und faßte seinen Schwanz und er zog sie damit an jenem Felsen empor. Als er aber gerade in der Mitte war, riß der Schwanz ab, und sie fiel wieder herunter. Und er sprach: „Nun gib mir meinen Schwanz wieder!" So kamen acht andere Leoparden und taten wie der erste, aber allen zerriß der Schwanz.

Zuletzt kam einer, der hatte zehn Schwänze. Der sprach zu ihr: „Was gibst du mir, wenn ich dich hinüberbringe?" „Vater oder Mutter," sprach sie. Er aber sagte: „Die mag ich nicht." Sie sagte: „Ich gebe dir die Rinder daheim." Die wollte er auch nicht. „So will ich deine Frau werden." Er sprach: „Das ist recht! Nun halte dich an meinem Schwanze fest." Sie ergriff alle 10 Schwänze auf einmal, und so brachte er sie glücklich hinüber. Nun führte er sie nach seinem Hause. Sie wanderten weit, dann fragte er sie: „Siehst du deines Vaters Haus?" Sie sprach: „Ja." Weiter führte er sie und fragte dann wieder. Sie antwortete: „Ja, ich sehe es noch!" Da gingen sie eine weitere Strecke und er fragte sie wieder: „Siehst du noch deines Vaters Haus?" Sie sprach: „Ich sehe noch den Baum dort in den Hainen bei meines Vaters Haus." Noch höher führte er sie, bis zu einem Felsen, darin war des Leoparden Heim. Keine Tür war zu sehen. Der Leopard aber rief: „Haus des Herrn, tue dich auf!" Da tat sich der Felsen von selber auseinander, und sie gingen hinein. Dem Weibe gab er eine Ziege, er selber setzte sich zu den Rindern und fraß Menschen. Dem Weibe gab er jeden Tag ein gemästetes Tier, damit sie dick würde. So tat er viele Tage. Dann stach er sie mit einem Pfriem, um zu sehen, ob sie dick genug sei. Es kam aber nur Blut, darum fuhr er fort, sie mit Mastvieh zu füttern, nach einiger Zeit stach er sie wieder und sah, daß Fett hervorkam. Nun freute er sich, ging

hin und lud sich die Vettern zu Gaste und sprach zu ihnen: „Kommt zu mir. Ich will meinen Nachstochsen schlachten. Bringt Brennholz mit!"

Inzwischen gerieten die Brüder des Mädchens auf den Felsen. Sie fragte von innen: „Wer seid ihr?" An der Antwort erkannte sie ihre Brüder und verriet ihnen das Bannwort, vor dem sich der Felsen öffnete. Die Schwester brachte ihnen zu essen und bat sie um Ngetsifrüchte, die heftig abführen. Während sie noch im Hause waren, kam der Mann zurück. Die Brüder konnten sich eben nur noch auf den Boden flüchten. Dort hausten die jungen Leoparden. Die begannen zu knurren: tototo. Das hörte der Mann und fragte seine Frau: „Was ist los da oben?" Sie beruhigte ihn und sprach: „Zu fressen wollen sie haben, Herr," ging hin und prügelte sie.

Als der Mann dann schlief, entflohen die Brüder. Am nächsten Tage sang die Frau ein Lied:

„Ein Rimu trug mich fort
an diesen Ort,
zu den großen, großen Steinen.
An den Fuß kein Glöcklein,
an die Hand kein Kettlein
gab er mir zu den vielen Steinen."

Der Rimu kehrte zurück und fragte sie: „Wovon singst du da, mein junges Weib?" Sie sang wieder:

„Mein Herr trug mich fort,
an diesen Ort,
zu den großen, großen Steinen.
An den Fuß band er mir Glöcklein,
an die Hand gab er mir Kettlein
zu den vielen, vielen Steinen."

Er sprach! „Es ist gut. Gib dich zufrieden, mein junges Weib." Und ging fort. An diesem Tage brachten ihr die Brüder jene Ngetsifrüchte. Davon aß sie, soviel sie nur konnte. Mit ihrem Kote beschmierte sie sich am ganzen Leibe. Sie strich davon an die Türschwelle und sprach zu ihnen: „Wenn mich mein Mann ruft, dann antwortet an meiner Stelle: ‚Hier bin ich'." Sie strich davon an die Herdsteine und sprach zu ihnen: „Wenn mich mein Mann ruft, dann antwortet an meiner



Stelle: ‚Hier bin ich‘.“ Sie strich davon an die Halfterstangen und sprach: „Hört ihr, daß er mich ruft, dann antwortet an meiner Statt: ‚Hier bin ich‘!“ Auch die Dachbalken bat sie so.

Dann entlief sie und eilte nach Hause. Es war an jenem Tage, auf den der Rimu seine Vettern zum Schmaus geladen hatte. Die begegneten ihr auf dem Wege, ein jeder mit seinem Scheit Brennholz auf der Schulter. Sie hielten das Weib an und sprachen: „Bist du unsres Vetters Frau?“ Sie antwortete: „Eures Vetters Frau sitzt daheim, mit Schaffett gesalbt und duftet.“ „Mag wahr sein“ sprachen sie und ließen sie vorüber. Der Rimu kam seinen Vettern entgegen und führte sie zu seinem Felsen empor.

Hier rief er nach seinem Weibe. Die Türschwelle antwortete: „Hier bin ich.“ Als niemand kam, rief er zum zweiten Male. Die Herdsteine antworteten: „Hier bin ich.“ Er wartete und rief wieder. Da antworteten die Halfterstangen bei den Rindern: „Laß dich dein eignes Blut bemalen.“ „Was sagst du da?“ Jetzt antworteten die Dachbalken: „Hier bin ich.“ Nun durchsuchte er das ganze Haus und fand sie nicht.

Seine Vettern erzählten, daß sie ihr auf dem Wege begegnet und von ihr betrogen seien. Und während diese sich auf das Schlachtfest rüsteten und tanzten, machte sich der Rimu auf und eilte ihr nach. Die Frau aber ging und kam an einen tiefen Fluß. Sie sprach: „Wasser, zerteile dich! Dieses stehe und jenes fließe!“ Sofort teilte sich das Wasser, und sie ging trocken hindurch. Drüben sprach sie: „Wasser, vereinige dich und fließe.“ Auf dieses Wort begann es wieder zu fließen und floß zusammen. Sie aber ruhte dort aus und säuberte sich. Da kam der Rimu ans Ufer und rief zu ihr hinüber: „Wie bist du denn übers Wasser gekommen?“ Sie antwortete: „Sprich nur zum Wasser: Zerteile dich. Dieses stehe und jenes fließe! Bist du aber in der Mitte, so sprich: Komm wieder zusammen!“ So tat er auch. Das Wasser teilte sich. Als er aber in der Mitte sprach: „Komm wieder zusammen!“ umschloß es ihn plötzlich und trug ihn davon.

Im Abschwimmen fluchte er ihr und sprach: „Geh hin, wo du willst, du sollst nur fünfköpfige Menschen sehen.“ Sie aber rief ihm nach: „Geh hin und wachse als Bananenstaude fest!“

Als die Frau weiterging, sah sie Leute, die hatten fünf



Köpfe. Darüber lachte sie laut und davon fielen vier Köpfe bei jedem ab. Sie sprachen: „Gib uns unsre Köpfe wieder!" Und sie gab ihnen Perlenketten. Das widerfuhr ihr noch mehrmals, bis sie wohlbehalten bei Vater und Mutter ankam. Der Rimu aber schwamm ab und wurzelte am Ufer fest und ward zur Bananenstaude.

45. Die Werpardelbanane.

Einst ging eine Frau, Gras zu schneiden, und nahm ihr Kind mit. Am Flußufer setzte sie es nieder. Dort sah es eine Bananenstaude mit reifen Früchten und sprach: „Ei, das sind meine Bananen." Und die Bananen sprachen: „Ei, das ist mein Sohn." Das Kind brach nun eine Banane ab. Und wie es sie brach, verschwand ihm ein Finger von der Hand. Und so ging es weiter: die Bananen vergingen und die Finger vergingen.

Darnach hob die Frau das Kind auf, setzte es auf ihren Rücken und ging davon. Als sie so ging, begegnete ihr der Rimu wieder und fragte sie: „Junge Frau, was trägst du da?" Sie antwortete: „Das ist mein Kind und es hat Kopfweh." Und der Rimu sprach zu ihr: „Setze dein Kind nieder. Ich möchte dir helfen tefura tefura!" Die letzten Worte konnte er schon nicht mehr richtig sprechen, weil ihm das Wasser im Munde zusammenlief. Das Weib setzte das Kind nieder und der Rimu riß ihm geschwind einen Arm ab und floh damit. Und das Weib hob das Kind auf und ging mit ihm weiter. Der Rimu aber kam ihr auf einem Nebenwege voraus, ging ihr wieder entgegen und fragte sie: „Junge Frau, was trägst du da?" Sie antwortete ihm: „Mein Kind, das ist krank, großer Herr." Der Rimu sprach: „Setze es nieder, ich möchte dir helfen, tefura, tefura." Sie setzte das Kind auf den Boden. Der Rimu aber riß ihm den andern Arm ab und entfloh.

So tat er immer wieder Stück um Stück, bis das ganze Kind vergangen war. Dann verschwand er, und das Weib zog auch seines Weges.



Zauberkund.

46. Der klingende Stein in der Nangaschlucht.

Der Häuptling schickte seinen Gesandten aus zu einem fernen Häuptling, daß er bei ihm einen Zauber kaufe zum Schutze des Landes. Der Gesandte rüstete sich zur Reise und ging. In jenem fernen Lande aber mußte er sehr lange warten, bis er den Zauber erhielt. Endlich bekam er die Erlaubnis heimzukehren. Auf dem Wege überfiel ihn großer Hunger. War es doch eine weite Reise. Da sah er eine junge Frau am Wege sitzen mit ihrer Begleiterin. Die tranken eben von ihrem Milchbrei. Er ruhte sich bei ihnen aus, grüßte und sprach: „Gib mir etwas zu essen, junge Frau! Vom Häuptling bin ich in ein fernes Land geschickt worden. Dort mußte ich sehr lange warten, bis ich entlassen wurde. Heute ist der achte Tag, daß ich wieder auf der Reise bin."

Die junge Frau aber wies seine Bitte ab und sprach: „Ich habe nichts zu essen für Fremdlinge. Geh nur deiner Wege, Mann des Häuptlings. Oder hat der Häuptling dir etwa befohlen, wenn du wiederkämst, solltest du bei mir vorsprechen?" Der Mann antwortete: „Schon bin ich satt. Du brauchst mir nichts mehr zu geben. Schau an: wer am Morgen etwas ißt, der kann nicht bis zum andern Tage bleiben, ohne wieder zu essen. Nur du weißt nichts von der Not eines Fremdlings."

Und er streckte seine Hand, in der Zauberkraft wohnte, gegen sie aus. Da wehte das Weib hinab in die Schlucht. Sie fiel und schrie und stürzte an einen Stein. Der Stein tat sich auseinander und nahm das Weib in sich auf und schloß sich wieder. Seit jenem Tage bis heute tönt dieser Stein und die Leute nennen ihn iho ljetšiuma, den tönenden Stein.

Er liegt unterhalb des Weges in der Nangaschlucht. Und wenn sich Leute in der Nangaschlucht treffen wollen, nennen sie sich diesen Stein.

47. Der Kampf zwischen zwei Banngesängen.

Kandika wohnte am Rande des Gebirges zur Steppe. Niemand wohnte mehr unterhalb von ihm. Es war so recht



im Rachen der wilden Tiere. Nun ging er eines Tages zur Steppe und sammelte sich Buschpflaumen. Als er nach Hause kam, fand er seine Kinder nicht mehr vor. Ein Rimu hatte sie gefressen. Er lief in die Steppe zurück und suchte sie. Es wurde Nacht und er kletterte auf einen hohen Baum. Der hatte zehn Hauptäste. Da erschien der Rimu unten am Baume und sprach zu Kandika: „Ich bin's, der deine Kinder verschlungen hat. Jetzt muß ich auch dich haben." Und er begann zu singen:

„Wetterblitze aus Useri, Wetterblitze vom Kibo,
Kommt, kommt!
Und zerbrecht die Äste an diesem Baum,
Daß er herunterstürze mir zum Fraß!"

Da zuckte ein Feuerstrahl auf den Baum nieder und zerschmetterte einen der zehn Äste, daß er zur Erde stürzte. Aber Kandika schwang sich rechtzeitig auf den nächsten Ast und blieb oben. Er sprach: „Warte, jetzt will ich singen!" Und er sang:

„Ihr Himmelsvögel kommt hernieder,
Kommt, kommt!
Und helft mir zerreißen diesen Irimu.
Kommt aus Useri und kommt vom Kibo!
Kommt vom Morgen und Abend, den Rändern der Welt!
Hört es, ihr Adler, ihr Geier und Raben!
Kommt, kommt
Und helft mir zerreißen diesen Irimu!"

Da kamen die Vögel und umkreisten den Rimu und rissen ihm einen Arm ab. Der Rimu aber sang:

„Wetterblitze aus Useri, Wetterblitze vom Kibo,
Kommt, kommt!
Und zerbrecht die Äste an diesem Baum,
Daß er herunterstürze mir zum Fraß!"

Ein neuer Blitz schlug in den Baum und zerbrach einen Ast. Aber Kandika rettete sich auf einen andern und sang:

„Ihr Himmelsvögel kommt, kommt
Und helft mir zerreißen diesen Irimu."

Und immer neue Flüge kamen. Dem Rimu wurde auch das Bein abgerissen. Und immer neue Blitze schlugen in den Baum



und zerspellten die Äste. Kandika rettete sich von Ast zu Ast und sang sein Lied. Dem Rimu rissen die Vögel Glied um Glied aus dem Leibe und er sang sein Lied. Und als der neunte Blitz niederfuhr und dem Kandika nur noch ein Ast als Halt verblieb, zerrissen die Vogelkrallen die Kehle des Rimu, und sein Lied verstummte.

Kandika ging nun nach Hause, und andre Kinder wurden ihm geboren.

48. Verwandelt und rückverwandelt.

Eine Frau hieß Noja und hatte 2 Kinder. Das Mädchen hieß Ndašike und der Knabe Mohe. Da kam eine Hungersnot und die Kinder sprachen zur Mutter: „Wir wollen zum Kibo und Salz holen. Das verkaufen wir und fristen das Leben." Sie gingen ins Salz am Kibo und stiegen damit weiter, bis sie in die Länder der Wāsi kamen. Dort nahm sich Mohe die Schwester zur Frau. Aber er mißhandelte sie, und sie beschloß zu fliehen. Nun war sie aber sehr schön. Mit dem Kibosalze kaufte sie sich einen Zauber von den Wāsi. Als sie einem Elefanten begegnete, blies sie den Zauberruß gegen ihn, und er blieb stehen und tat sich vor ihr nieder. Sie strich mit der Hand über seine Haut und sprach:

„Mbandekia jeja mbandekia jaje!"

Und als sie nun sich selbst mit dieser Hand berührte, ward sie ein Elefant. Das Wort wandekia bedeutet: übertragen.

So zog sie als Elefant durch Länderstrecken, auf denen Menschen wohnten. Und wer sie sah, der rief: „Da kommt ein Elefant!" und entfloh. Auf menschenleeren Stätten aber strich sie wieder über ihr Gesicht und sprach:

„Mbanduo jeja na mbanduo jaje!"

dann wurde sie wieder ein Mensch; wanduo heißt: loslösen.

Ihrer Mutter aber begegnete sie, da war sie ein Elefant. Noja, die Mutter, blieb stehen und besah sich den Elefanten. Er war aber nicht ganz verwandelt; auf einer Seite sah er wie ein Mensch aus. Darüber staunte Noja. Und der Elefant sprach zu ihr: „Bist du nicht Noja?" Und Noja sprach: „Bist du nicht Ndašike, mein Kind?" Da gingen sie miteinander. Und in der Hütte sprach Ndašike:

„Mbanduo jeja na mbanduo jaje!"



Sie war aber sehr abgemagert und mußte lange Zeit von ihrer Mutter gepflegt werden.

49. Festgebannt.

Zu dem Häuptlinge Kirumi in Kiruwa kam eine Gesandschaft aus Kiwoso. Auf dem Heimwege kam sie über den Hof eines Mannes namens Sumbura. Der war in seiner Hütte und schnitt sich Fleisch in den Kochtopf auf dem Herde. Die Kiwosomänner fragten auf dem Hofe: „Kannst du uns etwas zu essen geben?" Er leugnete und sprach: „Ich habe nichts Eßbares im Hause." Sie hatten aber gesehen, daß er Fleisch einschnitt. Doch gingen sie weiter. Auf einem andern Hofe saß ein Mann auf einer umgelegten Bierkufe und aß geröstete Yamsknollen. Als er die Fremdlinge kommen sah, versteckte er die Knollen unter der Kufe und blieb darauf sitzen. Er rief ihnen entgegen: „Der Hof kann euch nichts bieten, kein Bissen ist im Hause." Die Kiwosoleute sprachen: „Beruhige dich," und gingen vorüber. Aber als der Mann von der Kufe aufstehen wollte, konnte er es nicht. Er war darauf festgebannt. Und als Sumbura, der andere, zum Häuptling gerufen wurde, kam er nicht aus dem Hause. Er war am Herde festgebannt und das Messer blieb ihm in der Hand. Er konnte es nicht loslassen.

Man sagte dem Häuptling Kirumi: „Sumbura will nicht kommen!" Da stieg ihm der Zorn hoch. Er eilte selbst auf Sumburas Hof und stach fünf Ziegen tot, die auf dem Hofe waren. Da hörte er Sumburas Flehen, der ihm kund tat, daß er festgebannt sei. Und der Häuptling sah ihn stehen mit dem Messer in der Hand und daß er sich nicht rühren konnte. Nun ging der Häuptling den Kiwosoleuten nach und fragte sie: „Warum habt ihr meinen Mann festgebannt?" Sie sprachen: „So, ist er fest? Ja, warum gönnt er uns das Fleisch nicht!" Der Häuptling sagte: „Laßt es gut sein. Ich habe ihm fünf Ziegen gespeert." Die Kiwosoleute ließen sich zwei davon als Wegkost bringen.

Dann nahmen sie etwas Ruß aus ihrer Tasche. Den bliesen sie von der flachen Hand ins Land hinein. Da verwandelte er sich in Fliegen. Und die flogen zu Sumbura und lösten den Bann. Der andere aber saß einen Tag und eine





Tropischer Pflanzenwuchs (Seneciones) über dem Bergwald.

Nacht auf seine Kufe gebannt. Er hatte keine Ziege und löste sich mit einer Kufe voll Bier.

50. Die Begradigung.

Da war ein Mann, der hatte eine Frau, die ihm nicht gehorchte. Was er ihr auch sagte, sie beachtete es nicht. Da sprach er zu ihr: „Ich muß dich doch endlich begradigen" (geradelegen). Sie höhnte: „So begradige mich doch!"

Er aber beschwor einen Leoparden. Der kam und faßte sie. Doch war er durch Zauber gebunden, daß er sie nicht beiße. So schleppte er sie zur Steppe hinunter, legte sich neben sie und begeiferte sie mit seinem Geifer, der ihm aus dem Maule troff. Der Eheherr aber schloß das Haus ab und legte sich schlafen. Am Mittag des andern Tages erst löste er den Bann, und der Leopard trug die Frau auf den Hof zurück. Hier fragte sie der Mann: „Willst du mir wieder trotzen?" Sie sprach: „Niemals wieder, mein Herr." Nach kaum zwei, drei Tagen gehorchte sie wieder nicht. Der Mann beschwor den Leoparden noch einmal. Als er kam, flehte die Frau um Gnade. Doch der Mann ging nicht darauf ein, sondern ließ sie dem Leoparden. Der trug sie wieder zur Steppe und übergeiferte sie mit seinem Geifer bis zum Mittag des andern Tages. Da löste ihr Eheherr den Bann.

Von da an machte sie wirklich ein Ende und trotzte nie wieder.

51. Die Seele in der Drazäne.

Sina, der Häuptling von Kiwoso, hörte, daß es in der Steppe eine Herde sehr großer Ziegen gäbe, die keinen Herrn habe. Er sandte Leute aus, nach ihnen zu suchen. Die wurden von den Ziegen gefressen. Nur einer entkam, der konnte es dem Häuptling melden. Noch einmal sandte Sina eine Schar Krieger nach den Ziegen. Von denen kam keiner wieder. Seitdem fand sich keiner mehr, der mutig genug gewesen wäre, diesen Gang zu tun. Einer der Krieger Sinas hieß Kimbesere. Der stand eines Tages auf und ging zur Steppe ganz allein und ohne daß der Häuptling es wußte. Als er in die Nähe der Ziegen kam, beschwor er die Geißen, die keine Hörner haben. Sie sangen:



„Dem's zuläuft, kommt mit Speer und Schild.
Dem's zuläuft, kommt mit Speer und Schild."

Er aber nahm seine Keule von der Hüfte und schlug auf die Gehörne der Böcke, da fielen sie ab. Und als der Leitbock kam und sah die abgeschlagenen Gehörne, gab er sich, und Kimbesere konnte die ganze Herde in die Bananenhaine hinauftreiben zum Häuptling. Sina wunderte sich sehr, als er die Ziegen vor sich sah, um die er so viele Männer vergeblich geschickt hatte, und dankte ihm sehr. Danach aber dachte der Häuptling voll Unmuts daran, daß Kimbesere eine Kraft bewiesen habe über alle Männer. Eines Tages schickte er einen Männerzug nach Salz zur Steppe, gesellte ihnen auch Kimbesere und befahl den andern, sie sollten ihn heimlich töten. Die gehorchten und überfielen ihn beim Salzaufsammeln und erschlugen ihn. Er verschied vor ihren Augen. Als sie aber ihr Salz angebündelt hatten und davon gegangen waren, erstand er wieder und ging ihnen nach. An der Grenze der Bananensiedelungen kamen die Frauen ihren Männern entgegen und bewillkommten sie. Kimbeseres Frau allein fand ihren Eheherrn nicht und fragte die andern: „Wo ist er?" Sie antworteten: „Wir haben ihn hinter uns gelassen." Sie ging ihm allein weiter entgegen und kam bis an die Salzstelle, da traf sie ihn und ging mit ihm ins Land hinauf. Der Häuptling vernahm von seiner Heimkehr und geriet in Verwunderung. Rasch sandte er nach seinen Gefährten und fragte sie, ob sie ihn wirklich getötet hätten. Sie beschworen es. Nun rief der Häuptling einen zweiten Kriegerzug zusammen und schickte ihn nach Salz. Und Kimbesere wurde auch befohlen. Da begann er mit dem Häuptling zu reden und sprach: „Auf jenem ersten Zuge wurde ich von den Männern getötet. Jetzt sendest Du mich wiederum, damit ich erschlagen werde." Sina antwortete ihm rasch: „Gehe ruhig, mein Sohn. Von alledem weiß ich gar nichts." Kimbesere gehorchte auch diesmal und ging mit in das Salz. Sie schlugen ihn wieder tot und gingen nach Hause. Er aber stand hinter ihnen wieder auf.

Seine treue Frau ging ihm entgegen und kam mit ihm wieder in die Bananenhaine empor. Sina geriet in große Betrübnis darüber, daß er ihn nicht töten konnte.

Ganz Kiwoso dachte über das Wunder nach. Endlich aber fanden sie es. Im Bananenhaine Kimbeseres stand eine



Drazäne. Darin war seine Lebenskraft verborgen. Sie schlugen sie ab und konnten ihn selber nun mit leichter Mühe töten.

52. Ich bin kein Köpflein, ich bin ein Menschlein.

Es war ein Mann, der hieß Mrai. Der hatte keinen Sohn. Er heiratete eine Frau nach der andern, schließlich waren es vierzig, aber sie gebaren ihm nur Mädchen. Zweihundert Töchter lebten ihm auf seinen Höfen, aber kein einziger Sohn. Er lief von einem Wahrsager zum andern, aber keiner konnte ihm raten. Sein Unglück war sehr groß, denn wer keinen Sohn hat, der muß all sein Vieh den Brüdern lassen. Den achtet man nicht unter Männern. Wenn er nicht zu Biere ladet, trinkt man ohne Ordnung auf seinem Rasen. Er muß bis ins Alter fronen für den Häuptling. Man läßt ihn nicht los, weil er keinen Ersatz stellen kann. Endlich fand Mrai einen Wahrsager, der gab ihm Rat durch das kilehe o Ruwa, den Gottesvogel: „Opfere Gott eine schwarze Kuh und ein schwarzes Mutterschaf im Schatten einer alten Banane, so wird er dir einen Sohn schenken." Mrai opferte, und sein Weib Mangare gebar ihm einen Sohn. Er nannte ihn Nasuwa und achtete auf ihn mit großer Liebe.

Als der Knabe laufen konnte, wollte ihn der Vater auch schmücken. Zu jener Zeit schmiedeten die Wuhonuschmiede in Nordpare schöne Fußkettchen und Tanzschellen. Dorthin wollte Mrai reisen und Kettchen und Glöckchen für Nasuwa kaufen. Seinen Hauptfrauen Mangare und Mamävi aber gebot er, fleißig auf das Kind zu achten. Es dürfe nur Milch und Fleisch zu essen bekommen, das aber reichlich. Alle Frauen sollten dazu liefern. Sie taten es aber nur im Anfang. Bald behielten sie die gute Speise wieder für sich. Der Knabe verkam zwischen den 40 Frauen und magerte immer mehr ab, daß ihn zuletzt auch seine Mutter nicht mehr leiden mochte. Die Mamävi aber haßte ihn, denn um seinetwillen mußte sie die Ehre der Hauptfrau mit Mangare teilen. Und als ihr eines Tages das Kind vor die Füße kam, schlug sie es, daß es tot zur Erde stürzte. Beim Fallen trennte sich der Kopf vom Körper und begann davonzurollen. Die Frau eilte ihm nach. Doch er lief immer schneller, und sie konnte ihn nicht erreichen. Immer weiter kollerte er zur Steppe hinunter nach Wuhonu zu. Leute,

denen er entgegenrollte, riefen: „To! Da kommt ein Köpfchen allein auf dem Wege.“ Dann sang der Kopf:

„Ntši kimdo ni kimndu!
Mka Mangare andžirie
Mka Mamāvi andžirie
alendži dumbuo mtsingo na mdo
Ngahenda šiha wande ifo Wuhonu
aende mše ja mnjoru
ivika manoke Nasuwa ja kivere.
O tina ti kifingilili!“

„Ich bin kein Köpflein. Ich bin ein Menschlein!
Die Frau Mangare enthielt mir's vor,
Die Frau Mamāvi enthielt mir's vor
und trennte mir Hals und Kopf.
Den Vater zu suchen geh ich
dort aus Uhonu bringt er metallene Kettchen,
als Schmuck zu setzen seinem Sohne Nasuwa.“

Voller Staunen ließen die Menschen ihn dann vorüberziehen. So kam er auch seinem Vater entgegengerollt. Auch er rief aus: „To, was ist das für ein Kopf, der hier allein auf Reisen geht.“ Da hörte er ihn singen:

„Ntši kimdo ni kimndu!
Ich bin kein Köpflein, ich bin ein Menschlein.“

Wie erschrak da der Vater, als er seines einzigen Sohnes Kopf erkannte. Er hob ihn auf und barg ihn in seinem Köcher. Zuerst besuchte er bei seiner Heimkunft die übrigen Höfe und fragte nach seinem Sohne. Überall hieß es gleich: „Er ist bei der andern.“ „Er ging zur Mitfrau“ sagten auch Mangare und Mamāvi, als er zuletzt auf deren Hof kam. „Das ist gelogen“, rief Mrai, „denn ich war schon auf allen Höfen.“ Und leise begann er zu singen: „Ntši kimdo ni kimndu.“ Da sang es auch im Köcher wieder:

„Ntši kimdo ni kimndu,
Ich bin kein Köpflein, ich bin ein Menschlein.“

Als das Lied verklungen war, öffnete Mrai den Köcher und ließ Nasuwas Kopf zur Erde fallen. Die Weiber flehten um Schonung.



Mrai aber ging zum Wahrsager und ließ sich raten. Der befahl ihm, zwei Schafe zu opfern und ihre Gebeine mit Nasuwas Kopf zu verbinden, so werde er wieder lebendig werden. Aus einem Gefäße taten sie seine Gebeine ins andere. Zuletzt kam er in eine Honigröhre, und als er deren Deckel oben und unten herausstieß, war er wieder ein Mensch geworden. Mrai befahl seinen Weibern die größte Sorgfalt und sagte zu Mangare: „Du darfst ihn niemals schelten. Hüte dich, je einmal ihm zuzurufen: Mafuo ha mrambo = Schüsselgebein." Aber das tat sie gerade, da ihr eines Tages das Herz hochstieg. Sie rief ihm zu: „Daß du vergingest, du Schüsselgebein." Kaum hatte sie es gerufen, als auch Nasuwa schon zusammensank und seine Gebeine auseinanderfielen.

Mrai eilte wieder zum Wahrsager. Aber der sagte ihm: „Dein Sohn kann nicht noch einmal zusammengesetzt werden. Es ist aus mit ihm." „Werde ich wieder einen Sohn bekommen?" „Nein, Gott wird dir keinen Sohn mehr geben." Da sprach Mrai zu sich selber: „Was soll ich noch weiter leben ohne einen Sohn!"

Er nahm Speere und verbarg sie in der Drazänenhecke seines Hofes, die Spitze nach außen gerichtet. Dann nahm er einen Anlauf und stürzte sich in die Hecke, aber die Speere wichen zur Seite aus und verwundeten ihn nicht. Nun steckte er die Speere aufrecht unter einen Baum, die Klinge nach oben. Danach stieg er selber auf den Baum und warf sich von oben auf die Speere. Doch sie fielen zur Seite, ohne ihn zu verletzen. Verwundert ging er zum Wahrsager und fragte, was das wäre. Der Rat des Wahrsagers lautete: „Töte zuerst alle deine Frauen, Kinder und Rinder, dann werden dich die Speere aufnehmen."

Mrai ging nach Hause und versammelte alle die Seinen und die Rinder auf dem Trinkrasen und stellte sie dicht nebeneinander auf. Vor ihren Augen schärfte er das Schwert, dann schlug er eins nach dem andern. Es war, wie wenn er Gras sichelte auf den Wiesen. Nach diesem Morden holte er wiederum seine Speere und steckte sie zwischen die Drazänen. Er warf sich dagegen und ein Speer durchbohrte ihm die Brust. So starb er.

Am Abend kamen die Mafulu (Hyänen) auf das Totenfeld und verzehrten die Leichen. Ein Rind aber war übrig



geblieben. Das hatte Mrai zu töten vergessen. Das zerrissen die Mafulu. Den Kopf dieses Rindes nahmen sie mit nach Hause und gaben ihn einem der Sippe in Verwahrung. Den gelüstete es aber und er naschte heimlich davon. Am andern Tage wollten die andern den Kopf sehen. Da kam es zutage, daß der andere davon gefressen hatte. Flugs warfen sie ihn ins Feuer und bestellten einen andern als Verwahrer. Auch der widerstand dem Verlangen nicht und benagte den Kopf. Auch er wurde ins Feuer geworfen. So ging es einem um den andern. Zuletzt war noch einer übrig. Der verließ die verödete Heimstätte und ging zu den Menschen. Aber keine Sippe nahm ihn auf. „Wir wollen nichts gemein haben mit einem aus einer Sippe, die sich selber vernichtet", sagten sie. Der letzte ifulu beschloß, seinen Brüdern nachzufolgen. Er fand aber nicht den Mut, sich selber ins Feuer zu stürzen. Darum trug er dürre Bananenblätter zusammen und band sie um seinen Leib. Dann setzte er sich mit dem Rücken an den Herd und wartete, bis sie Feuer fingen. Wie sie aufflammten, stürzte er fort und lief von einem Bache zum andern. Aber kein Wasser löschte den Brand. So lief er, bis er starb.

53. Mtsengeli, der Wahrträumer.

Im Bezirke Sango lebte auf der Fläche Ljamkoa ein Mann namens Mtsengeli. Das war ein Gesichteseher und Wahrsager. Zu seiner Zeit gab es noch keine Europäer im Lande. Nicht einmal die Küstenleute waren da. Damals tat Mtsengeli seine Prophezeiungen. Er sagte sie aber nicht auf einmal, sondern dann und wann ein Stück.

Seine erste Prophezeiung lautete: „Es werden Leute in unser Land kommen aus weiter unbekannter Ferne. Von der Steppe her werden sie emporsteigen. Sie kommen und tragen zweierlei Zeug, aber von unzureichender Länge, wie ein Lendenschurz. Ihre Töpfe führen sie auch mit sich, in denen sie ihre Speise kochen. Sie sind gut und friedfertig, aber später werden sie euch legen und zu ihren Sklaven machen, daß ihr für sie fronen müßt. Viele Länder werden sie beherrschen, von Erdrand zu Erdrand. Ist das geschehen und sie haben die Länder unterworfen, dann werden sie die Wege öffnen. Wenn dann einer von hier ausgeht, nur den Wanderstab in

Händen, kann er bis an den Weltrand wandern, ohne zu finden, was ihn erschrecke."

Eine andere Prophezeiung war diese: „Regen wird kommen, Hagelregen, der wird viel zerstören, und die an den Abhängen wohnen, werden verschüttet werden. Auch wasserlose Täler werden voll Wasser fließen. Kein Fluß wird überschreitbar sein. Nach dieser Not werden die Steppenflächen, wie weit sie sich auch vor euren Augen dehnen, mit Menschenhürden bedeckt sein. Nicht mehr seht ihr sie dann so wie jetzt, sondern voller Häuser der Menschen. Aber kurze Zeit später wird eine Krankheit über alle kommen, die wird sehr viele verderben. Wer dann in die Bananenhaine kommt, um sich etwas zu holen, der wird niemand treffen, der's ihm wehrt. Doch wird er nicht wagen, zwei Stücke zu nehmen; täte er das, dann müßte er sterben."

Die dritte Prophezeiung war diese: „Nach der Seuche wird ein großer Kampf entbrennen zwischen Tieren und Menschen. Wer auf dem Wege geht, wird von Leoparden gefressen werden. Und Hyänen, Löwen und Leoparden werden so zahlreich sein wie Fliegen und sehr viele Menschen vernichten. In den Tagen dieser Tiernot wird ein großer Stern erscheinen der Verwunderung. Staunen werden über ihn die Menschen in allen Ländern. Zum Wahrsager werden sie laufen und sich immer aufs neue die Zukunft deuten lassen jenes Sternes wegen. Zu der Zeit werden die Leute, deren Knechte ihr wurdet, für sie zu arbeiten, sich erheben und wieder in ihre Heimat zurückwandern. Aber nicht auf einmal wird das geschehen, sondern einer nach dem andern, bis auf ein Überbleibsel, das keinen Anschluß fand. Habt ihr das alles werden sehen, dann wird eine Nacht kommen, die alle Lande einschließt und nicht weichen will. Die Wahrsager werden sie bestürmen und in den Sippenhainen wird man Opfer um Opfer tun. Während dieser Zeit werdet ihr nur Kinder hinaussenden ins Freie, deren Ohren noch nicht durchstochen sind. Wer aber von den Erwachsenen an die Tür kommt, den wird sie beißen. Faßt er eine Stange an, so wird sie zur Schlange. Jedes Ding verwandelt sich in ein reißendes Tier. Darum tut euch Wasser und Brennholz ein für diese lange Nacht, damit ihr nicht verhungert, ehe sie vorüber ist."

Viele andere Prophezeiungen hat Mtšengeli noch getan, die vergessen sind. Auf diese aber können sich die Leute noch

gut besinnen, und sie reden oft davon und sagen: „Was Mtšengeli wahrsagte, ist richtig gewesen. Wir sehen, wie es vor unsern Augen entsteht.“ Als die ersten Europäer ins Land kamen, war Mtšengeli schon sehr alt. Seine Augen waren damals so greisenstumpf, daß sie den Weg nicht mehr sehen konnten.

Damals lebte auch in Mowo ein Mann namens Kisora, der aus Träumen den Leuten wahrsagte. Auch ihn ehrten sie hoch als einen sicheren Wisser zukünftiger Dinge.

Und die Leute in den Bananenhainen erwarten, daß eintreffe, was noch von den Voraussagen aussteht.

Vom Tode und von den Toten.

54. Die Pforten der Unterwelt.

Vor alters gab es im Lande Eingangspforten in das Totenreich. Damals war Trübsal nicht die Tagesspeise der Menschen wie zur Jetztzeit. Wenn einem Manne die Kinder starben und er sah, daß sein Geschlecht aussterben müsse, dann ging er durch ein solches Tor zu den Geistern und rechtete mit ihnen. Die erlaubten ihm heimzukehren und versprachen ihm ein anderes Kind. Solche Geistertore befanden sich in Nyasin, Kimotši und in Manjeri-ʼSia (Bezirke der Landschaft Moschi). Weil aber der Besuch bei ihnen immer mehr zunahm, schlossen die Geister zwei Tore und ließen nur noch das in Manjeri offen. Starb nun einem Manne ein Kind und starb ihm auch das zweite, dann stieg er hinunter durch jenes Tor. Vor dem ersten Hoftore da unten setzte er sich nieder. Die Hofhüterin, eine Alte, nahm ihn auf und versteckte ihn im Hause auf der Schlaffellseite. Um den Mittag aber, als die Sonne sich ausruhte, sah er viele Kindlein kommen. Das sind die, die auf Erden gestorben sind. Und mit ihnen ging ihr Geleitsmann.

Der Mann aber, den die Alte versteckt hielt, sah alle seine toten Kinder darunter und zeigte sie der Alten. Er konnte ihr jedes einzelne bezeichnen. Als er sie gesehen hatte, fing er an zu



weinen. Die Geisteralte aber vermahnte ihn. Sie entließ ihn nach oben und fragte: „Willst du durchs Jauchentor oder willst du durchs Süßrohrtor?“ Wählte er das Süßrohrtor, dann schnitt ihn das Zuckerrohr, und er wurde durch den Herd nach oben gebracht, daß ihn das Feuer verbrannte. Einige Tage blieb er wohl noch leben, dann starb er. Sprach er aber: „Ich will nach oben durchs Jauchentor,“ dann kam er durchs Jauchenloch und wurde unversehrt nach oben geworfen und lebte noch viele Jahre.

Die Geister aber wurden ungehalten über die vielen Bittsteller, schlossen auch das letzte Tor und verwahrten den Zugang. Nun findet sich niemand mehr hinein zu ihnen.

55. Das Geschenk der Geister.

An einem Geisterteiche wagt niemand vorüberzugehen. Am Mittag breiten dort die Geister ihre Spreithäute aus, auf die sie das Bierkorn zum Trocknen legen. Auch Straußenfederschmuck und Geierkragen hängen sie dann heraus. Wer nun um diese Zeit vorübergeht und schaut auf das Geistergut, der muß sterben. Es kommt auch vor, daß sie einen solchen zu sich heranrufen und mit einer Botschaft zum Häuptlinge senden. Dann handelt es sich um Krieg oder Krankheit. Betrifft ihn die Warnung aber selber, dann wird ihm befohlen, daß er niemand davon sage. Er stirbt an dem Tage, wo er den Befehl übertritt.

In Mkujuńi befindet sich ein großer Teich. An dem ging ein Mann vorüber, der hieß Ivere. Da sah er Geister, die ein Rind schlachteten. Er wollte schnell vorüber. Sie aber riefen ihn heran und gaben ihm Fleisch. Davon aß er, bis er satt war. Und sie luden ihm noch ein großes Stück auf für zu Hause. Als er aber nahe bei seinem Hofe die Last einmal niederlegte und sie betrachtete, fand er nur dürre Bananenblätter. Und der Hunger quälte ihn wieder sehr.

Nicht lange darauf aber kam die Botschaft zu ihm, er solle sein Kind als Tribut stellen. Es war jener Geisterhäuptling, der ihm das Fleisch zugeteilt hatte und nun nach seinem Kinde verlangte. Seitdem hatte Ivere große Angst und schwebte immer in Sorge um seine Kinder.



56. Der Geisterreigen.

Ein Mann hieß Kirero. Als er nachts schlief, hörte er auf einmal den Reigen singen. Sie tanzten in der Nähe, und dem Vorsänger wurde gut entgegengesungen. Es mußten da viele Sänger sein. Kirero sprach zur Frau: „Mache das Haus auf, ich gehe zum Tanze! Wenn den Reigen so viele tanzen, hat ihn sicher der Häuptling befohlen.“ Die Frau stand auf und öffnete. Das Zeug noch in der Hand, trat der Mann heraus. Er hatte kaum die Richtung erkannt, da eilte er hinweg und warf sich mitten in die Reigenkette — da fand er, daß es ein Geisterreigen war. Und die Geister riefen: „Ein Lebendiger, ein Lebendiger!“

Kirero floh und schrie im Laufen: „He Frau, schließ auf, schließ auf!“ Und die Geister riefen: „He Frau, schließ zu, schließ zu!“ Und so klang's: „Schließ auf, schließ auf! Schließ zu, schließ zu!“

Er durchbrach die Hecke und sprang ins Haus. Das schloß er hinter sich und war gerettet. Seitdem wagt niemand mehr, nachts über einen Tanzrasen zu gehen. Es heißt, die Geister sitzen dort.

57. Fluch über die Geister.

Jetzt wohnen die Geister in Teichen und Sippenhainen und empfangen dort die Gaben der Lebendigen, wenn sie ihnen opfern. Früher aber kamen sie nachts auch auf die Höfe der Menschen und stahlen sich Essen, Bier oder Milch. Da gab es denn täglich großen Jammer bei den Menschen.

Früh am Morgen schon konnte man sie schelten hören. Der eine sah nach seinem Schlucke Bier, den er unter den Speicher gestellt hatte — und fand ihn ausgetrunken. Der andere öffnete die Milchkalabasse im Hause — und fand sie leer. Kisangad̲a und Okuruń waren die Bezirke, in denen es so zuging. Denn sie liegen am Msangatšitale, in dessen Teichen viele Geister wohnen. Endlich vereinigten sich die Leute und hielten einen Rat. Sie wollten ein Bittopfer bringen, damit die Geister sie in Ruhe ließen. Schon kamen sie überein, die Alten mit einem Rinde zum Opfer zu senden. Einige aber redeten dagegen und sagten: „Opfern hilft nicht oder nur auf



kurze Zeit. Laßt uns einen Mann suchen, der kinderlos ist. Der soll den „Teichen" die Fluchglocke schlagen. Und danach verfluche man sie noch mit dem Fluchtopfe für den Fall, daß sie der Menschen Habe wieder stehlen sollten."

Diesem Rate stimmten sie einhellig zu. Es fand sich ein Kinderloser, der bereit war, gegen die Geister zu fluchen. Er hieß Mboho: der Bedächtige. In die eine Hand nahm er den Fluchtopf, in die andre die Fluchglocke, schwang sie hin und her und sprach diesen Fluch:

„Ihr Geister! Laßt ab davon, die Habe zu nehmen
Der Leute von Kisangada und Okuruń.
Ihr habt uns arm gemacht und trankt
Bier und Milch uns aus Töpfen und Kufen.
Aber heute sei das eure Morgenspeise:
Ich gebe euch Fluchtopf und Glocke!
Von nun an steht von allem Argtun ab.
Doch laßt ihr's nicht sein, dann vergeht wie Ndū-Wurzel*)
Und sterbet ab!
Was ist nun gesagt? Dem Topfe seid ihr verfallen!
Sinkt abwärts und faulet,
Fallt tiefer nach Kimengelia!
Aber laßt ihr ab und gebt den Menschen Ruhe,
So folgt ihr und bleibt erhalten."

Seit der Zeit wurde den Leuten nichts mehr gestohlen. Auch wagten die Teiche niemand mehr hinabzuziehen.

58. Der Fluch der Mutter.

In einen Geisterteich wagt man keinen Stein zu werfen. Sonst steigt der Brenner (mkori = der Regenbogen) aus dem Teiche empor und verbrennt den, der den Stein geworfen hat.

Nun war da eine Frau, die ging mit ihrem Kinde an dem Teiche vorüber. Und der Teich ergriff das Kind und zog es zu sich hinab. Die Mutter aber ging nach Hause und legte einen Topf in das Herdfeuer, bis er ganz glühend war. Den hob sie auf und warf ihn in den Teich und rief: „Ihr Geister, ich sage euch, vergeht und verdorrt wie Ndū-Wurzel!" Was ihr den Mut gab, das zu tun, war der große Schmerz um ihr Kind.

*) Dioscorea bulbifera.

Der Teich aber fing an sehr laut zu dröhnen. Es heißt, daß die Geister sich sehr verbrannten und in Zank gerieten. Sie fragten: „Wer hat das Menschenkind hereingeholt und diesen Fluch uns auf den Kopf gebracht?“

59. Die Lösung vom Sterbefluch.

Einem Manne starben alle Kinder weg. Sein Feind war mit dem Fluche gestorben, er wolle ihm alle Kinder töten, und nun tat er es. Der Vater fragte den Wahrsager um Hilfe, als ihm wieder ein Kind gestorben war. Der Wahrsager sprach zu ihm: „Hülle dich in Bananenblätter und lege dich selbst an Stelle deines Kindes auf den Leichenaussetzungsplatz. Kommt dann eine Hyäne und schleppt dich fort, so schneide ihr den Schwanz ab. Das löst dich von jenem Sterbefluche.“

Der Mann ging heim und schliff sich das Messer. In Bananenblätter gehüllt, legte er sich am Abend auf den Platz hinaus, wo er seine toten Kinder auszusetzen pflegte. Da kamen Hyänen und redeten miteinander, denn sie wollten ihn fressen. Die eine stieß ihn an und sagte: „Hehe, das ist lebendiges Holz!“ Die andre sagte: „Nein, es ist totes Holz.“ „Nein, das ist lebendiges Holz!“ „Nein, das ist totes Holz!“ „Schau diese Sachen an seinem Leibe!“ „O, das ist eben ein Gezeichneter, den man mit seiner Habe hinausgeworfen hat.“ „Nun, wenn du sagst: totes Holz, dann trage ihn doch fort!“

Da hob sie den Mann auf ihren Rücken, so daß er mit seinen Händen über den Schwanz der Hyäne zu liegen kam.

Und er suchte leise ein Glied des Schwanzes, damit er ihn abschneide und kniff sie dabei. Da sprach die Hyäne zu ihrer Gefährtin: „Schau nach, ob er wohl träufelt.“ Die andre sprach: „Ich sehe nichts.“ Und sie trotteten weiter.

Jetzt schnitt ihr der Mann den Schwanz ab. „Huhu“ rief sie, und beide entflohen. Und die andre lief und sang:

„Du Dummkopf, sagt ich's dir doch!
Nun stahl er deinen Schwanz auch noch!“

Der Mann aber streifte sich schnell die Bananenblätter ab und eilte mit seiner Beute nach Hause.

Damit löste er sich vom Sterbefluche.



60. Der Kampf mit dem Teiche.

Da war ein sehr großer Teich. Der holte Menschen zu sich hinein. Einmal ging ein Kind zu Markte. Als es an den Teich kam, erschienen plötzlich Leute, die das Kind wegführten. Die andern Marktgäste hielten sie für Lebendige und gingen ihnen nach. Sie sahen aber, daß sie mit dem Kinde im Teiche verschwanden und darin hörten sie Jauchzer und Jubelrufe. Nun flohen sie und eilten nach Hause, und erzählten dort alles. Am andern Tage wagten sich die Angehörigen an den Teich, und er redete mit ihnen und sprach: „Bringt mir morgen Bananenmilchbrei und eine Schüssel voll Bohnengemüse." Sie taten nach Geheiß und setzten alles am Ufer nieder. Als sie wieder dahin gingen, fanden sie die leere Schüssel und daneben den Leichnam des Kindes. Sie trugen ihn heim und klagten um ihn.

Ein Europäer aber kam und wollte sie von diesem Teiche befreien. Er stieg hinunter und schoß mit seinem Gewehre hinein. Auf den Schuß öffnete der Teich eines seiner Tore. Der Europäer schoß wieder und der Teich öffnete ein anderes Tor. Durch diese Tore trat der Europäer hinein in den Teich und hinter ihm wurden sie geschlossen.

Der Teich ließ nun einen Stier hervor, der hatte fünf Hörner und kämpfte mit dem Europäer. Aber der überwand ihn. Darnach kam ein Stier mit sechs Hörnern und kämpfte gegen ihn an. Auch diesen trieb er in die Flucht. Dort unten war aber ein gewaltiges Feuer, und als der Europäer heraufstieg aus dem Teiche, war er halbtot. Man trug ihn nach Hause. Am andern Tage sprach er: „Gestern habe ich meine Sache schlecht gemacht." Darum kehrte er zu dem Teiche zurück und ließ sich an einem Seile hinunter. Fünfmal schoß er mit seinem Gewehre und fünf Tore taten sich auf. Der Europäer durchschritt eins nach dem andern. Nun schloß der Teich die Tore und kämpfte hart mit ihm und besiegte ihn. Er wurde überwunden und konnte nicht mehr emporsteigen. Seine Leute zogen ihn am Seile in die Höhe. Er war am ganzen Leibe verbrannt und starb am fünften Tage.

61. Der Teich Mamondo.

Im Raufluſſe war ein Teich, der hieß Mamondo. Und die Uruleute hatten einen Freundſchaftsbund mit ihm. Dazu kam es ſo. Die Leute von Uru hatten an ſeinem Ufer Drazänen abgeſchnitten. Dafür nahm ihnen der Teich ihre Markttaſchen weg, damit ſie mit ihm Freundſchaft ſchlöſſen. Als nun die Uruleute ihm die Drazänen zurückbrachten, gab er ihnen die Taſchen wieder und ſetzte ein Tor für ſie, damit ſie zu ihm eingehen könnten. Kamen nun Sonnenbrand und Hungersgefahr, dann führten die Uruleute ein Rind an den Teich hinunter und traten mit ihm durch jenes Tor. Drin im Teich ſchlachteten ſie das Rind und opferten es dem Teiche. Wies es der Teich zurück, ſo wieſen ſie es ihm wieder zu und flohen nach ihren Schutzhütten, die ſie ſich in der Nähe errichtet hatten. Dort ſchlüpften ſie nach dem Opfergebete unter, denn ſie hätten keine Zeit mehr gehabt nach Hauſe zu eilen — ſo ſchnell kam dann der Regen. Hinter ihnen aber ſchloß der Teich die Pforte wieder zu.

62. Wandernde Geiſter.

Da war ein Mann, der ging in aller Frühe fort, Gras zu ſicheln. Da begegnete ihm ein Teich, der wanderte aus und war beim Wegziehen, als ihn der Mann ſah.

Er grüßte und ſprach: Kaſo. Der Teich aber ſchenkte ihm eine ſcheckige Ziege und ſprach zu ihm: „Verrate niemand den Ort, wohin ich ziehe."

Der Mann kam nach Hauſe und ſchwieg zwei Jahre über die Begegnung. Danach erzählte er ſie ſeinem Weibe. Doch als er noch redete, fiel er um und war tot.

63. Die Hilfreiche und die Helffaule.

Eine Frau hatte einen Bohnenacker und beſtellte ihre zwei Töchter zu Hüterinnen der Frucht.

Wie ſie beim Hüten waren, ging die Älteſte einmal zum Teiche Kiningo hinunter und trank Waſſer. Unterdeſſen kamen Hundsaffen und Meerkatzen ins Feld und leerten die Bohnen ab. Die Jüngſte traute ſich nicht allein gegen ſie anzugehen.



Maruwa, die älteste, kam vom Wasser wieder herauf und fand den Acker abgeweidet. Sie fürchtete sich sehr und sprach: „Der Vater wird mich schlagen." Darum lief sie an den Teich zurück und sprang hinein. Die andre aber eilte davon und sagte es der Mutter an. Als die Mutter ans Ufer kam, war das Kind noch nicht untergegangen, sondern schwamm auf dem Wasser. Die Mutter lockte und sang:

„Ho Maruwa, kommst du nicht wieder,
Kommst du nicht wieder?
Andre Bohnen ackern wir doch
Andre Bohnen ackern wir doch!"

Das Mädchen aber sang:

„Ich nicht, ich nicht!
Kamen die Affen, he, und fraßen die Bohnen,
Kamen die Meerkatzen und fraßen die Bohnen."

Wieder sang die Mutter und wieder antwortete das Mädchen: „Ich nicht, ich nicht!" Kulu — verschwand das Kind, und die Mutter ging nach Hause.

Im Teiche Kiningo fand Maruwa viele Menschen, die dort wohnten. Die gaben ihm zu essen; es mochte aber nichts genießen. Da fragten sie das Mädchen: „Was ißt man denn bei euch zu Hause?" Das Mädchen dachte nach, was es im Teiche wohl nicht gäbe und sprach: „Bitterfrucht und Brechblatt." Viele Tage blieb sie bei den Leuten, mochte aber nichts genießen. Sie war aber bei einer Alten. Die hatte ein Kind zur Hilfe im Hause. Zu Maruwa aber sprach die Alte: „Du begleitest es nur, doch hilf ihm nicht." Maruwa aber ging mit ihm ins Gras, band es ihm und trug's ihm nach Hause. Erst vor dem Hofe ließ sie dem Kinde die Last. Daheim fragte die Alte: „Du hast ihm doch nicht etwa geholfen?" „O nein, Mutter. Es mußte alles alleine tun," antwortete Maruwa.

So half Maruwa der Kleinen heimlich bei allen Arbeiten. Und das Kleine liebte sie dafür sehr. Eines Tages sprach es zu Maruwa: „Bleibst du hier und gewöhnst dich ein, dann werden sie anfangen, dich zu peinigen. Darum nimm Abschied und sprich zur Alten: ‚Die Fremde altert, Mutter, laß mich heim!' Hörst du sie dann fragen: ‚Soll ich dich durch die Brenne werfen oder durchs Zuckerrohr?' dann sprich: ‚Entlasse mich durch den Kinderkot, Mutter!'"



Maruwa tat, wie sie von der Kleinen unterrichtet war, und sprach: „Wirf mich durch den Kinderkot." Da hob sie die Alte auf und warf sie ins Jauchenloch bei den Rindern. Als sie aber von da herauskam, trug sie am ganzen Leibe schimmernde Kettchen nnd Perlengehänge.

Sie kam auf den elterlichen Hof, als niemand daheim war. Im Rinderabteile verbarg sie sich.

Die Mutter kam und wollte sich die Milchkalabasse greifen, um der Speise auf dem Herde Milch zuzusetzen. Da sah sie das Kind und erkannte es. Doch als sie die Hand nach ihm ausstreckte, wehrte Maruwa ab und rief: „Vergreife dich nicht an meinem Schmucke." Die Mutter lief auf den Hof und rief den Vater: „Hé Mbonjo, hé Mbonjo!"

Der Vater kam, und sie sprach zu ihm: „Mein Mbonjo, geh doch und bringe mir die Kalabasse von Milch, die im Rinderabteil steht!" Der Mann weigerte sich und sprach: „Hab ich das schon jemals getan? Das tue ich nicht!" Sie aber bat ihn noch einmal, und es schien ihm jetzt, als verberge sich dahinter etwas Besonderes. Er stand auf und ging zu den Rindern. Ah, da saß ja seine Maruwa und wie geschmückt! Er streckte die Hand nach ihr aus. Sie rief ihm entgegen: „Hüte dich, meinen Schmuck zu berühren!" Der Vater ging voll Freude hinaus und holte einen Widder und gab ihn der Maruwa zum Empfangsgeschenke, damit sie hervorkomme und er sie auf dem Hofe ordentlich bewundern könne. Als Maruwa mit dem Schafe begrüßt worden war, kam sie auf den Hof in all ihrem Schmucke, den sie im Teiche Kiningo erlangt hatte. Die Leute kamen, um sie zu beschauen, und wunderten sich alle.

Ein Nachbarskind sah die Herrlichkeit und hörte, wie die Leute sagten: „Im Teiche Kiningo hat sie alles bekommen." Sie stand auf und warf sich auch in den Teich. Dort bot man ihr Speise an und sie aß. Auch sie fand bei der Alten Unterschlupf. Hier tat sie alles genau so, wie ihr die Alte befahl, und half der Kleinen dort auch nicht das geringste. Darüber wurde die Kleine ihr gram. Eines Tages sprach sie zu ihr: „Hier bei uns gibt es viel Not. Bitte darum die Alte, daß sie dich nach Hause läßt. Hörst du sie dann fragen: ‚Soll ich dich durch die Brenne werfen oder durch das Zuckerrohr', dann sprich: ‚Wirf mich durch die Brenne, Mutter!'"



An den Wassern des Kibo.

Das war aber ein böser Rat, mit dem die Kleine ihr allen Hochmut heimzahlte. Als das Mädchen zur Alten sprach: „Die Fremde macht alt, Mutter, laß mich heim“, da fragte diese: „Soll ich dich durch die Brenne werfen oder durchs Zuckerrohr?“ Und sie antwortete: „Wirf mich durch die Brenne!“

Und die Alte warf sie durch den Feuertopf. Von da kam sie herauf und Feuer war in ihrem Leibe und verbarg sich darin. Als sie nach Hause kam, versteckte sie sich bei den Rindern wie Maruwa. Die kam dahin und streckte die Hand nach ihr aus. Da fuhr Feuer aus dem ganzen Leibe des Kindes pala und umloderte es. Auf sprang es und entfloh, und das Feuer ging mit ihm. Es duckte sich in die Flüsse, und doch erlosch das Feuer nicht. Alle Gewässer flehte es an und sang:

„O lösche, lösche das Feuer hé,
O lösche, lösche das Feuer
Und decke mich mit weißem Schild!
O lösche das Feuer, o lösche, lösche hé!“

Kein Wasser wollte ihr helfen, nicht eines. Bis Narumu kam sie und starb im Serebach. Und wer um den Serebach Bescheid weiß, trinkt nicht von seinem Wasser.

64. Die Liebe des Toten.

Es war eine Jungfrau, die wurde von einem Häuptlingssohne davongetragen. Er hieß Seriko. Sie lebten fröhlich miteinander und hatten sich recht lieb. Eines Tages aber sandte Rindi, der mächtige Häuptling von Moschi, seine Männer und rief zum Kriege auf. Und er rief die Leute von Kilema, von Marangu und Mamba in den Streit. Sie zogen aus, die Leute von Useri zu schlagen. Dort im Kriege aber wurden viel Leute getötet, denn die Leute von Useri sind sehr tapfere Männer. Auch der Häuptlingssohn Seriko mußte sein Leben lassen. Er hatte aber seiner Frau, als sie noch nicht verheiratet waren, das Versprechen gegeben, wenn er früher als sie sterben würde, wolle er sie zu sich holen.

Wie nun ein Jahr vergangen war, kam er, sein Weib zu holen. Eines Abends saß sie mit ihrer Mutter beim Abendbrei. Draußen ging der Regen nieder. Aber sie hatte noch etwas im Hofe gelassen und ging hinaus, es zu holen. Sie bat ihre Mutter: „Gehe mit mir, ich fürchte mich vor dem Leoparden.“

Wie sie aber aus dem Hause trat, kamen die Geister und schleppten sie fort. Die Leute aber zündeten Spähne an und machten sich auf, sie zu suchen.

Da fanden sie eine Flucht durchs Gestrüpp gebrochen, die führte zu einem Teiche des Muve. Da gingen sie wieder nach Hause. Als nun 8 Tage vergangen waren, in der Nacht, als die Mutter schlief, klang es auf einmal — hm, hm an die Haustür und sie hörte, wie eine Stimme rief: „Mutter, mach auf!“ Sie fragte: „Wer bist du denn?“ Sie rief aber nur noch einmal: „Mache auf!“ Da machte sie das Haus auf und empfing ihre Tochter wieder. Am andern Morgen aber schlachtete der Vater 3 Kühe und 3 Schafe. Zwei Schafe davon schlachtete er dort am Teiche und warf die zwei Magen hinein und auch den Magen eines Stieres und sprach: „Gott hat meine Tochter fortgetragen und er hat sie mir wiedergebracht.“ Und er setzte seiner Tochter einen Fellring von dem Opferstiere auf, weil Gott gesagt hatte: „Warum bringst du einen Menschen mit seinen Knochen?“

65. Die harte Schwiegermutter.

Eine jungverheiratete Frau hatte eine böse Schwiegermutter. Die sprach zu ihr: „Warum willst du untätig zu Hause liegen? Geh ins Gras für mich!“ Und sie ging. Dann befahl sie ihr: „Bringe mir Wasser!“ Die junge Frau nahm den Topf und ging hinunter zum Flusse und schöpfte aus seinem Felsenbecken. Da wurde sie von dem Teiche ergriffen und in die Tiefe gezogen. Die Schwiegermutter aber stand vor dem Hoftore und rief nach ihr: „Mali oko Tirive“, Meine Jungfrau Tirive!

Tirive war schon bis an die Knie hinabgesunken und sang:

„Was rufst du mich junge Frau, junge Frau!
Und schickst mich um Wasser zum Bache, o schau,
Wie ich versinke, ertrinke!
sawuja-seń, sawuja-seń:
Ich kehr nicht wieder, ich kehre nicht wieder.“

Jetzt kam der Vater des Mannes und rief: „Ō mali oko Tirive!“
Da war sie schon bis zur Brust versunken und sang:

„Was rufst du mich junge Frau, junge Frau!
Und dein Weib schickt mich zum Bache, o schau,



Wie ich versinke, ertrinke!
Sawuja-seń, sawuja-seń."

Am Abend kam ihr Mann nach Hause und suchte sein Weib. Sie sagten ihm: „Deine Mutter hat Tirive an den Teich geschickt, der hat sie hinabgezogen." Als er an den Teich kam, sah er nichts mehr von ihr. Voll Zorn suchte er seine Mutter und erschlug sie. Den Leichnam warf er ins Gebüsch. Am nächsten Morgen fand er sie wieder im Hause. Sie war wieder aufgelebt. Er schlug sie noch einmal tot und zerbrach ihre Gebeine. Nun konnte sie nicht wiederkommen.

66. Der Fluch der Schwester.

Kisoko hatte eine Schwester, die an einen Häuptling verheiratet war. Der verstieß sie aber und schickte sie nach Hause zu den Ihrigen. Doch ließ er ihr die vier Bleiringe, die er ihr als Schmuck geschenkt hatte. Die gab sie ihrem Bruder in Verwahrung, damit sie ihr nicht abgenommen würden, wenn Feinde ins Land fielen.

Als nun eine große Hungersnot kam, in der die Leute zuletzt sogar die Bananenwurzeln aßen, bat die Schwester den Kisoko um jene Bleiringe. „Ich will sie um Ziegen verkaufen, damit ich zu essen habe." Der Bruder weigerte sich aber, sie herauszugeben und sprach: „Wenn ich die Ringe verkaufen lasse, kann ich vom Häuptling gestraft werden." Darum mußte die Schwester Hungers sterben. Sie hinterließ aber ihrem Bruder den Sterbefluch: „Ich will zur Sonne gehen, dort, wo sie Gras weidet, und sie bitten, daß sie dir eine sehr üble Krankheit ans Bein bringe. Aus der Steppe möge sie dir zukommen!"

Nach seiner Heirat bekam Kisoko ein Geschwür ans Knie, das immer schlimmer wurde und sich mit gar nichts heilen ließ. Auch seine fünf Kinder sind daran gestorben. Vor seinem Tode hörten sie ihn reden, wie er sprach: „O schneide mich nicht so, o schneide mich nicht so!" Da merkten sie, daß ihn seine Schwester bedrängte.

67. Die Schopfantilope als Rächerin.

Am Urwaldrande lebte ein Mann namens Matšu. Der hatte drei Söhne. Der jüngste davon war sehr faul. Ihm



gab darum der Vater von jedem geschlachteten Tiere nur einen Unterschenkel, rite genannt. Davon bekam er den Namen Marite. Damit er aber doch zu Fleisch komme, legte sich Marite im Urwalde Fallgruben an. Eines Nachts erschien ihm im Traume ein Mann, der sprach zu ihm: „Deine Fallgrube hat eine Schopfantilope gefangen. Geh und hole sie dir. Aber schlachte sie nicht, sondern binde sie in den Stall!“ Am andern Morgen sah Marite nach und fand eine Schopfantilope, die hier mende genannt wird. Er trug sie nach Hause und band sie darin fest. Bald erschien ihm jener Mann wieder und sagte ihm von einer andern gefangenen mende und daß er sie nicht essen, sondern anbinden solle. So fand er's auch und hielt nun beide Tiere im Hause wie zwei Ziegen.

Nach einiger Zeit warf das weibliche Tier zwei Junge. Die ließ Marite auf dem Anger weiden, während er die Alten angebunden hielt. Ein gewisser Mbunga Malisa sah die Tiere, hielt sie für Urwaldbewohner und erlegte sie mit dem Pfeile. Marita stürzte ihm nach und rief: „Du hast meine Ziegen erschossen.“ Es kam zum Prozeß und Mbunga wurde verurteilt, dem Marite zwei Ziegen zu geben. Dafür durfte er die erlegten Schopfantilopen behalten. Aus Freude darüber nannte er seinen Sohn Mende nach diesen Antilopen. Ein Urenkel dieses Mende hieß Rove. Der legte zusammen mit einem gewissen Mtšengeli Kiroromu einen großen Maisacker in der Steppe an. Sie teilten sich in die Feldwacht. Als aber Mtšengeli seine Wache tun wollte, fand er das ganze Feld von den Hundsaffen abgeleert. Rove hatte seine Wache nicht gehalten. Darüber geriet Mtšengeli in große Wut. Er ging zu Rove und schlug ihn mit dem Schwertmesser, daß er Blut spie.

Rove ging zum Häuptling und verklagte den Partner und nannte auch einen Augenzeugen, der alles mit angesehen hatte. Doch den bestach Mtšengeli mit einer Ziege. Darum wußte der nur von Ohrfeigen zu erzählen, die sie sich gegeben hätten. Diese Aussage veranlaßte den Häuptling, den Prozeß niederzuschlagen. Rove ging nach Hause und legte sich sterbend auf eine Rinderhaut im Hofe. Dort traf ihn Malan Malisa, der zufällig vorüberging, dem erzählte er den ganzen Handel und sein Unglück. Dann verpflichtete er ihn zu seinem Zeugen und sprach: „Ich gehe zu Mende und werde ihm mein Elend klagen. Der soll das Masttier seines Vaters loslassen. Das soll Mtšengeli

töten." Alle Leute lachten über diesen Sterbefluch. Der werde nun einmal nicht eintreffen, denn wie solle wohl eine Schopfantilope, die so klein ist wie ein neugeborenes Lamm, einen starken Mann töten können.

Nach drei Jahren sah Mtšengeli eine Schopfantilope. Er erlegte sie und trug sie nach Hause, damit sie seine Frau herrichte. Da kam ein Hund und ergriff die tote Antilope. Mtšengeli sah ihn damit forteilen und verfolgte ihn. Dicht über einem Wasserfalle erreichte er ihn. Als er sich aber auf ihn warf, stürzte er samt der Antilope in die Tiefe und starb nach einigen Tagen.

68. Marwe.

Einem Geschwisterpaare wurde von seinen Eltern befohlen, das Bohnenfeld zu hüten. Sie hielten gute Wacht, bekamen aber nichts zu essen. Deshalb wühlten sie nach Erdratten, brieten und aßen sie. Davon wurden sie recht durstig, und sie gingen ans Wasser und tranken. Als sie zurückkamen, fanden sie das Bohnenfeld von den Affen abgeleert. Da wurden sie sehr angst, und das Mädchen sprach zum Knaben: „Komm, wir wollen uns in den Teich stürzen!" Der Knabe aber sprach: „Erst wollen wir uns heimschleichen und horchen, was sie darüber reden." Sie horchten und hörten, daß sie sprachen: „Was sollen wir nur mit ihnen machen? Sollen wir sie schlagen oder sollen wir sie erwürgen?" Da flohen die Kinder und wollten sich in den Teich stürzen. Eins sprach zum andern: „Spinge du voran!" „Nein, springe du zuerst!" Schließlich sprang das Mädchen voran. Der Bruder fand aber nicht den Mut, es ihm nachzutun, ging nach Hause und erzählte es dem Vater: „Marwe ist in den Teich gegangen." Die Eltern liefen zum Teiche und riefen: „O Marwe, komm heim. Wir ackern noch einmal Bohnen. Es hat nichts auf sich um die ersten!" Aber Marwe kam nicht wieder. Viele Tage ging der Vater noch zum Teiche — immer vergeblich. Marwe war in den Teich gegangen und kam dort zu einer Alten der Geister. Bei der blieb sie. Die hatte aber viele andere Kinder.

Die Alte schickte sie mit den andern ins Brennholz, sprach aber zu ihr: „Du sollst nichts helfen. Laß nur die andern arbeiten." Doch Marwe ging den andern fleißig zur Hand, auch in den übrigen Arbeiten allen, die ihnen die Alte noch



aufgab. Eines Tages sprach Marwe zu den andern Kindern: „Nun möchte ich wieder nach Hause gehen." Sie sprachen: „Geh zur Alten und sage zu ihr: Mütterchen, jetzt ist aber die Sehnsucht groß geworden." So tat sie auch, und die Alte fragte sie: „Soll ich dich schlagen mit dem Kalten oder mit dem Warmen?" Sie sprach: „O so schlage mich mit dem Kalten." In der Nähe stand ein Topf. Die Alte sprach: „Stecke deine Arme hinein." Sie steckte sie hinein und zog sie wieder heraus — geschmückt mit blinkenden Bleiringen. Die Alte sprach wieder: „Nun stecke die Füße hinein." Sie tat es und zog sie wieder heraus — behangen mit vielen Kettlein. Dazu gab sie ihr ein Fellkleid, das mit Perlen reich bestickt war. Die Alte sagte noch zu ihr: „Dein zukünftiger Mann heißt Sawoje. Der wird dich heimtragen." Dann ging sie mit ihr nach oben und setzte sie am Rande des Teiches nieder. Hier versammelte sie alle Leute und auch den Häuptling. Zu jener Zeit war Hungersnot im Lande. Als die Leute nun sahen, mit welchem Gute das Mädchen wiederkam und wie schön sie war, neigten sich alle ihr zu. Auch der Häuptling wollte sie heimtragen. Doch sie gab keinem statt, auch nicht dem Häuptling. Da kam ein Mann, entstellt durch woje, die Krätze, weshalb ihn die Leute Sawoje, den Krätzigen, nannten. Als sie den sah, rief sie: „Das ist mein Mann!"

Sawoje brachte sie heim und machte sie zu seiner Frau. Von dem Schmucke kauften sie sich Rinder. Für den Rest bauten sie sich einen festen Hof. Diesen Wohlstand neideten die Leute dem Sawoje und suchten eine Gelegenheit ihn zu töten. Die kam, als sie einmal Bienenröhren aufhängten. Sie verleiteten Sawoje, daß er an dem Seile in die Höhe kletterte, das sie über einen hohen Ast gezogen hatten und nun auf beiden Seiten festhielten. Arglos stieg Sawoje daran empor. Fast war er oben, da durchschnitten sie das Seil und er zerschmetterte am Boden. Danach gingen sie nach Hause.

Marwe hatte Bier gekocht und ging damit ihrem Manne entgegen. Sie stieg zur Steppe nieder und fragte die Heimkehrenden nach ihrem Manne. Immer wieder hieß es: „Ni numa ai: hinten ist er." Schließlich kam einer, der sprach: „Gib mir von deinem Biere zu trinken und ich will dir zeigen, wo Sawoje ist." Sie gab ihm und er trank viermal. Dann sprach er: „Gib's noch einmal her. Von dem, was zurückblieb,

muß ich noch viermal trinken." Danach sprach er zu ihr: „Geh weiter; unter jenem Baume wirst du ihn treffen." Hier fand sie ihren toten Mann. Sie schnitt seine Glieder sorgfältig ab und legte sie in die Honigbutte und trug ihn so nach Hause. Nun pflegte sie ihn aus einem Behälter in den andern, bis er wieder ein Mensch und lebendig wurde. Doch sie verbarg ihn noch im Hause und suchte für ihn Speer, Schwert und Schild. Als nun seine Mörder kamen, um das Vieh zu teilen, das Weib aber wollten sie dem Häuptlinge schenken, trat Sawoje gerüstet unter sie, als sie gerade beim Rinderteilen waren, und erschlug sie alle.

69. Ndekirepfa.

Eine Alte war krank und schickte ihre Enkelin nach Wasser zum Trinken. Sie sprach aber zu ihr: „Komme recht geschwind wieder, mein Kind, ehe ich gestorben bin. Bin ich aber tot, ehe du kommst, dann wirst du dein Lebenlang kein Wasser mehr trinken."

Das Mädchen ging nach Wasser. An der Schöpfstelle aber traf es die Spielgenossen und tanzte mit ihnen. Darüber verspätete es sich, und als es endlich heim kam, fand es die Alte tot, ohne daß sie noch von dem Wasser hatte trinken können. So kam das Kind unter ihren Sterbefluch und wurde ein kleiner Vogel. Den nennt man Mbeke. Noch hört man ihn heute rufen: „Ndekirefa: Ich sterbe fast." Darum heißt er auch: Ndekirefa.

Wenn heute eine Mutter ihr Kind zum Wasser schickt, droht sie ihm: „Komme schnell wieder, sonst verwandle ich dich auch in einen Mbekevogel."

Dieser Vogel trinkt Wasser nur aus Baumlöchern.

70. Die vereitelte Häutung.

Ein Mann und eine Frau kamen in ein hohes Alter. Sie hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Da sprach einmal der Mann zur Frau: „Wir müssen etwas tun, damit unsre Jugend wiederkehre." Er befahl ihr: „Flicht zwei Markttaschen aus Baumbast. Damit sollen die Kinder Wasser holen, denn diese Taschen sind durchlässig und sie werden damit nicht sobald wiederkommen."



Als die Frau sie fertig geflochten hatte, rief er die Kinder, gab ihnen die beiden Taschen und sprach zu ihnen: „Mit diesen Taschen holt heute das Wasser und kommt nicht eher wieder, als bis sie voll sind." Die Kinder gingen und der Alte sprach zur Frau: „Nun wollen wir uns häuten wie die Schlangen und wieder jung werden." Sie begannen ihre Haut abzustreifen. Kaum hatten sie angefangen, so hörten sie die Kinder auf dem Hofe reden. Der Alte schickte sie wieder fort und rief: „Geht solange zum Wasser, bis es in der Tasche bleibt." Die Kinder taten, wie ihnen befohlen war. Zehnmal kehrten sie mit den leergelaufenen Taschen um. Dann sprachen sie: „Wir gehen nach Hause." Diesmal gingen sie leise und kamen unbemerkt ins Haus.

Da trafen sie Vater und Mutter zur Hälfte enthäutet. Der Vater rief ihnen entgegen: „Nun seht ihr mich, wie ich bin. Soll ich jetzt zerspringen wie ein Tontopf oder soll ich zerspringen wie eine Kürbiskalabasse, die man wieder flickt?" Der Sohn sprach: „Zerbrich wie ein Tontopf, den man nicht wieder flickt." Da zerbrach er und starb.

71. Das Keuchhustengespenst.

Im Jahre 1911 waren alle Kinder am Kilimandjaro krank am Keuchhusten und ihrer viele starben.

Da ging ein Mann von Tšimbi in den Bergwald und sammelte Brennholz. Als er aber mit der Axt an einen Baum schlug, hörte er eine Stimme, die sprach: „Ulandžimanje, schneide mich nicht!" Er sah sich um, nahm aber niemanden wahr. Wieder schlug er an das Holz und nochmals rief es: „Warum schneidest du zum zweiten Male? Verletzest du mich, so verletzest du auch deinen Bruder daheim."

Nun schaute er auf und gewahrte über sich ein Ungetüm, das war zweimal so groß wie ein Elefant und hatte viele Beine. An seinem Kopfe aber erkannte er zwei Gesichter. Das eine war der Häuptling Kiwusa und das andre der Häuptling Malelja. Am Schwanze aber sah er das Gesicht des Häuptlings Ljakituru von Tšimbi. Diese Herscher sind einst von der Regierung hingerichtet worden.

Und das Wesen sprach: „Ich gehe jetzt über den Bergwald nach Kiwoso. Sage du den Leuten: Daß die Kinder



sterben, kommt vom ungekochten Wasser. Sie sollen nur Wasser trinken, das im Feuer kochte."

Diese Botschaft trugen die Frauen dann von Markt zu Markt.

Von Ungeheuern und Zwergen.

72. Der Baum der Finsternis.

Zur Zeit der Altersklasse Wamakiboroń, als Kiwarya, der Sohn Temis, in Madschame herrschte, ist der Nridosi aufgewachsen. Am Ufer des Weriweri ging er auf wie ein Pilz, aber er wuchs in kurzer Zeit und breitete seine Krone über das ganze Land hin. Da wurde es so finster, daß man Tag und Nacht nicht mehr unterscheiden konnte. Wer aus seiner Hütte ging, den bissen die wilden Tiere. Auch die Ziegen im Hause durfte man nicht anrühren. Die Türgewände bissen, wenn man sie streifte. Die Stützstangen der Bananen wurden zu Schlangen unter den Händen dessen, der sie ergriff. Wenn aber ein noch unversehrtes Kind aus dem Hause trat, so geschah ihm nichts. Darum schickten die Leute ihre Kinder ins Freie nach Nahrung und Brennholz und gaben ihnen ein Schwert in die Hand. Wenn sie damit auf den Nridosi schlugen, wich er vor ihnen zurück und gab den Weg frei. In dieser Zeit versorgten die Kleinen die Großen. Die Kinder verklebten auch alle Ritzen am Hause, damit der Nridosi nicht eindringen und die Eltern töten könne.

Am 10. Tage aber begann der Nridosi zu altern und abzusterben. Da führten sie ein Kind, das unversehrt am ganzen Körper war, bis über die Talwand, an der er hochwuchs. Hier schlachteten sie ein Rind, hüllten den Knaben in die noch lebenswarme Haut des Tieres und ließen ihn dann an einem Stricke zur Wurzel hinab. In die Hand gaben sie ihm ein Schwert. Damit hieb er den Nridosi um. Es soll Blut aus dem Stumpfe geflossen sein. Dafür schenkte ihm der Häuptling viele Rinder. Nach dieser langen Nacht gab es viel Honig im Lande, nicht nur in jedem Baumloche, sondern auch am Kornspeicher und an den Bananenstauden.



73. Die Wasserschlange.

Ein Mädchen war von seinem Verlobten in das Haus der Schwiegermutter eingetan. Die hieß es eines Tages nach Wasser gehen an die Quelle Kihū. Diese Quelle fließt noch heute in der Landschaft Mahoma an einer Stelle, die Mitsegen heißt. Das Mädchen ging und mit ihr zwei Wächterinnen, wie es üblich ist. Die Schwiegermutter hatte ihm aber gesagt: „Aus der Quelle darfst du wohl trinken, aber niemals dich waschen."

Sie kamen zur Quelle und schöpften in den Krug. Eines der Kinder sah einen handlichen Stein. Behutsam schöpfte es Wasser aus der Quelle und netzte damit seine Füße und säuberte sie mit dem Steine. Das taten sie alle. Zuletzt tranken sie auch und riefen: „Wie schmeckt dieses Wasser gut, süß wie Honig!"

Das verlobte Mädchen trank noch einmal und sprach: „Süß ist das Wasser wie Honig und so sanft. Damit will ich mich waschen." Sie füllte noch einmal die Hand und führte sie über das Gesicht. Da fuhr mit einem Male die Mruraschlange aus dem Quellteiche hervor und wand sich um den Arm des Mädchens und stand mit ihrem Kopfe über der Schulter. Ihr Leib aber blieb im Wasser und so hielt sie das Mädchen am Rande fest. Das rief nach der Schwiegermutter und sang:

„O Mutter, komm und hilf mir, jejeï
Und nimm von der Schulter das Ärmchen, jejeï
Ich netzte mich mit dem Wasser, dem sanften, jejeï
Schmeckte es doch so süß wie Honig, jejeï
Komm, Mutter und hilf mir, jejeï
Und nimm von der Schulter das Ärmchen, jejeï."

Aber die Schwiegermutter entfloh und rief ihm nur zu: „Habe ich dir nicht gesagt, du solltest dich nicht waschen!" Nun rief es nach dem Schwiegervater und nach dem Verlobten. Auch sie enteilten, und der Verlobte sprach: „Ich kann dich nicht lösen. Laß dich hinabziehen von ihr!" Das Mädchen sang:

„Ruft mir das Brüderlein, daß mirs helfe, jejeï
Und nehme von der Schulter das Ärmchen, jejeï
Betrogen bin ich vom Mannesgesippen, jejeï
Verlassen bleibe ich vom Eheherrn, jejeï



Ich netzte mich mit dem Wasser, dem sanften, jejeï
Schmeckte es doch so süß wie Honig, jejeï
O ruft das Brüderlein, daß mirs helfe, jejeï
Und nehme von der Schulter das Ärmchen, jejeï."

Auch der Bruder wagte ihr nicht zu helfen. Da sang sie wieder:

„Ruft den Mutterbruder, daß er mir helfe, jejeï
Und nehme von der Schulter das Ärmchen, jejeï
Betrogen bin ich vom Mannesgesippen, jejeï
Verlassen bleibe ich vom Eheherrn, jejeï
Ich netzte mich mit dem Wasser, dem sanften, jejeï
Schmeckte es doch so süß wie Honig, jejeï
Ruft den Mutterbruder, daß er mir helfe, jejeï
Und nehme von der Schulter das Ärmchen, jejeï."

Der Mutterbruder hörte den Hilferuf und eilte herbei. Er brachte eine Ziege und ein Schaf. Aus Bananenblättern band er schnell eine Tränkrinne zurecht, und dahinein ließ er das Blut der Tiere fließen, die er schlachtete. Dann nahm er das Mädchen, um deren Arm sich immer noch die Schlange wand, und legte es auf die Erde, sodaß der Schlangenkopf über dem Blute stand. Da züngelte sie zum Blute herunter und trank sich an der Rinne fort und löste sich vom Arme und verschwand wieder völlig im Quellteiche.

Der Mutterbruder aber trug das Mädchen nach Hause und gab sie einem andern Manne zur Frau.

74. Die Zerbrecherin.

Als Makilu von Usambara zurückkam, brachte er den Mdulubaum und den Mkwerabaum mit an den Berg und pflanzte sie an, denn das sind Bäume mit Früchten, die den Menschen wohlschmecken.

Es war nun zur Zeit des Häuptlings Seria. Da kam aus dem Sammelbecken des Msangatsifalles eine Mrura hervor, die darin wohnt. Sie faßte einen Mdulubaum nach dem andern und zerbrach ihn. Dazu auch die Mkwerabäume. Immer weiter zog sie sich aus dem Wasser heraus und schlang sich um das Land. Sie sang:



„Die Zerbrecherin bin ich
Und zerbreche die gepflanzten Bäume.
Auch die Bananen
Will ich zerbrechen.“

Das ganze Land geriet in Angst, und die Leute sprachen: „Sie wird uns zusamt den Hainen verschlingen.“ Der Häuptling aber ließ nun nach dem Spruch des Wahrsagers eine Milchkuh und ein Milchschaf an das Msangatšibecken führen. Dort schlachtete er die Tiere, ließ ihr Blut ins Wasser laufen und warf sie hinein. Als die Mrura das merkte, zog sie sich in das Wasserbecken zurück und sang:

„Ngawuja rima,
ngawuja rima!
Ich wende mich heimwärts.“

Seit jener Zeit ist sie noch nicht wieder hervorgekommen.

75. Das Schleimgeschenk der Schlange.

In Mowo wohnte ein Mann an einer sehr starken Quelle, die bildete einen großen Teich. Als er einmal in seinem Bananenhaine niederging, sah er da jemand stehen. Der rief ihn an: „Freund, wohinaus?“ Der Mann antwortete: „Dorthin, wo ich hingehe!“ Der andre sprach darauf: „Geh und bringe mir Schabefleisch und empfange meine Gegengabe.“

Da sah der Mann: was dort aus dem Wasser ragt, ist eine Schlange. Er ging aber heim, schlachtete eine Ziege, schabte das Fleisch und brachte es ihr. Als sie es verzehrt hatte, hustete sie und spukte einen sehr zähen Schleim ans Ufer. Sie rief den Mann und sprach zu ihm: „Nimm das und verhülle es gut und hebe es auf. Zeige es keinem Menschen! Hältst du es gut verborgen, so wirst du alt werden, bis man dich aufhebt auf dem Liegefell und aus- und einträgt wie ausgebreitetes Hirsemalz. Bist du so alt geworden und des Lebens satt, daß du sterben willst, so zeige meine Gabe und du wirst sterben.“

Der Mann trug die Gabe der Schlange nach Hause, hüllte sie in Bananenblätter ein und verbarg sie auf dem Oberboden seiner Hütte.

Er lebte und wurde sehr alt. Als er zu sterben begehrte,



rief er seinen Sohn und sprach zu ihm: „Mein Sohn, schlachte mir ein gutes Tier und richte mir davon ein Schabmahl zu, daß ichs genieße und dir meine Gabe zeige.“ Der Sohn tat, wie ihm der Vater geheißen hatte. Als der das Schabemahl verzehrt hatte, sprach er zu ihm: „Steige auf den Boden, mein Sohn; dort wirst du ein Bündelchen finden in Bananenblättern und festgesteckt im Gestäng der Hütte. Das bringe mir jetzt!“ Der Sohn brachte es. Und der Vater befahl ihm: „Öffne es und sieh dirs an. Hüte dich aber, es jemand zu zeigen, sondern halte es verborgen wie ich — so kommst auch du in mein Alter. Bist du dann des Alters satt und willst sterben, so zeige es deinem Sohne und du wirst sterben wie nun ich.“ Und er verschied.

Viele Geschlechter hindurch hat diese Sippe die Schlangengabe verwahrt und überliefert.

76. Der Schlangensegen auf dem kinderlosen Hofe.

In Oru wohnte ein reicher Mann, der hatte kein einziges Kind. Wenn er ein Tier schlachtete, rief er seine Sippengenossen zum Mahle. Die kamen dann mit ihren Söhnen. War das Fleisch verteilt, dann bekamen die Kinder die Beine der Schlachttiere und trugen sie als ihr Zugeteiltes heim. Oft beobachtete sie der Reiche dabei und dachte: „Hätte ich doch auch ein Kind, das sich an seinem Beinchen freuen könnte!“ Zuletzt überwältigte ihn die Trauer, daß er sich nach dem Tod sehnte. Er stand auf, nahm einen Strick und wollte sich aufhängen.

Er stieg an den Mrusungabach hinunter, der die Landschaften Oru und Mbokomu scheidet. Dort kam er in die Nähe eines großen Teiches. Und er sah da einen Menschen, der schaute mit seinem großen Kopfe aus dem Wasser heraus. Der Reiche fürchtete sich sehr und wollte fliehen. Die Hunde jener Mrura aber kreisten ihn ein. Sie waren gestaltet wie Leoparden, die Menschen fressen. Da blieb er stehen und rührte sich nicht. Nun fragte ihn die Mrura: „Wohin willst du mit deinem Stricke?“ Er antwortete: „Ins Gras, Herr!“ Sie sprach: „Nicht wahr ist's. Sondern du willst dich aufhängen damit! Aber tue es nicht, sondern gehe nach Hause, nimm eine schwarze Kuh, ein schwarzes Schaf und eine schwarze Ziege.

Die schlachte und mache mir davon Schabefleisch, vermische es mit Blut und bringe es mir her. Danach will ich dir sagen, was du weiter tun sollst."

Der Reiche ging nach Hause und erzählte den Gesippen sein Erlebnis. Und er schlachtete die Tiere und richtete sie der Mrura zu und brachte ihr alles. Sie verzehrte es und sprach zu ihm: „Geh jetzt nach Hause! Auf deinem Hofe warten vier Kinder auf dich, zwei Knaben und zwei Mädchen."

Und er fand es, wie ihm die Schlange gesagt hatte.

77. Die Schwerttroddel.

Einst führten Männer einen Stier in die Steppe zum Schlachten. Unter ihnen war ein furchtloser Krieger. Als sie nun in der Schlachthütte waren, ging er um, sich eine schöne Schwerttroddel zu suchen. Dabei wollte er auch den Mut der Genossen prüfen, und sprach zu ihnen: „Wer will mich in die Steppe hinaus begleiten? Ich möchte mir dort einen schönen Behang für mein Schwert suchen." Es fragte einer den andern: „Willst du mitgehen?" Aber jeder wußte etwas, was ihn hinderte. Der eine hatte Leibweh, der andre ein krankes Bein, der dritte Leberschmerzen. Da ging er allein und fand eine Schlange, die war ungeheuer lang. Er ging an ihrem Leibe hin, blieb stehen und überlegte sichs: „Hier ist die Farbe besonders schön. Hier will ich abschneiden! Aber nein, laß mich noch weiter oben prüfen." Wieder ging er eine große Strecke. Dann blieb er stehen und überlegte von neuem: „Hier will ich abschneiden. Aber nein, laß michs noch weiter oben versuchen." Da kam er bis zum Kopfe der Schlange und dachte: „Den möchte ich ihr abschneiden."

Die Schlange sah ihn an und sprach: „Du bist kein Mensch, der den Kopf zur Seite kehrt! Was ists, daß du dich nicht fürchtest? Nun sage mir, was du dir von mir wünschest."

Er sprach: „Ich will einen schönen Behang für mein Schwert." Sie fragte: „Wie soll er aussehen?" Und nun zeigte sie ihm einen schwarzen. Er sprach: „Den mag ich nicht." Da brachte sie einen, der sah wie Gras aus. „Den mag ich auch nicht." Jetzt hielt sie ihm einen glanzweißen entgegen: „Magst du den?" Er rief: „Ja, den wünsche ich mir." Sie sprach: „So nimm ihn doch!" Der Mann aber hielt ihr sein Schwert entgegen



und sprach: „Lege es auf das Schwert.“ Die Schlange sagte: „Nein, das tue ich nicht.“ Er aber sprach: „Mein Vater hat mich gelehrt: nimm nichts entgegen mit der Hand. Sondern wer dir etwas gibt, der mag es auf die Spitze deines Schwertes stecken.“ Die Schlange antwortete: „Du bist ein kluger Mann. Wir wollen Freundschaft schließen.“ Der Mann sprach: „Gut, wir wollen Freunde werden.“ Sie trennten sich, und die Schlange sagte zum Abschied: „Heute Abend komme ich zu dir. Da mußt du mir Fleisch geben.“ „Komm nur,“ sprach der Mann, „du wirst es erhalten.“

Als nun der Krieger zu seinen Genossen kam, erzählte er ihnen, daß am Abend die Schlange käme. Da fürchteten sie sich sehr und lagen den ganzen Tag auf der Erde und waren wie tot und hatte sie doch nichts andres geschlagen als nur die eigene Furcht.

Am Abend kam die Schlange, begrüßte den Mann und sprach: „Gib mir Fleisch!“ Zuerst warf er ihr die Lunge des Rindes zu. Die schluckte sie über und rief: „Gib mir mehr!“ Da warf er ihr die Leber hin. Sie verschlang sie und sprach: „Warum gibst du mir nur, was eure Mütter essen! Ich hab' es verschlungen, jetzt gib mir mehr!“ Nun warf er ihr noch die Rindsbeine hin. Auch die verschluckte sie und sprach: „Noch verlangt es mich.“ Der Mann antwortete: „Jetzt habe ich nichts mehr!“ Beim Weggehen sprach sie: „Morgen komme ich wieder. Da gibst du mir mehr.“ Als sie gegangen war, wurden die andern Männer, seine Gefährten, wieder lebendig und aßen die Abendkost.

Am Abend des andern Tages dachte der Krieger: „Heute kommt es zum Kampfe mit der Schlange.“ Er suchte sich schwere Steine, band sie in ein Fell und trug sie auf einen Baum. Dorthinauf verbarg er sich dann selber mit dem Schwerte um die Hüfte und wartete auf die Schlange. Die andern aber erstarrten wieder in Furcht vor ihr. Sie kam und grüßte: „Kafo msoro!“ Der Krieger dankte und die Schlange sprach: „Mein Freund, gib mir Fleisch!“ Da fiel ein kleines Stück Fleisch vom Baume. Sie rief: „Verschlungen hab ich's, gib mehr!“ Knochen fielen da herunter. Sie rief: „Verschlungen hab ich's, gib mir mehr!“ Der Mann sprach: „Ich habe nichts mehr, gehe nach Hause!“ Doch die Schlange sprach: „Da hast du ja noch Fleisch. Warum willst du mir's nicht

geben?" Sie meinte aber den Krieger, der inmitten der andern lag und von hellerer Hautfarbe war. Davon leuchtete er auch im Dunkeln, und sie nahm ihn wahr. Der Krieger auf dem Baume sprach: „Komme und hole dir's selber!"

Sie ging an die Hütte heran und war schon dicht bei den Männern. Da warf er einen Stein und zerschmetterte ihr den Kopf, daß sie starb. Mit dem Schwerte aber zerschnitt er sie. Jetzt lebten die Männer wieder auf und freuten sich. Er selber aber ging in das Heim der Schlange. Dort fand er das Schlangenjunge vor einem großen Topfe, in dem es Wasser kochte. Denn es dachte, die Mutter würde Menschen mitbringen, die sie kochen könnten. Der Mann grüßte, und die Schlange sprach: „Woher kommst denn du? Wenn die Mutter daheim wäre, würde sie dich töten." Er aber erschlug die Schlange und zerbrach den Topf. Und hier ist die Geschichte zu Ende.

78. Die Molimo.

In der Steppe stand ein alter Baum. Ein Buschbrand ergriff ihn. Er brannte bis zur Wurzel herunter. Das Feuer brannte an der Wurzel abwärts. Vier Jahre dauerte es, bis der letzte Wurzelrest verkohlt war. In diesem Brandloche haust die Molimo. Sie ist eine Schlange, deren Länge niemand ermessen kann. Steigt sie aus ihrem Loche empor, dann erreicht sie den Himmel und steht über den Wolken, daß sie kein Mensch sehen kann.

Dem Häuptling Sina von Kiwoso sagte man, sie läge hinter Useri in der Steppe. Ein Kriegerzug war durch sie aufgehalten worden, denn sie fanden keine Stelle, an der sie vorübergekonnt hätten.

Sina sandte seine Männer aus und gab ihnen Reisekost mit für viele Tage. Sie sollten ihm sagen, wie lang die Molimo sei. Die Männer kamen an den Ort, wo die Schlange war, und gingen an ihr entlang. Tag um Tag wanderten sie. Vier Ochsen hatten sie schon verzehrt, und noch war kein Ende abzusehen. Sie bangten um den Rückzug und kehrten um, ohne ihren Kopf gesehen zu haben. Als sie es Sina berichteten, wunderten sich alle sehr.





Der Kibo.

79. An der Molimo empor.

Es lebte da ein Mann, der hatte nur seine Mutter bei sich und sonst weiter keinen Anhang. Nun fanden die Leute eines Tages eine Höhle droben im Urwalde. Darin waren viele Ziegen. Sie wußten aber keinen Weg, der sie hinuntergeführt hätte. Darum riefen sie jenen Mann und sprachen zu ihm: „Wir wissen eine Höhle mit vielen Ziegen. Komm und hole sie für uns herauf! Wir geben dir einen guten Anteil davon."

Er ging mit ihnen hinauf zum Walde, dort banden sie ihm ein langes Seil um den Leib und ließen ihn daran hinab. Unten band er eine Ziege nach der anderen an das Seil und ließ sie hochziehen. Als aber jeder Mann 2 Ziegen hatte, schüttelten sie das Seil zum Abschiede und gingen davon.

Er aber konnte nicht mehr empor und blieb auf dem Grunde der Höhle und nährte sich dort von den Ziegen, die noch darin verblieben waren. Auf einmal hörte er ein großes Sausen ririririī und sah, wie eine Molimo an der Talwand vorbei gegen den Himmel emporstieg vor dem Höhlenmunde. Er klammerte sich an ihren Leib und stieg an den breiten Schlangenringen nach oben, als wären es Stufen. Immerzu stieg er, bis an den Rand des Abgrundes. Aber seine Gier nach Rettung war so groß, daß er darauf nicht acht hatte, sondern nur immer nach oben schaute. Er stieg und stieg und kam über alle Berge hinaus und über die Wolken. Da ersah ihn endlich die Molimo und warf ihn mit ihrem Kopfe hinab. Ein Sturmwind erfaßte ihn und trug ihn bis zur Steppe hinunter. Mit großer Gewalt fiel er endlich zur Erde und konnte sich nicht mehr erheben. Dort blieb er liegen und die Termiten fraßen seine Seiten an. Endlich sah er einen Mann kommen. Den bat er: „Trage mich nach Hause, ich will dir auch Ziegen dafür geben." Der wollte aber nicht. Da bat er noch einmal: „Dann gehe wenigstens nach Hause und sage es meiner Mutter!"

Das versprach jener und richtete die Botschaft auch aus. Die Mutter nahm ein Liegefell und ging damit zur Steppe. Als sie ihren Sohn gefunden hatte, hüllte sie ihn in das Liegefell und trug ihn nach Hause. Lange Zeit mußte sie ihn pflegen, endlich genas er. Kaum war er gesund, da machte er sich an die Arbeit und schmiedete sich einen guten Speer und ein gutes

Schwert. Damit ging er zu denen, die ihn in der Höhle ausgesetzt hatten, und brachte sie alle um zusammen mit ihren Gesippen. Ihr Hab und Gut aber trug er nach Hause und wurde so ein reicher Mann.

80. Im Heim der Molimo.

Zwei Männer gingen zur Steppe und wollten ihre Honigbutten entleeren, die sie dort aufgehängt hatten. Der eine von ihnen sah in der Nähe seines Baumes einen Platz mit frischem grünen Grase. Er sprach: „Dorthin setze ich mich." Doch kaum trat er auf den Rasen, so schoß er auch schon in eine Höhle hinunter. Es war die Behausung der Molimo. Drei Monate fiel er immer so zu, da kam er endlich auf den Grund. Dort saß die Frau des Molimo und erwartete ihn mit aufgesperrtem Rachen, denn sie glaubte, ihr Mann werfe Fleisch herunter. Aber der Mann flehte sie an und sprach: „O friß mich nicht! Ich will dir deine Kinder warten." Das gefiel ihr und sie brachte ihn zu ihren Kindern. Bald darauf erschien der Molimomann am Grubenrande und warf Fleisch herunter. Als er selber unten erschien, hatten sie ihm nicht so viel wie sonst übrig gelassen. Er fragte sie: „Warum hast du mir diesmal weniger aufgehoben?" Sie antwortete: „Jetzt essen wir ja auch mit dem Kinderwärter." Er war sehr erstaunt und sprach: „Zeige ihn mir!"

Sie führte ihn zu ihm und dabei redeten sie auf ihre Art miteinander. Sie sagten: „In drei Jahren wollen wir ihn fressen." Die Kinder aber liebten ihren Wärter und wollten ihn retten. Sie sprachen zu ihm: „So haben wirs gehört; in drei Jahren wollen sie dich fressen. Darum suche dir eine starke Rippe, spitze sie zu, und wenn der Vater wieder einmal emporsteigt, dann stecke sie zwischen seine Glieder und halte dich mit ihr fest. So wird er dich mit empornehmen." Und er tat, wie ihm gesagt war.

Zwei Jahre vergingen. Da sahen die Kinder, wie ihr Vater sich rüstete, Speise zu suchen. Der Erstgeborne wollte mit emporsteigen, damit er seinem Wärter helfen könne. Aber der Vater verbot es ihm und sprach: „Sobald du nach oben kommst, kannst du nicht mehr weiter wachsen." Da blieb er. Sie riefen aber den Wärter und sprachen zu ihm: „Komm, verstecke dich hinter uns und nachher halte dich an seinem Rücken



fest.“ Sie verbargen ihn hinter sich und es glückte ihm, die Rippe zwischen die Rückenglieder zu bringen. An ihr hielt er sich fest und ließ sich nach oben ziehen. Als er den Erdboden erreicht hatte, sprang er ab. Die Molimo wollte ihn erhaschen. Aber mit ihrem Kopfe war sie schon über den Wolken. So konnte sie ihn nicht mehr fassen, und er entkam.

Daheim sahen sie ihn und fürchteten sich vor ihm. Sie dachten, er sei ein Gespenst und entflohen. Endlich glaubten sie ihm aber doch, daß er noch am Leben sei. Er verkündigte ihnen, wo er gewesen war. Da schlachteten sie viele Rinder und entsühnten ihn mit ihrem Blute.

Er sah aber aus wie Kupfer. So hatte sich seine Farbe verändert drunten in der Molimohöhle.

81. Die Koningo-Zwerge.

Über dem Kibo wohnen Leute, die heißt man Wakoningo. Männer und Frauen werden dort so groß, wie anderwärts die Kinder. Ihr Kopf aber ist viel größer als bei anderen Menschen. Darum strecken sie sich nicht zum Schlafen aus wie wir, sondern setzen sich nur an die Hauswand, und so schlafen sie im Sitzen und angelehnt. Fällt aber einmal ein Mkoningo hin, dann kann er sich nicht allein wieder aufrichten, weil sein Kopf zu schwer ist. Er muß warten, bis ihn seine Genossen aufrichten. Jeder Mkoningo trägt deshalb ein Horn an der Seite, damit er um Hilfe blasen kann, wenn er hingefallen ist.

82. Warte, bis der Vater kommt!

Einst erfuhren Männer große Trübsal von ihrem Häuptling. Sie flohen und wanderten nach oben, den Kibo hinauf. Am Ende kamen sie an zwei Tore. Das eine führte nach oben und Stufenhölzer leiteten am Kibo hoch. Das andere Tor führte wieder nach unten. Von Leuten, die sie dort trafen, wollten die einen sie täuschen. Sie sprachen: „Geht durch das untere Tor!“ Aber die andern wiesen sie zurecht und sprachen: „Nein, steigt aufwärts.“

Und sie gingen durch das obere Tor und stiegen auf den Stufenhölzern empor, bis sie nach oben kamen. Da oben trafen sie sehr kleine Leute. Sie setzten sich zu ihnen und fragten sie:



„Wohin ist euer Vater gegangen? Ist er nicht daheim?“ Sie antworteten: „Wartet nur, bis er wiederkommt.“ Sie setzten sich nieder und warteten. Da sahen sie kleine Frauen aus dem Grase kommen, die große Garben für das Vieh nach Hause brachten. Darüber wunderten sie sich sehr. Nun brachten die Kleinen drei Rinder auf einmal und schlachteten sie. Die Männer wunderten sich. Aber sie sprachen zueinander: „Da wir auf den Vater warten, wollen wir nicht um Speise bitten.“

Nun kam der Häuptling, und sie hörten die Leute sagen: „Du kommst, Häuptling.“ Sie erkannten jetzt ihren Irrtum, gingen zum Häuptling, begrüßten ihn höflich und sprachen: „Herr, wir haben gefehlt. Verzeihe uns, o Häuptling!“

Der Häuptling ließ ihnen Fleisch geben, ein ganzes Viertel; und sie aßen es. Dann fragte er sie: „Was hat euch heraufgebracht zu uns?“ Sie sprachen: „Herr, uns trieb unsere große Armut.“ Da schenkte er jedem Manne drei Rinder.

Am anderen Morgen sahen sie die Frauen der Wakońingo nach unten ins Gras steigen. Und jede hatte sich eine Kalabasse voll saurer Milch auf den Rücken gebunden. Daraus wollten sie im Gehen die Butter gewinnen. Darum sprangen sie im Tanzschritte und sangen:

„Krüglein, Krüglein, schlage Butter,
Laß uns finden gutes Futter!“

Heimwärts gingen sie langsam unter schweren Graslasten. Jetzt rühmten jene Männer die Wakońingo und sangen:

„Denk nicht klein vom Mkońingo,
Denk nicht klein vom Mkońingo.“

Man zeigte ihnen den Weg nach Hause. Vom Kibo sahen sie ihr Land und hörten den Marktplatz reden.

Als sie wieder an der unteren Pforte vorbeikamen, bemerkten sie Geister. Wenn sie nach unten gegangen wären, würden sie verbrannt sein, denn dort war jetzt ein großes Feuer.

83. Denk nicht klein von den Wakońingo!

Es war ein armer Mann, der hatte zwei Söhne. Einer hieß Mkunare, der andere hieß Kanjanga. Weil sie in großer Armut lebten und kein einziges Rind besaßen, sprach Mkunare:



„Ich will hinauf zum Kibo gehen. Dort soll ein Häuptling wohnen, der sich über Arme erbarmt.“ Er bereitete sich Wegkost und wanderte aufwärts. Droben am Kibo kam er zuerst zu einer alten Frau. Die saß am Wege und ihre Augen waren mit Eiter verklebt. Er grüßte sie: „Guten Tag, Mütterchen.“ Sie dankte und fragte ihn: „Was bringt dich herauf zu uns?“ „Ach, es ist meine große Armut, Mutter. Zeige mir doch den Weg zu jenem Häuptling, der sich des Armen erbarmt.“

Sie sprach zu ihm: „Lecke mir zuvor die Augen rein, dann will ich dir sagen, wie man zum Häuptling kommt!“

Die Augen zu lecken, behagte ihm nicht. Es ließ sie sitzen und ging weiter nach oben, bis er zu den Wakońingo kam. Dort fand er die Männer auf dem Häuptlingshofe beieinander sitzen. Doch war von ihnen keiner größer als ein Kind, das noch die Ziegen hütet. Und er dachte: es sind nur Kinder. Darum sagte er zu ihnen: „Guten Tag, ihr Kleinen. Zeigt mir doch den Weg zu euren Vätern und erwachsenen Brüdern.“ Die Wakońingo antworteten: „Warte hier, bis sie selber kommen!“

Er wartete und wartete. Aber da kam keiner, der größer gewesen wäre als die ersten. Sie trieben Rinder ein und schlachteten einen Stier zur Abendkost. Ihm aber gaben sie nichts, sondern sprachen: „Warte, bis die Väter und großen Brüder kommen!“ Und dann lachten sie.

So mußte er leer nach Hause wandern, wenn er nicht verhungern wollte. Als er an jener Alten vorüberkam, antwortete sie ihm auf keine Frage mehr. Er kam in die Irre und fand sich erst nach einem Monate heim. Zu Hause erzählte er: „Oben am Kibo und Mawentsi wohnt ein großes Volk mit vielen Herden — aber sie teilen dem Fremdling nichts zu. Schier wäre ich bei ihnen verhungert.“ Nach einer Weile sprach Kanjanga, der Jüngste: „Hier hilft uns keiner aus unserer Armut. Laßt mich die Reisekost kochen und zum Häuptling gehen am Kibo.“

Auch er kam zuerst zu der alten Frau, die wieder am Wege saß und ihre Augen waren von Eiter überklebt. Er grüßte sie und sprach zu ihr: „Heijé, Mütterchen. Komme frei von deinem Ungemach!“ Das Mütterchen erwiderte seinen Gruß und fragte ihn: „Was bringt dich zu uns empor?“ Er antwortete: „Es ist mein Unglück, Mutter! Ich habe keine Frau, kein Kind und kein Rind. Zum Häuptling will ich am Kibo, ob der sich meiner erbarme.“



Die Alte sprach: „Lecke mir die Augen rein, dann gebe ich dir Bescheid." Und er nahm ihren Kopf in seine Hände und leckte nicht nur ihre Augen, sondern das ganze Gesicht. Das freute die Alte und sie sprach zu ihm: „Geh diesen Weg empor. Der führt dich auf den Häuptlingsrasen. Dort findest du Leute, nicht größer wie ein Geißbub. Denk aber nicht, es seien Kinder, sondern grüße sie ehrerbietig und sprich: ‚Seid gegrüßt, Edelinge des Häuptlings!'"

Kanjanga dankte der Alten für ihre Hilfe und stieg empor. Auf dem Häuptlingsrasen fand er Männer sitzen, so groß nur wie ein Kind von 8 Jahren. Aber er trat bescheiden vor sie und sprach: „Seid gegrüßt, Edelinge des Häuptlings! Führt mich vor den Herrn eures Landes." Die Wakońingo freuten sich über den Gruß und führten ihn vor ihren Häuptling und sprachen zu ihm: „Hier bringen wir einen Fremdling, der sich in deinen Schoß wirft."

Der Häuptling fragte ihn nach seiner Trübsal, und Kanjanga erzählte, daß er ohne Frau und ohne Rind leben müsse. „Ich hörte aber von deiner Barmherzigkeit und kam zu dir!"

Nun gab ihm der Häuptling Speise und Unterkunft, und Kanjanga lehrte die Wakońingo, wie man die Wege mit Zauber sperrt, daß kein Feind ins Land komme und kein Schädling auf die Äcker. Darüber freuten sich die Leute so, daß ihm jeder ein Rind gab. Die trieb er langsam nach unten in seine Heimat und sang dazu das Hütelied:

„Bringt mir eine Axt, den Baum zu schlagen.
Baum, das ist der Baum vom Hörensagen.
Kinder sagt er her und Rinder.
Und wo weid' ich diese Rinder?
Grasen sollen sie am Kibo, bis der Kibo abgebrannt.
Grasen sollen sie am Mawentsi, bis der Mawentsi abgebrannt,
Am Lalehu, am Kimala, bis die Berge abgebrannt.
Grasen sollen sie am Leruhusumpfe, bis Leruhu abgebrannt,
Auf dem Rasen von Mamkinga, bis der Rasen abgebrannt.
Grasen sollen sie am Laufe des Makirere, bis Makirere abgebrannt,
An dem Abhange von Kineńena, bis Kineńena abgebrannt,
Am 'Soko, am Ngowoń, am Longoń, bis die Berge abgebrannt.
Grasen sollen sie bei Matire, bis Ko-Matire abgebrannt,
Auf Mahongo-hu, auf Kiwawe, bis die Wiesen abgebrannt.



Grasen sie über den Honofluß, bis der Hono abgebrannt.
Grasen sie am Kjaraña, bis Kjaraña abgebrannt.
Grasen sie an der Buschbannstelle, bis die Buschbannstelle abgebrannt.
Steigen sie nieder nach Mbohoroń, bis Mbohoro abgebrannt.
Grasen sie weiter bis Ko-mhō, bis Ko-mhō ist abgebrannt.
Steigen sie nieder nach Ko-Mkumbi, bis Ko-Mkumbi abgebrannt.
Steigen sie nieder zu den Teichen Kikulo und Malā.
Dort sind sie zu Hause."

So wurde Kanjanga ein reicher Mann und mit ihm seine Sippe. Aber an seinen Bruder denkt man noch heute in jenem Liede:

„Mkunare, warte, bis die Väter kommen!
Was mißachtest du die Wakońingo?"

84. Bei den Leuten an der Abendseite.

Die Wakikokojo wohnen weit von hier an der Abendseite und ihre Frauen sind die Wanunu. Einst gingen Leute von hier bis dahin. Dort fanden sie Leute mit sehr großen Köpfen. Zu denen sprachen sie: „Führt uns zum Häuptling!" Sie zeigten ihnen den Weg zu ihm. Und sie sahen: sein Haupt war auch so groß, wie das seiner Männer. Er ließ Fleisch bringen und gab den Fremdlingen das Viertel eines Mastbockes.

Da zogen sie ihre Feuerhölzer hervor und quirlten sich Feuer daraus. Darin brieten sie das Fleisch, wie sie's gewohnt waren. Jenen Leuten aber war das erstaunlich, denn sie konnten ihre Speisen nur kochen zur Zeit, wenn die Sonne niedersank. An die Stelle, wo die Sonne beim Niederfallen vorüberglitt, stellten sie ihre Töpfe und verbargen sich dann. War die Sonne vorbeigegangen, so fanden sie die Speise gar. Sie gaben darum den Männern viel Vieh, weil sie ihnen das Feuerquirlen gezeigt hatten. Und der Häuptling fragte sie: „Was ist das für Trübsal, die euch zu uns hergetrieben hat?" Sie antworteten: „Unser Häuptling nahm uns alles Vieh. Nun wollen wir bei dir bleiben. Gib uns Land zur Siedelung, Herr!"

Und sie blieben bei den Wakikokojo lange Zeit.

Kibo und Mawentsi.

85. Wie die Berge wurden.

Vor Alters war die Erde allenthalben glatt und gleich. Da richtete sie sich auf und wollte mit dem Himmel reden. Als sie sich wieder von ihm trennte, kam sie nicht überall bis nach Hause. Was mittwegs müde wurde, vollendete den Abstieg nicht und verhielt sich, wo es war.

Das wurden die Berge und Hügel auf der Erde.

86. Was den Mawentsi so schartig machte.

Der Mawentsi ging zum Kibo und holte bei ihm Feuer. Er traf den Kibo beim Einstampfen trockener Bananen. Der Kibo gab ihm ein weniges davon ab. Das aß der Mawentsi auf und ging dann mit seinem Feuer davon. Aber er fand, daß die Trockenbananen doch gar zu gut schmeckten. Halbwegs löschte er das Feuer, ging zum Kibo zurück und sprach: „Kako-se Mnjate: nochmals guten Tag, Mnjate." „Guten Tag" sagte der Kibo. Und er gab ihm Feuer und wieder ein paar Bananen. Aber der Mawentsi löschte sein Feuer noch einmal, trat wieder ein zum Kibo und sprach: „Kako-se Mnjate." Aber der dankte ihm diesmal nicht, hob seinen Stößel auf, mit dem er die Bananen stampfte, und schlug auf den Mawentsi ein. Von da her hat er seine Scharten.

87. Wie Kibo und Mawentsi getrennt wurden.

Ein Mann war so arm, daß er sich entschloß auszuwandern. Er hieß Mlai und stieg über den Bergwald hinaus und bis zur andern Seite des Kibo. Damals gab es aber noch nicht den großen Zwischenraum zwischen Kibo und Mawentsi wie jetzt, sondern beide Berge standen dicht beieinander. Mlai ging auf der andern Seite hinunter und kam zu einer Alten. Die fragte ihn: „Was führt dich her zu uns?" Er sprach: „Mütterchen, ich habe keine Rinder. Das hat mich von Hause fortgetrieben." Sie sprach: „So gehe auf diesem Wege weiter", und zeigte ihm den Weg. Das war bei den Wakoñingo. Er

ging nach dem Geheiß der Alten und stieß auf eine große Herde Rinder, die waren sehr schön. Aber sie folgten ihm nicht. Da lief er zur Alten zurück und sprach: „Wie soll ich die Rinder treiben?" Sie gab ihm einen Stab und befahl ihm: „Damit treibst du ein Rind. Die andern folgen von selber." So geschah es, und er führte seine Herde mit diesem Stabe bis an den Kibo. Der aber ließ ihn nicht vorüber. Vergeblich suchte er zwischen den Gipfeln die Herde durchzuführen. Wieder kehrte er mit seinen Tieren zur Alten zurück und klagte: „Kibo läßt mich nicht vorüber."

Sie sprach zu ihm: „Bleibe bei mir und ackre für mich meine Äcker fertig, so will ich dir helfen." Er blieb bei ihr und ackerte für sie. Als er fertig war, gab sie ihm Zauberruß, in ein Blatt der Mbobanane gebündelt, und lehrte ihn: „Wenn du wieder zum Kibo kommst, dann blase diesen Ruß gegen sein Gestein, und er wird auseinandertreten und dir Raum geben. Treibe sofort deine Herde hindurch und schau dich nicht nach dem Kibo um, sonst tritt er wieder zusammen."

Mlai nahm seinen Stecken und auch den Zauberruß und trieb wieder zum Kibo empor. Wie früher hinderte der Kibo, daß er vorbeizog. Da nahm er den Zauberruß und blies ihn gegen den Kibo. Sofort traten Kibo und Mawentsi auseinander, dorthin, wo sie noch heute stehen, und er konnte seine Herde vorbeitreiben.

Am Schimbo-Urwalde kam er herunter, lagerte in Ngowoń, Hono und Mbohoroń und kam schließlich nach Hause.

88. Kibo, hilf mir!

Früher stiegen die Leute über den Bergwald bis auf die Kibowiesen. Dort suchten sie sich Salz aus dem Gestein und würzten damit ihre Speisen.

Nun ging wieder einmal eine Schar Männer ins Kibosalz. Sechs Tage brauchten sie für die ganze Reise, denn damals kam man nicht so schnell von einer Grenze zur andern wie heutigen Tages. Mit ihnen war ein Mann, der hatte zwei Frauen. Er sprach: „Ich will für jede Frau eine Last zusammenbinden. Wenn ich nur für eine Salz mitbringe, läuft mir die andre davon." Und er lud sich zwei Vollasten auf.

Aber auf dem Heimwege konnte er nun mit den Gefährten nicht Schritt halten.

Müde blieb er nach und sang:

„O Kibo! Salzlast trog mich,
Stehst du nicht auf, dann sterb ich,
Warum willst du nicht helfen?
Geleit mich heim zu Vaters Haus,
Gar viele Rinder treibt er aus,
Eins schenkt er dir zum Lohne.
O Kibo, willst du nicht aufstehn,
So laß doch den Mawentse gehn,
Das ist dein jüngrer Bruder.
Der soll mich führ'n zu Vaters Hain,
Gar viele Kinder nennt er sein,
Eins läßt er für dich ackern.
O Kibo, Salzlast trog mich,
Und kommt er nicht, so sterb ich."

Die Männer hörten das Lied und kehrten zu ihm um. Sie sprachen: „Schütte eine Last aus. Wie kann dir ein Berg helfen?" Er antwortete: „Nein, wenn ich eine Last wegschütte, habe ich nicht für zwei Frauen." „Dann tue wie wir und halbiere die Last!" „Nein, sonst läuft mir die eine davon. Geht nur nach Hause!" Da ließen ihn die Männer und gingen heim. Von weitem hörten sie ihn noch singen:

„O Kibo, willst du nicht aufstehn,
So laß doch den Mawentse gehn,
Das ist dein jüngrer Bruder."

Daheim erzählten sie es seinen Sippengenossen und sprachen: „Geht und holt ihn! Wir ließen ihn lebend hinter uns." Die Brüder rüsteten sich und stiegen nach oben, ihm entgegen. Als sie ihm nahe kamen, hörten sie ihn noch mit leiser Stimme singen:

„O Kibo, Salzlast trog mich
Und kommst du nicht, so sterb ich."

Sie wollten ihn aufheben, aber da war er schon starr und tot.



89. Das Lied des Häuptlings.

Als der Häuptling Rindi in Moschi von einer Krankheit genesen war, rief er seine Krieger zu einem Feste. Und er sprach zu ihnen: „Ein Lied habe ich gesetzt. Ich wills euch lehren.“ Und er sang:

„Luandžare-ndžare Maventse	Laßt uns schön tun dem Maventse,
Hahenda ruve-ruve	Daß er steigre Glanz auf Glanz!
Luandžare-ndžare Kiporo	Laßt uns schön tun dem Kibo
Hahenda ruve-ruve!	Daß er steigre Glanz auf Glanz!
Kinderi na kja Kiporo	Ein Federling vom Kibo her,
Kilehe na kja Maventse	Ein Vöglein vom Mawentse her
Kisokye kunu koko	Kam zu mir hernieder.
Kiole mānde	Daß es Sühnewasser sprenge,
Mānde ha Kipō	Sühnewasser vom Kibo.
Kinderi kī kja Kikoriso	Federling, das war ein Rabe,
Kilehe kī kja Njorovi	Vöglein eine Haubendrossel.
Kiole-ole ija wujana kod̲u	Besprengen wollt' es unsre Welt,
Oruka luengere ińana.	Daß das Land den Wohlstand mehre.
Nderuhuo kitšumi	Das Tor hab ich geöffnet,
Kikeri Manjeri ili katša	Das vor alters in Manjeri.
Ngapengeluo ngaid̲a	Ich tat es auf und schritt hindurch
Ngahenda sahya ndeń.	Und ging zu grüßen bei den Vätern,
Ngasura matša na iwuja	Doch trieb die Sehnsucht mich zur Wiederkehr.
Ngatša yambuja kunu orukeń lod̲u	Ich kam und schaute unser Land,
Tšando kilehe kilja	Dem Vöglein gleich,
Kjasotsa mānde	Das Sühnewasser niederbrachte,
heolya kunu orukeń lodu	Herabzusprengen hier auf unser Land.
Lukatšihio.“	Und es ward froh.



Seine Männer aber riefen:

„Hai mangi, momu fofo foloḏa tša wukiwo njori,
tša wuki wo msahera!
Hei Herrscher, deine Lippen sind süß wie Honig der Erdbiene
und wie Honig vom Msaherabaum."

90. Die lange Nacht.

Es war zur Zeit des Häuptlings Makilo von Moschi, als die Altersklasse Otuwati das Land hielt. Da begann die Erde zu zittern, und vom Kibo her donnerte es unaufhörlich zwei Tage lang. Die Leute fürchteten sich sehr und verbargen sich in ihren Hütten.

Nach zwei Tagen hörte das Zittern und Donnern auf. Aber eine Finsternis kam von Aruscha (vom Meruberge) her und eine andere Finsternis wanderte von Oseri (dem Osten) her von einem Lande zum andern. Es kamen Leute und riefen: „Die Finsternis ist in Madschame." Andre kamen vom Osten und riefen: „Die Finsternis kam heute nach Marangu." Da rüsteten sich die Leute von Moschi. Wer zwei Frauen hatte, tat sie in ein Haus zusammen. Speise und Wasser holten sie sich in Vorrat. Und die Finsternis kam von der Morgenseite und von der Abendseite. Acht Tage lang bedeckte sie das Land, und war kein Unterschied zwischen Tag und Nacht.

Danach verging sie. Aber die Menschen blieben in Unruhe. Viele waren während dieser acht Tage gestorben. Und beim Häuptling wurden jetzt viele Rinderprozesse geführt. Denn wenn jetzt einer ging, sein Rind zu besehen, das er bei einem andern untergestellt hatte, fand er es gar oft nicht mehr vor. Es war in diesen Tagen verloren gegangen. Der Häuptling aber wagte keinen darum zu strafen.

Und während die Leute sich noch sorgten, daß diese Nacht wiederkehren könne, kam ein Fremdling vom Kibo heruntergestiegen und sang:

„Ich bin der Kirere, o, nehmt mich auf!
Ein Mensch wie ihr, und komme herab vom Kibo.
Der Kibo, er klaffte. Nun tat er sich wieder zusammen.
Ich bin Kirere, o nehmt mich auf!



Beeilt euch, damit die Finsternis nicht wiederkehre!
Beeilt euch, daß diese Nacht nicht noch einmal kommt!
Wo ist deine Mutter hingegangen? Sie ging aufs Ackerwerk.
Wo ist deine Mutter hingegangen? Sie ging ins Krautewerk.
Kirere bin ich und komme zu euch.
Vor den Ersten des Landes sollt ihr mich führen.
Hat er mich aufgenommen, dann will ich ihm sagen:
Die Steppenjäger laß Schildkröten holen, männlich und weiblich,
Baumschliefer, männlich und weiblich, bringe ich selber vom Kibo herab,
Und Zwergböckchen, den Bock und die Ricke,
Damit ich befrieden könne die Leute im Lande,
Und nicht wiederkehre jene Nacht."

Sie führten den Fremdling zum Häuptling, und der gehorchte seinen Befehlen. Als die Schildkröten gebracht worden waren, schlachtete sie Kirere zusammen mit jenen Baumschliefern und Zwergböckchen, und besprengte damit alle Leute im Lande und befriedete sie. Dadurch wurde er sehr berühmt. Die Leute schenkten ihm Rinder und Ziegen. Er blieb beim Häuptling und ward ein reicher Mann.

91. Der Donner vom Mawentsi her.

Der Mawentsi pflegt zu donnern, wenn ein Häuptling von Kiwoso sterben soll.

Als er zum letzten Male dröhnte, hat er Sianga gewarnt, der auch bald darauf gestorben ist. Und sie sagen, das sei so gewesen, auch als Molelja hingerichtet wurde, als Sina starb und auch bei Ngaluma.

Bevor ein Häuptling von Kiwoso stirbt, redet der Mawentsi.*)

*) An einem Julitage im Jahre 1912, mittags zwischen 1 und 2 Uhr, war ein gewaltiger Donnerschlag vom Mawentsi her zu hören, dessen Echo aus den Schluchten von Moschi wiederklang und der um das ganze Gebirge her vernommen wurde. Wahrscheinlich ist einer der Felstürme, an denen der Mawentsi reich ist, niedergestürzt. Kurze Zeit nach diesem Ereignisse starb Sianga von Kiwoso.



Von Sonne, Mond und Himmelsland.

92. „Erdreich und Sonne, o pfleget mich!"

Sonnenglut kam über das Land Oru, und die Menschen starben vor Hunger. Damals lebte dort ein Mann namens Ruma Mšanga. Der hatte fünf Knaben. Als der Hunger immer ärger wurde, beschloß er auszuwandern, und zog in das Land Mbokomu. Von seinen Kindern aber ließ er zwei heimlich auf dem leeren Gehöfte zurück. Sie hießen Mleke und Mnjale.

Die sangen das Lied:

„Ich will auf Kühle warten. Mög' ein andrer sterben!
Vater und Mutter, werft mich nicht weg!
Hättet ihr's früher getan, da ich noch klein war,
Ein Yamsknollenbündel hättet ihr immerhin für mich gewonnen!
Da ihr's heute tut, was wird euch dafür?
Erdreich und Sonne, o pfleget mich!
Wandergenosse des Mondes, o trage mich!"

Ein Nachbar hörte das Lied und sah nach dem verödeten Hofe. Da fand er die Knaben im Hause eingeschlossen. Er nahm sich ihrer an, und weil er sie selber in jener Zeit nicht ernähren konnte, brachte er sie zum Häuptlinge.

Damals herrschte Wasingi über Oru. Der zog die Knaben bei sich auf. Den Nachbar aber nannten sie ihren Vater.

Der Häuptling hielt später so viel von den Brüdern, daß er sie nicht von sich lassen wollte, auch als sie Frauen hatten. Darum konnten sie sich nicht viel um ihre Höfe kümmern. Wollte die Frau dann ihren Mann etwas wissen lassen von dem, was sich zu Hause zugetragen hatte, dann ging sie in die Nähe des Häuptlingsgehöftes und sang:

„Mann Gottes, Mann des Häuptlings:
Daheim fiel eine Ziege,
Und die Kuh fiel auch dazu,
Sag mir doch, was soll ich tun?"

Aus dem Kreise der Häuptlingswächter sang der Mann zurück:



„Geh nur heim und sammle Wasser,
Richte her, was sich gehört!
Alsdann laß den Nachbar kommen,
Laß ihn schlachten, was da stirbt.“

So mußten sie sich behelfen, weil sie so selten von Hofe gelassen wurden. Nach langer Zeit kam Ruma Mšanga an den Häuptlingshof und sprach zu Wasingi: „Häuptling, ich bitte dich um meine Söhne. Laß sie mit mir ziehen!“ Der Häuptling sprach: „Warte, bis ich die Sache mit meinen Männern beredet habe.“

Nun klangen die Hörner der Rufer durchs Land pupupū. Da kamen von allen Höfen die Männer mit Speer und Schild und um die Schultern den Geierkragen.

Die tanzten im Kriegerschmucke vor dem Häuptling den ganzen Tag. Als aber die Sonne sich niedersenkte, begann der Vorsänger das Lied:

„O Matšentše, wozu riefest du mich
Und willst mir's nicht sagen?“

Jetzt befahl der Häuptling, daß die Schar sich lagere. Da hockten sich die Männer nieder, und nur die Speere standen zwischen ihnen und strahlten im Abendlichte.

Der Häuptling begann:

„Ruma ist zu mir gekommen und fordert seine Kinder von mir.
Jene Kinder, die er im geödeten Hause verschloß,
Die er an den Hunger verriet!
Ruma ist wiedergekommen, der unser Land verließ.
Der Verräter!
Er sitzt unter euch.
Sein ist der schaftlose Speer.
Speert ihn!“

Mit einem fuhren alle Speere aus dem Rasen und Ruma wurde von den Männern gespeert. Auf dem Heimwege aber sangen die Männer:

„Ruma, ich habe dich gescholten, und du wolltest nicht hören.
Ich habe dir geraten, und es wollte nicht geraten!
Nun hieß uns der Häuptling dich den Fliegen zu schlachten.
Nun haben wir dich für die Vögel geschlachtet.“



93. Kjasimba.

Kjasimba war ein sehr armer Mann. Eines Tages machte er sich auf und ging nach dem Lande, wo die Sonne emporsteigt. Und er sah, wie sich die Sonne erhob; da hörte er Tritte hinter sich, und als er sich umwandte, sah er eine alte Frau kommen, die fragte ihn: „Was treibt dich hierher?“ Da verkündigte er ihr seine große Armut; die Frau ergriff ihn und verbarg ihn in ihrem Gewande und flog mit ihm zum Himmel empor, dorthin, wo die Sonne am Mittag steht. Da sah er Männer kommen, und ein Häuptling erschien und schlachtete einen Ochsen, den aßen er und seine Männer, die Alte aber fing an, den Häuptling recht zu bitten und erzählte ihm die ganze Not des Mannes. Der Häuptling segnete ihn und sprach „Du wirst viele Söhne haben, und viel Vieh wirst du bekommen und wirst ein Häuptling werden und viel Essen sehen.“ Dann sagte er: „Nun gehe nach Hause!“ Als sich nun Kjasimba noch nach einem Wege umschaute, fand er sich schon zu Hause. Darüber wunderte er sich sehr. Und wie der Häuptling ihm gesagt hatte, so geschah es.

94. „Wie riecht es hier garstig nach einem Irdischen.“

Es war einmal ein Mann, dem wurden viele Knaben geboren. Und immer wieder starben sie ihm nach kurzer Zeit. Darüber kam der Mann in große Not. In seinem Zorne sprach er: „Wer hat das Gott wohl eingegeben, mir alle meine Söhne zu töten? Ich will hin und den Pfeil auf Gott schießen.“

Er stand auf und ging in die Schmiedehütten und ließ sich Pfeilspitzen schmieden. Die tat er in seinen Köcher, faßte den Bogen und sprach: „Nun gehe ich an den Weltrand, dort, wo die Sonne emporsteigt. Wenn ich sie da erblicke, schieße ich den Pfeil auf sie, titschi! Er machte sich auf den Weg und ging und ging immerzu, bis er auf eine sehr große Wiese kam. Da sah er nun ein Tor und viele Wege, die gingen himmelwärts und erdwärts. Hier wartete er, bis die Sonne emporsteigen würde. Als er sich so ganz stille hielt, vernahm er ein Dröhnen der Erde und viele Schritte, als käme ein großer Zug von Menschen.

Und er hörte, wie sie einander zuriefen: „Geschwind, geschwind, öffnet das Tor, daß der König hindurchschreite.“



Der Mawentsi.

Nun sah er viele Männer kommen, die waren schön von Angesicht und strahlten wie das Feuer. Da versteckte er sich in einer Hecke vor Furcht. Wieder hörte er die Männer rufen: „Reinigt den Weg, da, wo der König vorüberschreiten wird!“ Sie kamen aber in einem Zuge. Mit einem Male sah er den Glänzer erscheinen, strahlend wie das Feuer. Und nach ihm wieder ein langer Zug wie vorher.

Die Vorangehenden aber hielten inne und fragten einander: „Was riecht hier denn so garstig, als sei da ein Erdenmensch vorübergegangen?“ Sie suchten nach. Da griffen sie ihn und führten ihn vor den König. Der fragte ihn: „Woher kommst du und was führt dich zu uns?“ Er antwortete: „O, nichts Herr! Trübsal, die mich daheim auftrieb. Ich sprach zu mir: laßt mich gehen, daß ich im Gebüsche sterbe.“ Der König sprach: „Ah, wie ist's denn damit, daß du sagtest, du wolltest mich schießen? Da — schieße zu!“ Der Mann sprach: „O nein, Herr! Ich wage das nicht mehr.“ „Was wünschest du nun von mir?“ „Du weißt das allein, o Herr!“ „So wünschest du, daß ich dir deine Kinder wiedergebe?“

Und er wies mit der Hand hinter sich und sprach: „Da sind sie! Führe sie mit dir davon!“ Der Mann blickte auf und sah sie alle vor ihm versammelt; sie waren aber so schön und deshalb wurde es ihm fast schwer, sie wiederzuerkennen. Darum sprach er zum Könige: „Nein, Herrscher, die hier sind dein. Die sollst du bei dir behalten, o Herr!“ Da sprach Gott zu ihm: „Geh nach Hause, ich will dir andre Kinder geben. Und auf dem Wege wirst du etwas finden, was ich dir zeigen werde.“ Der Mann ging zurück auf den Weg nach Hause. Unterwegs fand er Wegkost genug an den Buschtieren.

Er sah aber auch viele Elefantenzähne, die er für sich in die Erde vergrub. Daheim bat er dann, daß die Leute ihm helfen möchten, und brachte die Zähne nach Hause. Dafür kaufte er sich viel Vieh und wurde ein reicher Mann.

Auch Söhne wurden ihm wieder geboren wie die ersten.

95. Das gewandelte Geschlecht.

Ein Mann lebte, der hatte Rinder zur Genüge, aber an Kindern wurden ihm nur Mädchen geboren. Er hatte nicht einen Sohn. Sein Alter kam heran und er sprach zu sich selber:

„Was soll ich tun?“ Als ihm nun wieder eine Tochter geboren wurde, verbarg er sie und ließ es niemand wissen, daß es ein Mädchen war. Später kleidete er es gut mit Rindsfellen, damit niemand sein Geschlecht erkenne. Der Mutter befahl er aufs strengste, sie solle stillschweigen. So wuchs das Kind heran, hütete wie andre Knaben des Vaters Rinder, und alle Leute glaubten, es sei auf dem Felle des Vaters geboren, d. h. ein Knabe. Dann bezog es mit den andern Burschen die Grenzwacht und Häuptlingswacht. Ja, bei einem feindlichen Einfalle erschlug es vier Männer. Darum liebte es der Häuptling und schenkte ihm vier Rinder, die trieb es nach Hause. Darüber freute sich der Vater sehr. Er ging zur Schmiede und ließ ihm Speer und Schwert schmieden und gab ihm den Schild dazu. Beim nächsten Kriegszuge tötete das Mädchen allein drei Gegner und brachte dem Häuptling ihre Speere. Und der Häuptling schenkte ihm immer größere Zuneigung. War doch der Vater auch ein angesehener Edeling.

Aber eines Tages merkten es die Leute doch, daß es ein Weib war. Sie gingen zum Häuptling und sagten ihm: „Dieser Krieger ist gar kein Mann, sondern ein Weib.“ Der Häuptling glaubte es nicht und nannte es eine Lüge. Sie aber sprachen: „Ganz gewiß ist's, Häuptling.“ Da wunderte er sich sehr, ließ den Vater rufen und fragte ihn: „Warum hast du dein Kind unter meine Krieger gegeben, und es ist doch ein Weib!“

Der Vater erschrak, aber er sprach: „Häuptling, das Kind ist doch ein Mann.“ Die Männer bestritten ihm das aufs heftigste, bis er schließlich riet: „Ich sage die Wahrheit. Und wenn es doch ein Weib ist, dann mögt ihr mich binden.“ Er bot ihnen sogar eine Wette an und fragte sie: „Wenn sich's nun als Mann erweist, was wollt ihr mir dann geben?“ Sie sprachen: „Dann bekommst du fünf Rinder.“ Der Häuptling sagte ihm: „Gut, geh nach Hause. Morgen werde ich dich mit deinem Kinde zu mir rufen.“ Am andern Morgen erschien der Häuptlingsbote auf dem Hofe des Vaters. „Wir können heute nicht kommen,“ sprach der Vater, „das Kind ist krank.“ Der Häuptling beschied sich mit dieser Botschaft und sagte: „Warten wir, bis es gesund ist!“

Der Vater aber ging ernsthaft mit sich zu Rate. Dann stand er auf, kochte sich eine reiche Wegkost und ging auf die



Reise, viele Tage lang. Die Wegkost war bis auf einen kleinen Rest verzehrt, als er an einen sehr breiten Weg kam. Die eine Seite führte nach oben, die andre nach unten. Er setzte sich dort nieder und verzehrte die letzte Wegkost. Nun überlegte er: „Soll ich aufwärts oder abwärts gehen?" Da sah er viele Rinder kommen, die nach oben stiegen. „Geh ich niederwärts, so komme ich zu den Geistern", dachte er, „nach oben aber komme ich zu Gott." Darum stieg er den Rindern nach. Die stiegen an den Himmel, und er kam mit ihnen vor Gott. „Was treibt dich hierher?" fragte ihn Gott. Er antwortete: „O Herr, du hast mir alles gegeben. Nur eins fehlt mir — ein Sohn." Gott sprach zu ihm: „Geh nach Hause! Was du dir wünschest, das wirst du antreffen." Er ging nach Hause und fand sein Kind als Mann wieder. Da dankte er Gott und und freute sich sehr. Sofort ging er mit ihm zum Häuptling. Dort wunderten sich die Leute über die Maßen und wußten nicht, was sie genarrt hatte. Sie stellten jene fünf Rinder. Der Häuptling aber zeichnete den Krieger weiter vor allen andern aus.

96. Was die Wandorobo so arm machte.

Früher lebten die Masai und die Wandorobo in einem Verbande und hatten viele Rinder, die ihnen von Gott zukamen, denn damals ging noch ein Weg vom Himmel hernieder. Aber die Wandorobo wollten Gott nicht so recht gehorchen wie die Masai, darum trennte sie Gott von einander und schloß auch den Weg vom Himmel, der die Rinder brachte.

Nun zerstreuten sich die Wandorobo und gingen auf die Jagd nach wilden Tieren, die sie aßen. Darum schnitzten sie sich nur noch Bogen und trugen keine Speere mehr wie die Masai. So kamen die Masai zu vielen Rindern, die Wandorobo haben aber kein einziges mehr und sind sehr arm. Den wilden Tieren ziehen sie nach, durchschweifen die Steppe und haben nicht einmal ein Zuhause. Kommen sie zu Leuten, so passen die sehr auf sie, damit sie ihnen nicht den Hof verunreinigen. Sie würden sonst so arm werden wie sie.

97. Das Häuptlingsopfer.

In sehr alter Zeit war ein Land, das überfiel eine große Hungersnot. Die Leute suchten nach allerlei Speise und mußten



zuletzt Bananenwurzeln essen. Wer einen Freund in andern Landen hatte, der ging zu ihm und suchte seine Schüssel. Das Land hatte aber einen sehr guten Häuptling. Er sorgte für seine Männer und ließ immer wieder Rinder schlachten, um dem ärgsten Hunger zu wehren. Seine Hauptsorge aber war, gegen die Faulheit anzugehen. Sein Befehl lautete, daß jeder Vornehme, der noch Kraft habe, recht viele Äcker anlegen solle, damit der Regen, wenn er käme, auf ordentlich bestellte Felder falle. „Wer aber nicht ordentlich ackert, der ist ein Frevler und soll wissen, daß der Häuptling ihm den Prozeß macht!"

Dieser Häuptling hatte zwei Knaben, der eine hieß Mreho, der andere Ndesila. Nun gab es in jenem Lande viele Wahrsager und Bannkundige. Die fanden ihren Spruch und sagten: „Der Häuptling muß seinen erstgebornen Sohn als ein Opfer für das ganze Land ins Freie austun. Wenn er das tut, wird das Land wieder Bananenfrüchte in Fülle bringen, daß sie an der Staude reifen, wir werden uns wieder des Segens freuen dürfen, und die Menschen werden nicht weiter verderben. Wenn der Häuptling aber seinen Erstgebornen nicht für das Land opfern mag, dann müssen alle Menschen an diesem Hunger zugrunde gehen."

Der Häuptling bedachte diese Worte sehr.

Danach befahl er seinen Leuten, sie sollten das Kind mit Schellen und Glöcklein behängen. Als sie den Knaben so geschmückt hatten, führten sie ihn ins Gebüsch nnd ließen ihn da allein. Und jedermann war verboten, ihn aufzunehmen ins Haus, denn er sollte ja ein Opfer an Gott sein für das ganze Land. Es war Abendzeit, als sie ihn hinausführten, und das Kind weinte und irrte umher. Die Glöcklein an seinem Leibe sollten ihn überall als das Landesopfer kenntlich machen, damit sich niemand erweichen ließe, ihm zu helfen. Er sollte von einem wilden Tiere oder vom Regen getötet werden.

Der Knabe hatte jedoch eine Großmutter, die ihn sehr liebte. Die nahm ihn heimlich ins Haus, band ihm alle Schellen und Glöcklein ab und hängte sie an ein schwarzes Schaf, das sie besaß. Das trieb sie an Stelle des Knaben in die Nacht hinaus. Und in dieser Nacht wurde es von der Gottheit davongetragen. Von der Zeit an wendete sich die Not. Es gab wieder viele Bananen, und der Regen fiel sogar mit Hagelkörnern, weil die Menschen Gott mit jenem Schafe so sehr



gebeten hatten. Da wußte er, daß sie nun mürbe seien, und gab ihnen das Leben wieder. Der Häuptlingssohn wurde von der Alten aber sorgsam verborgen gehalten. Sie wagte es nicht, ihn einem Meuschen zu zeigen. Die Leute sprachen aber häufig von ihm und fragten sich, welches Ende er wohl genommen haben möge.

Nun hatte der Häuptlingssohn aber einen guten Freund. An den dachte er täglich voll Liebe. Die Großmutter stillte endlich sein Verlangen und sprach: „Ich will versuchen ihn hierher zu bringen, daß er dich begrüße.“ Sie ging auch und lud jenen Burschen zu sich ein, sagte ihm aber nicht wozu. Der kam nun zu der Alten. Zu der Zeit aber waren beide nahe am Mannesalter.

Die Alte zeigte ihm jetzt seinen Freund, den Häuptlingssohn. Darüber erschrack er so, daß er in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich kam, erzählten sie ihm alles, und die Alte beschwor ihn, gegen jedermann zu schweigen. Doch der war kaum nach Hause gekommen, da erzählte er es allen Leuten, denn er war ganz verwirrt durch sein Erlebnis.

Das ganze Land erfuhr die Geschichte und geriet in große Verwunderung. Der Vater aber freute sich so, daß er diesem Sohne sofort sein Reich übergab. Und alle Menschen freuten sich und bliesen die Hörner. Auf dem Häuptlingshofe sprengten sie überall Sühnewasser; damit besprengten sie auch den Häuptlingssohn und wuschen ihn ab mit sanften Kräutern.

Die alte Großmutter aber gewann man wegen ihrer Tat lieb, und der Häuptling spendete ihr Rinder und Güter in Menge.

98. Die Leute aus dem Himmel.

Auf Ljamungo in Madschame ist ein Hügel, der heißt Molama. Und das Geschlecht, das von dort ausging, grüßt man auch Molama. Es heißt nun, daß dort ein Mann und eine Frau vom Himmel herabgekommen seien. Eine Wolke führte sie hernieder. Als die Leute an einem Morgen aufstanden, sahen sie da zwei Menschen stehen, die waren geschwänzt wie ein Rind, der Mann sowohl wie die Frau. Man fragte sie: „Leute, wo kommt ihr her?“ Sie sprachen: „Gott hat uns herabgetan auf einer Wolke. Nun suchen wir hier einen Wohnplatz.“ Die anderen antworteten: „Wenn ihr aber



bei uns bleiben wollt, dürft ihr keine Schwänze haben. Laßt sie euch abschneiden!“

Man schnitt ihnen die Schwänze ab, und sie blieben an jener Stelle wohnen und wuchsen so, daß der ganze Bezirk nach ihnen Molama genannt wurde. Es heißt, daß auch ihre Rinder vom Himmel gekommen seien. Am andern Morgen hätten sie auf dem Hofe vor ihrer Hütte gestanden und seien von ihnen angebunden worden. Noch heute opfert die Sippe an dieser Stelle.

99. Mrule, der Fremdling vom Himmel.

Vom Himmel stieg ein Mann hernieder, der hatte nur ein Bein. Die Masai besuchte er zuerst. Von dort kam er auf unsre Berge. In der Landschaft Schira stieg er aus der Steppe empor. Auf seinem Beine schwang er sich vorwärts. Die halbe Körperseite war wie ein Mensch gestaltet, die andre aber war Gras. Begegnete er einem, dann konnte er nur sagen: mremrem. Überall flohen die Menschen vor ihm und schlossen sich in die Hütten ein. So zog er von Land zu Land, aber nirgendwo gab man ihm Speise. Wenn er auf einen Hof kam, redete man nur hinter verschlossenen Türen mit ihm. Das verdroß ihn. Er ging zum Häuptling. Auch dort empfing man ihn nicht besser. Da sprach er zum Häuptling:

„Mrule ni ińi!
Mondžileha ija
ngawuja na Wulu.

Ich bin der Mrule!
Weist ihr mich ab hinieden,
Kehr ich zurück nach droben.“

Es war gerade am Mittag, wo die Sonne im Mittel stille steht. Da schwang er sich in die Höhe, stieg zur Sonne empor und verschwand.

Nicht lange danach fiel der Häuptling ins Feuer und verbrannte sich sehr. Man befragte die Wahrsager. Die verkündigten: „Ihr habt euch an Mrule verschuldet. Jeder sprach nur: ‚Er wird Unglück übers Land bringen, wenn wir ihn aufnehmen. Wer sah wohl je ein Wesen mit nur einem Beine?‘ Und der Häuptling hat es unterlassen ihn zu fragen: ni ki kikurie = was führt dich her? Weil man ihn nichts fragte,



ist er gegangen. Es war wohl ein großer Heiler.“ So sprachen die Wahrsager.

Inzwischen kamen Schildkröten aus der Steppe emporgestiegen in einem langen Zuge, wie eine Raupenprozession. Auf dem Häuptlingshofe sammelten sie sich alle um jene Stelle, von der sich Mrule aufgeschwungen hatte gen Himmel. Ihr Anführer aber sang:

„Befriedet, befriedet und danach besprengt.“

Nach Wahrsagerspruch brachte der Häuptling eine schwarze neumelke Kuh, ein Schaf und Sühnewasser. Nun opferten sie Kuh und Schaf und ritzten den Häuptling der Schildkröten und entnahmen ihm einen Tropfen Blut. Und alles Blut von Rind, Schaf und Schildkröte mischten sie mit Sühnewasser und besprengten damit den Häuptling und die Erde. Damit war das Unheil von ihnen genommen. Die Schildkröten wanderten in die Steppe zurück, und der Häuptling genas.

100. Der Glockenbote.

Vor nicht zu langer Zeit ist's gewesen. Die ersten Europäer waren schon zu uns gekommen. Da sahen die Leute eine Erscheinung. In der Mittagshelle kam ein Mann durch die Luft von lichter Farbe. In jeder Hand schwang er eine Glocke und rief:

„Tilge jede Schuld bei deinem Bruder!
Hast du ein Rind von ihm, so gib es ihm wieder.
Hast du eine Ziege von ihm, so gib sie ihm wieder.
Der König befiehlt es!
Jeder Fremdling im Lande kehre sich zu seiner Heimat.
Jedes Kind in Schuldhaft sollst du nach Hause entlassen.
Laßt jede Gewalttat, zerbrecht den Speer!
Der König befiehlt es!“

Wenn die Sonne unterging, erschien er wieder. Bald ward er in diesem Bezirke gesehen, bald in jenem. Doch niemals berührte er die Erde. In Oseri-Ngasen soll er zuerst gesehen worden sein. Der Häuptling von Moschi befahl, nach ihm Ausschau zu halten. Die Männer saßen und starrten gen Himmel, bis die Abendkühle sie ins Haus trieb. Aber gesehen haben sie ihn nicht mehr.



101. Der Himmelbaum.

Es war ein Mädchen, das hieß Kitšalundu. Eines Tages ging sie ins Gras. Dicht am Wege sah sie's in Fülle. Kaum aber betrat sie die Stelle, so sank sie ein, denn sie war auf einen Morast geraten. Ihre Altersgenossinnen faßten ihre Hände und versuchten sie herauszuziehen — aber vergebens. Sie sank immer tiefer und verschwand vor den Augen der andern. Aber unter der Erddecke hörte man sie singen:

„Die Wamāmbo haben mich aufgenommen,
O geht und sagt es meinem Vater Rifori,
O geht und sagt es Mkesa, meiner Mutter,
Ich bin ihre Tochter Kitšalundu."

Jeder konnte den Gesang hören. Das ganze Land lief an jener Stelle zusammen, und der Vater fragte alle Leute: „Was soll ich tun?" Ein Wahrsager sagte ihm: „Geh und bringe ein Rind und ein Schaf. Das wollen wir opfern." Sie opferten die Tiere. Da hörten sie wiederum den Gesang, aber immer tiefer. Und sie sang:

„Mit Baumbast bin ich gebunden
Wehe mir, der Kitšalundu!
Ich gehe tiefer zu den Wakilengetše (2. Totenreich)
Ich gehe tiefer zu den Wakimámia (3. Totenreich)
Wehe mir, der Kitšalundu!"

Schließlich verstummte das Lied, und es wurde gewiß, daß Kitšalundu verloren war.

An der Stelle, wo sie verschwunden war, wuchs ein Baum empor, der wurde über alle Maße hoch und wuchs in den Himmel. Die Hütebuben trieben das Vieh in seinen Schatten und kletterten auch in den Zweigen umher. Zwei Knaben aber wagten sich höher hinauf nach seiner Krone und stiegen von Ast zu Ast. Sie riefen zu ihren Gefährten hinunter: „Könnt ihr uns noch sehen?" Sie sprachen: „Nein. Kommt doch wieder, kommt doch wieder!" Aber die wollten nicht, sondern sagten: „Wir steigen in den Himmel nach Wuhū, der Oberwelt." Das waren ihre letzten Worte. Seitdem hat man sie nicht mehr



gesehen. Die Leute aber sagen, sie seien von den Wahū, der Himmelssippe, noch zu den Warandžui gekommen, die über dem Himmel wohnen. Jener Baum aber hieß mdi msumu, der Märchenbaum.

102. Der durchhauene Regenbogen.

In alten Zeiten machte sich ein Ndorobomann auf. Er wollte Gott bitten, daß er ihm Rinder gäbe. Auf seinem Wege kam er an den Ort, wo der Regenbogen auf der Erde ruhte. Dort blieb er stehen und betete viele Tage. Aber Rinder bekam er nicht.

Da stieg ihm das Herz hoch, und er schnitt mit seinem Schwerte den Regenbogen mitten durch. Die eine Hälfte flog in den Himmel. Die andere Hälfte stürzte zur Erde und schlug ein tiefes Loch.

Später stiegen die Leute da hinunter und fanden ein anderes Land. Sie berichteten das den andern. Die sagten nur: „Das ist ja Lüge." Da stiegen sie zum zweiten Male hinunter und kamen mit Schalen voll Milch zurück. Nun glaubten es die Leute. Nach ihnen aber drangen dort Löwen ein, und als nachher wieder einmal Leute hinabstiegen, fanden sie keine Menschen mehr vor. Die waren ausgewandert. Sie hörten aber das Knurren der Löwen und stiegen eilig wieder empor. Und seitdem hat sich niemand wieder dahinunter gewagt.

103. Mrile, der das Feuer in den Himmel brachte.

Ein Mann hieß Mrile und hatte eine Frau, aber kein Kind. Nun machte die Frau einen Besuch bei den Ihrigen, und die Mutter nahm sie mit zur Quelle, damit sie ihr helfe, Colocasienknollen auszugraben. Da fand die Tochter ein Setzknöllchen, das ihr sehr gefiel. Sie zeigte es der Mutter und sprach: „Sieh nur an, wie schön sie ist!" Die Mutter sprach: „Trage sie schnell nach Hause und gib ihr Speise, so hast du ein Kind."

Sie eilte zu ihrem Manne zurück und suchte mit ihm eine schöne Baumhöhle, dahinein betteten sie das Knöllchen. Des Mannes Mutter kochte ihm oft Speise. Davon aß er seitdem ganz wenig, das übrige trug er dem Knöllchen in der Baum-



höhle zu. Eines Tages fand er, daß das Knöllchen sich zu einem Kinde gewandelt hatte, aber freilich war es noch so klein wie eine Maus. Nun trug er dem Kinde alles zu, was er hatte, und sah zu seiner Freude, wie es wuchs. Die Mutter aber sah mit Schrecken, daß er trotz aller ihrer Mühe nur immer magerer wurde. Da belauschte sie ihn, wie er das Essen zum Baume trug. Als er wieder weggegangen war, ging sie heran, nahm das Kind heraus und tötete es. Dabei sprach sie: „Du sollst meinem Sohne keine Kraft mehr rauben."

Am andern Tage kam Mrile wieder zum Baume und fand das Kind nicht mehr vor. Vor Jammer zerriß er alle seine Kettchen, die er am Halse trug und verstreute sie auf dem Wege. Daheim hockte er sich auf den Boden des Hauses und sprach verdrießlich: „Mich beißt euer Rauch." Die Mutter sprach: „So setze dich hierher hinters Feuer!" Das tat er, sprach aber doch wieder: „Mich beißt der Rauch." Da sagte die Mutter: „So setze dich hierher auf deines Vaters Schemel!" Mrile trug ihn vor die Tür und setzte sich darauf.

Kaum war das geschehen, so hob sich der Schemel und trug Mrile zum Himmel empor. Die Mutter weinte und schrie ihm nach. Aber Mrile kehrte nicht wieder. Er kam in den Himmel und ging seines Weges, bis er Leute traf, die mit dem Grabstocke einen Acker umbrachen. Die grüßte er und bat sie: „Zeigt mir den Weg zum Hofe des Mondes!" Sie aber sprachen: „Geh weiter nach vorn. Dort findest du Leute, die hacken. Sie zeigen dir weiter." Er kam zu den Hackenden und fragte sie: „Wo ist der Hof des Mondes?" Die wiesen ihn zu andern, die das Feld wässerten. Dort hieß es: „Geh weiter nach vorn. Dort findest du Leute beim Krauten. Die frage!" Die Unkrautjäter zeigten ihm den Weg zu Leuten, die in der Ernte standen. Die Ernter aber sprachen: „Geh weiter nach vorn, dort findest du zwei Wege, einen, der oben hin führt, und einen, der unten hin führt. Wähle den unteren, so kommst du zu Leuten, die beim Mahle sitzen."

Er ging den unteren Weg und kam auf den Häuptlingsrasen. Dort saßen die Männer beim Mahle. Sie luden ihn zum Niedersitzen ein und boten ihm von ihrer Speise. Die war ungekocht. Und er sprach: „Eßt ihr eure Speise immer so?" Sie antworteten: „Ja." Da zog er seine Feuerhölzer heraus, quirlte damit Feuer und röstete daran das Essen, das sie ihm ge-

geben hatten. Darüber staunten sie sehr. Denn sie kosteten und merkten, wie süß das Feuer die Speisen machte. Sie sprachen zu ihm: „Du bist hier auf den Hof des Mondes gekommen, großer Feuerarzt.“ Ins ganze Land gingen Boten aus, die riefen: „Ein Gastfreund des Feuers: mhenu o wowo! (denn modo konnten sie nicht sagen für Feuer, sondern nannten es wowo). Ein Gastfreund des Feuers! Wer ein Rind hat, der bringe es, und wer eine Ziege hat, der bringe sie.“

Jeder brachte ein Tier für Mrile, und er lehrte sie das Feuer machen. Dafür ehrten sie ihn wie ihren Häuptling, und er bekam unzählig viele Rinder und Ziegen. Aber er sehnte sich wieder nach Hause zu kommen. Zuvor wollte er Botschaft senden.

Er rief den Adler und fragte: „Was willst du sagen, wenn ich dich zu meiner Mutter sende?“ Der Adler schrie: „Kurui, kurui.“ „Du taugst dazu nicht“, sprach Mrile und wies ihn fort. Nun fragte er den Raben: „Wie willst du sagen?“ Der rief: „Na, na.“ „Du taugst dazu nicht“, sprach Mrile und trieb ihn weg. So fragte er alle Vögel, aber keiner konnte eine Botschaft ausrichten. Endlich fand er die Spottdrossel. Er fragte sie: „Was wirst du daheim sagen, wenn ich dich vorausschicke?“ Die Spottdrossel rief:

„Tširī, tširī,
Mrile kommt nach hie!
Mit seinen Ziegen all,
Mit seinen Rindern all,
Mit allen seinen Söhnen.
Tširī, tširī.
Mrile kommt nach hie!
Und mit ihm kommt sein Stier,
Ein Horn nur trägt das Tier.
Mrile kommt nach hie.
Spart ihm den Morgentrank,
Spart ihm den Morgentrank
Auf morgen,
Auf übermorgen.
Tširī, tširī.“

Da freute sich Mrile und sprach: „Du sollst gehen.“ Die Spottdrossel flog nach Mriles Hof und sang ihr Lied. Aber



niemand glaubte ihr und der Vater sprach: „Was singt sie da? Mrile käme morgen oder übermorgen? Ist er doch schon so viele Jahre verschwunden. Wie mag er wohl wiederkommen? Geh fort, du singst mir nur Unheil in den Hof!“ Die Spottdrossel flog zu Mrile zurück. Er aber forderte von ihr ein Zeichen und sprach: „Warst du wirklich daheim, dann fliege noch einmal hin und bringe mir das Messer, das über der Tür steckt.“ Sie brachte es ihm.

So zog Mrile nach Hause zurück mit vielem Vieh und vielen Söhnen. Unterwegs kamen sie an ein tiefes Wasser. Da sprach der Stier: „Wenn ich dich hinübertrage, wirst du mich dann schlachten?“ Mrile antwortete: „Nein.“

Der Stier trug ihn hinüber, und Mrile kam nach Hause. Und die Seinen holten ihn mit Jubel ein. Und er kam heran und sang:

„Heget keinen Zweifel dran,
Was ich führ' heran:
Es sind meine Rinder,
Es sind meine Kinder,
Hehé, Hehé!
Heget keinen Zweifel dran!“

Mrile war ein Jahr daheim, da schlachteten sie seinen Stier. Nun befahl er seiner Mutter: „Tue mir nie etwas von seinem Fette in die Speise!“ Aber einmal vergaß sie es und tat ihm des Stieres Fett zwischen den Bohnenbrei. Mrile aß davon und starb.

104. Frauenneid schuf einen Tod ohne Wiederkehr.

Ein Mann hatte zwei Frauen. Das Kind der einen starb. Sie sprach zu ihrer Mitfrau: „Geh und hilf mir das Kind ins Gebüsch tragen. Und wenn du es niederlegst, so sprich: ‚Geh und komme wieder wie der Mond.‘“

Die Mitfrau aber neidete ihr das Kind und sprach: „Gehe verloren und kehre nicht wieder. Der Mond aber komme wieder!“

Seit jenem Tage kehrt wohl der Mond zurück, wenn er vergangen ist, aber der Mensch stirbt und geht verloren.



105. Der Aufschwung zum Himmel.

Ein Rabe und ein Ljamsingivögelchen bauten ihre Nester nahe beieinander. Sie bekamen auch Kinder und gingen auf die Futtersuche für die Kleinen. Der Rabe kam und rief sein Junges: „Kuru kuru!“ Ljamsingi aber rief das seine: „Wui wui!“ mit feiner, hoher Stimme. So taten sie alle Tage. Schließlich aber betrog der Rabe das Ljamsingi. Er verließ es heimlich auf dem Felde, wo sie Futter suchten, raubte das kleine Ljamsingi und flog damit in den Himmel.

Als nun das Ljamsingi nach Hause kam, rief es sein Junges: „Wui wui!“ „Kuru kuru“ schallte es ihm nur entgegen. Da geriet Ljamsingi in große Kümmernis. Alle Tiere hörten sein Weinen und kamen zu ihm, und es erzählte ihnen sein Leid. Der Elefant sprach: „Ich will dir's wiederholen. Was gibst du mir dafür?“ „Eine Kuh, großer Herr!“ „Die mag ich nicht.“ „Dann sollst du es heiraten!“ „Ja, das gefällt mir.“

Und der Elefant nahm einen gewaltigen Anlauf und dann sprang er in die Höhe. Als er aber in die Mitte kam — pupupū fiel er zu Boden. Jetzt sprach das kleine Röhrenblütensaugerchen Kiljamatšetšoe zu Ljamsingi: „Ich will dir es bringen Was gibst du mir dafür?“ „Eine Kuh, großer Herr!“ „Nein.“ „Du sollst es heiraten!“ „Nein.“

Und es sprach zu ihm: „Gib mir matšetšoe, die Blütenröhrchen der Banane.“ Ljamsingi gab sie ihm. Da stieg es zum Himmel empor und sang: „Ich reise nach ‚Fallherab‘ meine Reise.“ Kiljamatšetšoe kam auch bis in den Himmel und fand das junge Ljamsingi, wie es getrocknete Bananen zu Mehl zerstampfte. Und es traf sich gut, daß der Rabe gerade zum Häuptling gegangen war. Da fragte Kiljamatšetšoe das Ljamsingi: „Was hat dich denn hierher gebracht?“ „Ach, die Trübsal! Der Rabe hat mich hierher verschleppt!“

Und es sprach zu ihm: „Wenn dich nun jemand nach Hause trüge, würdest du das mögen?“ Ljamsingi antwortete: „Was ist da noch zu fragen, großer Herr!“ Kiljamatšetšoe befahl ihm nun: „Iß von diesen Bananen und sättige dich gut.“ Ljamsingi aß und wollte auch dem Kiljamatšetšoe davon abgeben. Das nahm aber nichts an.

Dann fragte es: „Bist du satt?“ „Ja, großer Herr.“ Da



sprach es: „Auf auf!" Und sie gingen. Kiljamatšetšoe flog mit ihm nieder und sang: „Ich reiste nach ‚Fallherab' meine Reise. Nun kehre ich wieder, hijaja ho nderi hijaja." Und die, welche unten warteten, breiteten ihre Hände gen Himmel und sangen ihm entgegen: „Hijaja ho nderi hijaja." Kiljamatšetšoe kam hernieder und gab der Mutter das Kind. Dann fragte es die Versammelten: „Habt ihr hier Trinkwasser?" Sie sprachen: „Nein." Da sprach es: „Wohlan, so will ich mir Wasser schlagen."

Sie gingen und begleiteten alle das Kiljamatšetšoe. Das fand nun einen Stein und schlug ihn mit seinem feinen dünnen Schnabel und sang:

„Ngikape mlingale otinati tinale.
Laßt mich Wasser schlagen, otinati tinale
Ngikape mlingale otina titumbale."

Und bei: „tumbale" schlug es jedesmal an den Stein. Da schwitzte an ihm ein ganz klein wenig Wasser heraus. Jetzt trat der Elefant herzu, stieß das Kiljamatšetšoe zur Seite und schlug auf den Stein los. Aber nur Staub stieg empor und sein Horn zerbrach.

Da machte er dem Kiljamatšetšoe wieder Platz. Das sprach zu allen: „Nun geht weg von hier, meine Brüder, damit euch das Wasser nicht fortschwemmt!" Sie lachten es aus und sprachen: „Das wäre die Sache eines Riesenschnabels." Denn Kiljamatšetšoe hat einen ganz dünnen gebogenen Schnabel. Da sprach es zu Ljamsingi: „Geh weg von hier!" Das gehorchte und ging auf die Seite.

Nun wiederholte Kiljamatšetšoe seinen Sang und schlug an den Stein — da brach eine ungeheure Wassermenge hervor und trug alle Tiere mit sich fort. Das Ljamsingi allein blieb übrig. Und Kiljamatšetšoe sog wieder matšetšoe.



Kulturmärchen.

106. Wie die Menschen das Feuer fanden.

Vor alters kannten die Menschen das Feuer nicht. Sie mußten ihre Speisen roh verzehren wie die Hundsaffen, auch die Bananen.

Eines Tages trieben die Burschen das Vieh wieder aus und nahmen sich ihre Rohkost mit auf die Weide. Draußen schnitzten sie sich Pfeile und spielten damit. Und einer stellte seinen Pfeil mit dem Schaft auf ein Stück Kihomboholz, das da lag, und quirlte ihn so zwischen den Händen. Da hitzte sich der Schaft und er rief den andern: „Wer will sich tupfen lassen?" Die andern kamen und er tupfte sie mit dem Schaftende — da schrien sie und liefen davon. Er quirlte nun stärker, damit es noch wärmer werde und tupfte sie wieder. Jetzt halfen ihm die andern und sprachen: „Wir wollen's recht stark machen." Wieder quirlten sie — da stieg Rauch auf! Auch ein wenig dürres Gras, das darunter lag, begann zu schwelen. Die Knaben trugen mehr herzu, damit sie noch mehr Rauch sehen und ihn belachen könnten. Und wie sie ihn beschauten, schlug die Flamme hoch, pala pala. Es leuchtete und verzehrte das Gras, wuchs und fraß den Busch und redete nun wo-wo-wo-wo-wo, als ob ein Sturm vorüberginge.

Die Leute des Bezirks liefen zusammen, schauten und riefen: „Wo sind sie, die diesen Zauber zu uns brachten?" Da fanden sie die Burschen und schrien sie an: „Wo habt ihr diesen Zauber her?" Sie redeten voll Zorn, und die Knaben fürchteten sich. Aber sie nahmen ihre Hölzer und zeigten den Männern, wie sie mit dem Pfeilschafte gequirlt hatten, und wieder schlug die Flamme hoch. Die Alten riefen: „Was macht ihr doch da! Ihr habt ein Ding zu uns gebracht, das frißt uns alle Gräser und Bäume weg!"

Daß aber das Feuer gut sei, erfuhren sie, als die Burschen ihre Weidekost auf der Brandstelle zusammensuchten. Die Burschen sprachen: „Seht her, all' unsre Speise ist vernichtet vom Wowo!" Wowo nannten sie es und nicht modo, weil es im Brennen klang: wo-wo-wo-wo. Als sie aber vor Hunger doch



in die Bananen bissen, merkten sie, daß sie jetzt viel mürber und süßer waren, als vorher. Sie zündeten noch einmal Feuer an und legten Bananen hinein — da fanden sie's wieder so.

Nun trugen alle Leute in der Nähe den Wowo nach Hause und rösteten sich in ihm ihre Speisen.

Kam nun ein Fremder und aß von ihrer süßen Speise, dann fragte er: „Wie macht ihr das?" Dann zeigte man ihm das Feuer. Der Fremde ging dann nach Hause und holte sich, womit er das Feuer kaufen konnte. Begegnete er nun einem, und der fragte ihn: „Wo gehst du hin mit deiner Ziege?" Dann sprach er: „Ich gehe zum Zauberer Wowo und hole mir bei ihm den Wowo."

So kamen viele Menschen und kauften sich das Feuer und verbreiteten es in alle Länder. Und sie lernten es, das Feuer aus einem Stück Holze zu quirlen. Und das Weichholz nannten sie kipongoro und das Quirlholz nannten sie ovito. Diese zwei Hölzer pflegten sie auf dem Hüttenboden bereit zu halten und sprachen: „Wenn etwa jene (lange) Nacht kommt, die die Menschen einschließt, daß niemand beim Nachbar Feuer holen kann."

107. Die schädliche Wurzel.

Ein Mann heiratete zwei Frauen und liebte die eine mehr als die andre. Nun wurde die geliebte Frau krank. Es quälte sie der Magen. Die Mitfrau ersah sich die Gelegenheit und dachte: jetzt kann ich sie beseitigen. Sie ging zur Kranken und sprach zu ihr: „Mitfrau, wird es besser mit dir?" Sie antwortete: „Nein, meine Mitfrau." Da sprach die andre: „Laß gut sein. Jetzt suche ich dir eine Arznei, von der ich weiß, die bringt deinem Leibe Ruhe."

Die Mitfrau sprach: „Gib dir keine Mühe. Für mich ist keine Hilfe mehr da." Die Arznei aber, an die das Weib dachte, war eine Wurzel am Quell, von der sie gekostet hatte. Da war sie ihr bitter gewesen und hatte ihr recht giftig geschienen. Diese Knollen grub sie nun aus und trug sie der Mitfrau zu. Die Kranke ließ sie kochen und fand, daß sie recht gut schmecke. Sie ließ nun eine andre kochen und bemerkte, daß ihr Magen wirklich zur Ruhe kam. Die andre kam wieder zu ihr und fragte: „Nun, geht es besser, liebe Mitfrau?" Die antwortete: „Ich wäre nicht mehr hier, meine





Ein Häuptling mit seinen Vornehmen.

Liebe, wenn du mir nicht die Arznei gegeben hättest. Sage mir doch, wo du sie fandest!" Die sprach: „Geh zur Quelle, dort findest du genug." Die Gesundete holte sich nun Knollen, soviel sie wollte, und gewöhnte sich an diese Speise.

Die andre grub auch wieder und kochte die Knollen für den Eheherrn. Der aß davon und fand sie süß. Doch sie selber aß noch nichts von den Knollen, sondern dachte, der Eheherr solle sterben. Aber er kam wieder zu ihr und sprach: „Koche mir wieder wie damals!" Sie tat es, aß selber aber noch nicht mit. Als sie aber sah, daß der Eheherr und die Mitfrau am Leben blieben, wagte sie es auch. So wurde es kund, was für eine gute Speise das sei. Nun holten sich die Menschen auch Stecklinge und pflanzten sie auf ihre Felder.

108. Das Saatgut unterm Augenlide.

Einst ging ein Mann in ein weites, fernes Land. Dort sah er, wie die Leute das mbeke anbauten und aus seinem Samen Bier kochten. Viele Jahre blieb er dort, bis er groß geworden war. Nun wollte er wieder nach Hause gehen. Seinen Landsleuten aber wollte er den Samen jener köstlichen Pflanze mitbringen. Aber die Leute des Landes verboten ihm das und sagten: „Wenn du solchen Samen aus dem Lande trägst, töten wir dich." Er aber nahm etwas Samen und versteckte ihn in seinem Munde. Wie er nun fortgehen wollte, faßten ihn die Leute und untersuchten ihn am ganzen Körper. Sie zwangen ihn auch, seinen Mund mit Wasser zu spülen und da kam seine List an den Tag. Sie nahmen ihm allen Samen weg. Nun wollte er auch nicht mehr nach Hause gehen, sondern kehrte zurück und blieb wieder lange Zeit in jenem Lande, um doch noch das Mbekekorn stehlen zu können. Eines Tages machte er sich daran, es zu entführen. Diesmal aber nahm er das Korn und legte es unter die Augenlider und ging fort von ihnen.

Sie untersuchten ihn wieder, aber diesmal konnten sie nichts entdecken, und so ließen sie ihn mit Frieden ziehen. Wie er auf den Weg kam, nahm er die Körnlein heraus und band sie in einen Zipfel seines Zeuges. Daheim nun säete er das Bierkorn auf seinem Hofe aus. Es trug gut Frucht und er gewann vielen Samen. Davon kochte er ein wenig Bier und gab es



dem Häuptling. Der sah und schmeckte, wie süß es war und vernahm, daß man davon trunken werde. Er wollte den Samen kaufen und fragte den Mann: „Was willst du dafür?“ Der sagte: „Vieh!“ Und er gab ihm viele Kühe, die führte er nach Hause und der Häuptling trug den Samen heim. Etwas Samen aber behielt der Mann für sich und besäete allmählich große Felder damit. Als die Leute sahen, welch guter Trunk sich daraus machen ließ, kamen sie alle und kauften sich Samen bei ihm. Sie gaben ihm Vieh und andere Dinge dafür, und er wurde ein großer Mann. Die Leute aber gewöhnten sich daran, Bier zu kochen aus dem Mbekekorn. Bis auf den heutigen Tag tun sie es und sagen: „Das ist eine herrliche Sache.“

109. Der Sorgenbrecher.

Vom Nachbar borgte sich ein Mann die Axt zum Brennholzsammeln. Er stieg mit ihr auf einen Baum, der am Rande eines Teiches stand, und schlug sich einen dürren Ast herunter. Mit einem Male fuhr die Barte vom Schafte und fiel in den Teich. Er ging zum Besitzer der Axt und sprach zu ihm: „Deine Axt ist mir in den Teich gefallen.“ Der Nachbar sagte: „Was geht das mich an. Bring sie nur wieder!“ Da kaufte er sich eine andre und brachte sie ihm, aber er nahm sie nicht. Er trieb fünf Rinder auf den Hof und sprach: „Hier ist die Buße für die verlorne Axt. Laß uns den Prozeß beendigen.“ Auch das lehnte er ab. Schließlich bot er ihm seine Kinder an — der Nachbar lehnte alles ab. „Was forderst du denn nur?“ „Nichts weiter als meine Axt, aber es muß dieselbe sein, die ich dir gab.“

Da wußte sich der Mann keinen andern Ausweg in seiner Not, als daß er an den Teich ging, der die Axt verschluckt hatte, und hineinsprang. Dort kam er zu den Geistern, die in dem Teiche wohnten. Die fragten: „Was hat dich heruntergetrieben zu uns?“ Er sprach: „Es ist das Unglück mit jener Axt, die zu euch hereingefallen ist. Ihretwegen ließ mir der Nachbar keine Ruhe, bis ich in den Teich sprang. Ich bitte euch, gebt sie mir wieder!“ Da brachten sie ihm eine Axt, die war ganz neu geschmiedet und leuchtete wie Wasser. Sie fragten ihn: „War es die?“ Er sprach: „Nein, die meine hatte Scharten.“ Sie lachten und gaben ihm jetzt die richtige. Beim Abschied



sprachen sie: „Warte, du bist ein armer Mann. Wir wollen dir etwas geben, was die Kümmernis vertreibt.“

Und sie gaben ihm den Tabak, den die Menschen damals noch nicht kannten, und sprachen: „Nimm, das ist Tabak! Wenn du den in ein Bananenblatt einrollst, ihn auf der einen Seite anzündest und mit der andern den Rauch eintrinkst, dann wird die Trübsal dich verlassen, die auf dich gefallen ist.“

Dazu gaben sie ihm auch den Tabaksamen und sprachen: „Den säst du aus und schlemmst ihn ein wie Eleusinesaat. Wenn er dann Blätter getrieben hat und sie beginnen zu welken, dann nimm sie ab, bündle sie zusammen und hänge sie auf. Sind sie reif und trocken geworden, so reibe sie, tue dann Butter daran und Alaun. Das trinke mit der Nase ein, so wird dich jeder Zorn verlassen, der dir aufstieg.“

Damit entließen sie ihn, und er kam wieder nach Hause und trug dem Nachbar die Axt zu. Dann blieb er auf dem Hofe sitzen, rollte Tabak in ein Bananenblatt und zündete ihn an und trank den Rauch. Der Nachbar fragte, was das wäre. „Das ist Tabak. Wenn du den trinkst, wird dich jeder Trübsinn verlassen.“

Da bat ihn der andre: „Laß mich auch einmal trinken!“ Er sprach: „Nein, das geht nicht. Du könntest mir ihn verlöschen!“ Aber der andre bat immer dringlicher, und schließlich ließ er ihm den Tabak. Kaum hatte er ein wenig daran getrunken, da erlosch der Brand, und der andre sprach: „Gib mir meinen Tabak wieder! Er ist aufgetrunken von dir; nun bringe andern!“ „Wo soll ich ihn holen? Gibt es doch im ganzen Lande keinen!“ „Wo ich deine Axt bekam, gab man mir auch den Tabak. Geh in den Teich.“

Da sprang der Nachbar in den Teich und kam niemals wieder zum Vorschein. Der andre aber säte seinen Samen aus, und der Same vermehrte sich im Lande. Noch heute sagen die Leute: der Tabak ist aus dem Teiche gekommen.

Und der Name dessen, der den Tabak heraufbrachte, ist Otonu.



Sippen- und Kampfsagen.

110. Das Amazonenheer.

Früher beraubte ein Volk unsre Berge. Das waren die Wakišamba. Sie kamen in solchen Scharen, daß unsre Väter keinen Widerstand wagten. Einmal aber schlug einer zu, als sie Mann gegen Mann standen und der Fremde das Rind davontreiben wollte. Doch als er ihm die Waffe abnahm, sah er, daß er ein Weib erschlagen hatte.

Er erzählte es den andern und sprach: „Was die Wakišamba so zahlreich macht, sind nur ihre Weiber, die sie unter den Kriegern gehen lassen!"

Da schämten sie sich und kämpften. Von da an sind sie nicht wiedergekommen.

111. Der große Kihuo und der kleine Kihuo.

Unterhalb der Landschaft Moschi liegen in der Steppe zwei kahle Hügel dicht nebeneinander. Doch ist der eine größer als der andre. Es ist der große und der kleine Kihuo. Die sind so entstanden:

Als die Wakišamba wieder an den Berg kamen, mußten auch die Moschileute mit ihnen kämpfen. So zahlreich kamen die Feinde, daß sie selber nicht wußten, wie viele ihrer seien. Darum sprachen sie: „Laßt uns jeder einen Stein aufheben und auf einen Haufen legen, damit wir sehen, wie groß wir sind." Sie taten es und dieser Haufen ist der große Kihuo. Beim Aufstiege ins Moschiland kamen sie in harten Streit mit den Einwohnern. Es wurden sehr viele erschlagen und schließlich mußten sie zurückweichen. Auf dem Rückmarsche kamen sie wieder an ihrem Zählhaufen vorüber. Und sie sprachen: „Laßt uns daneben einen neuen Haufen türmen, damit wir wissen, wie viele wir sind, die heimkommen." Wieder brachte jeder einen Stein herzu und daraus entstand der kleine Kihuo.

Daran sahen die Wakišamba, wie viele von den Ihren erschlagen waren.



112. Wie der Kürbis, so die Kalabasse.

Tatuo war Häuptling von Kiwoso. Sein erstgeborner Sohn hieß Ngaluma, und vor ihm fürchtete sich der Vater. Er traute ihm zu, daß er noch bei seinen Lebzeiten sich der Herrschaft bemächtigen werde. Darum beschnitt er ihn nicht, obwohl er schon in die Mannesjahre kam. Vergeblich war Ngalumas Bitten um die Männerweihe. Da verließ er heimlich den Vater und lief von Land zu Land, bis er endlich einen Häuptling fand, der ihm zu Willen war. Nun ging er nach Kiwoso zurück und trieb seinen alten Vater aus dem Lande. Die Männer gaben Tatuo einen Stecken in die Hand und hießen ihn gehen, wohin er wolle. Sie spotteten sein und sprachen: „Du wirst nun Mamsenge heißen, der Steckenmann!"

Tatuo suchte Zuflucht bei Rindi, dem Herrscher von Moschi. Rindi aber ließ Ngaluma sagen: „Es geht nicht an, daß dein Vater in der Fremde stirbt; hole ihn wieder heim!" Ngaluma gehorchte, und Tatuo ist in der Heimat gestorben.

Ngaluma aber hatte einen Bruder namens Lokila. Der flüchtete vor dem Argwohn seines Bruders nach Moschi zu Rindi. Einige Jahre später kehrte er nach Kiwoso zurück, um seinem Bruder die Herrschaft zu entreißen. Die Krieger gingen zu ihm über, und Ngaluma floh zur Steppe und verbarg sich dort. Er war hilflos krank. Damals sangen die Kiwosoleute das Lied:

„Luwaru singa heho
ljelja njama,
ori — njama hoje!
Adler, schärfe den Zahn,
daß Fleisch er schmause!
Wag dich ans Fleisch — Hoje!"

Dem Lokila wurde der Zufluchtsort seines Bruders verraten. Er suchte ihn auf und erstach ihn. Sterbend rief Ngaluma: „Konntest du meinen Tod nicht erwarten? Ich komme wieder und schlage dich mit dem, was mich schlug." Mit diesem Todesfluche starb er.

Nun veranstaltete Lokila einmal einen mfuho für sein Land, ein Ochsenschlachtfest. Auf dem Tanzrasen waren die Männer versammelt und warteten auf die Fleischverteilung. Lokila er-



schien mit einer Schüssel voll Fleisch, trat in den weiten Kreis und teilte Mann um Mann den Anteil zu. Auf einmal erschraken die Männer. Vor dem Häuptling ging jemand her, den er nicht bemerkte. Sie sahen schärfer zu — da war es der tote Ngaluma. Einer gebot dem andern zu schweigen. Als der Häuptling mit dem Umgang fertig war, war auch die Erscheinung verschwunden. In seiner Hütte aber fiel Lokila tot nieder. Die Männer hoben ihn auf und sahen an ihm das Zeichen der gleichen Krankheit, die Ngaluma getötet hatte.

Lokila hatte seine übrigen Brüder töten lassen. Sie hießen Kiseleli und Mrawa. Die Herrschaft über Kiwoso gewann darum Sina. Das war ein Sohn des Kisaro Masele. Sina war einst von Ngaluma vertrieben worden und floh nach Madschame zum Häuptling Ndeseruo. Und Ndeseruo gab ihm seinen Namen Sina: der Zerbrecher. Als Lokila gestorben war, kehrte Sina nach Kiwoso zurück. Er sprach zu den Männern: „Nennt mich nicht Häuptling!" Sie aber antworteten: „Gerade du mußt unser Häuptling werden." Und Sina machte seine Herrschaft groß durch List und Hinterhalt. Damals war Madschame die volkreichste Landschaft am Kilimandjaro. Obwohl sich nun Sina mit den Aruschakriegern verband, konnte er Madschame doch nicht besiegen.

Da verdarb er Madschame durch eine List. Er stellte sich tot und ließ allenthalben aussprengen: „Sina ist gestorben." Nach Madschame aber schickte er seinen Vertrauten Matolo. Der sprach zu den Großen von Madschame: „Laßt uns den Blutbund schließen. Sina ist gestorben. Helft meinem Sohne Kasimo die Häuptlingsherrschaft in Kisowo gewinnen." Die Großen Madschames schlossen den Bund. Aber er war getrogen, denn Matolo und seine Leute hielten Eisen im Gewande verborgen. Nun rüsteten sich alle Krieger Madschames zum Einfall in Kiwoso und freuten sich auf reiche Beute. Zu beiden Seiten eines Hohlweges aber legte Sina seine Krieger in den Hinterhalt und sprach zu ihnen: „Nun schlagt euch mit euren Feinden!" Und als die Madschamekrieger im Hohlwege waren, wurden sie niedergeschossen. Nur ganz wenige entkamen. Am gleichen Tage noch brach Sina in Madschame ein und raubte nach hartem Kampfe mit den Alten das Land aus. Es blieb ihm tributpflichtig bis zur deutschen Herrschaft. Alle Mädchen mußten ihm von dort fronen, alle Rinder holte er in sein



Land. Aber auch die Seinen fürchteten sich vor ihm. Und heimlich gaben sie ihm den Namen Mila: der Verschlinger. Wollte einer nicht verraten, wo er seine Rinder stehen habe, dann ließ er ihn mit den Beinen an einem Aste aufhängen und dicht am Kopfe ein Feuer anzünden, das ihm das Gesicht versengte. Unzählige hat er auf die Anzeige seiner Spione hin ermorden lassen. Auf wunderbare Weise entging ihm einst ein Knabe. Der war zu seinem Onkel auf Besuch gekommen. In der Nacht wurde das Gehöft umstellt und alle Bewohner erschlagen. Eine helle Gestalt aber erschien dem Knaben und führte ihn vom Lager und Hofe weg bis auf den Weg. Die andern acht verfielen dem Speere Sinas.

Wenn Sina wieder einen töten lassen wollte, dann sang er tags zuvor dieses Lied:

„Wanda ī, na lja Ngima na lja Mkaro
iladedema idihine!
Dieses Erdreich, sei es Ngima, sei es Mkaro,
zittert es nicht, so dröhne es!"

Wer dieses Lied aus dem Häuptlingshofe hörte, der erzählte es voll Furcht den andern, und jeder fragte: „Trifft es diesmal mich oder wen?"

Ein anderes Mordlied war dieses:

„So lokia so lokā-ho,
lulje wandu tša msora!
So lokia so lokā-ho,
lulje wandu tša msora, wandu wakoho.
Wir bleiben übrig, wir behaupten den Platz,
Leute wollen wir fressen wie Termiten!
Wir bleiben übrig, wir behaupten den Platz,
Leute wollen wir fressen wie Termiten,
Jugendfrische Menschen!"

Und seine Vertrauten riefen: „Hei Häuptling, hei Männerwidder."

Da kam der Weiße an das Gebirge, und Rindi von Moschi schloß mit ihm Freundschaft. Aber Sina bot ihm die Stirn. Seine Krieger gingen zu den Schmieden am Umbofluffe und prahlten: „Schmiedet uns Schwerter, den Europäer abzuhauen!" Und einer sprach: „Das schöne Zeug des Weißen nehme ich

auf meinen Leib, und meine Frau lasse ich kein schlechtes tragen."
Aber nach dem Kampfe sangen sie dieses Lied:

„Mawaša aletša na kunu
katša kawaša šindo šose:
alelasa na wana na mbe tsose
katša arie kyasi kja modo.
Der Hinwegwischer kam nach hier,
Kam und wischte hinweg alle Dinge,
Dieweil er brachte die feuerfarbene Hülse" (Messingpatrone).

Und als Sina starb, befahl er seinem Sohne: „Begrabe mich nicht eher, als bis der Deutsche meinen Leichnam gesehen hat."

Der Deutsche kam auch und überzeugte sich, daß der Häuptling tot sei.

113. Behalte die Rinder, gib mir Ackererde!

Kale siedelte zuerst in der Steppe. Die Masai vertrieben ihn, und er zog herauf ins Gebirge. Hier zeugte er den Tu und den Iringo. Tu ward Häuptling an seines Vaters Statt, und Iringo genoß die Ehre des Häuptlingsbruders.

Alle Mühe verwendete Tu auf seine Rinder. Täglich ging er für sie zur Steppe und holte Gras herauf. Aber Iringo blieb zu Hause, besprach sich mit den Männern und schlichtete ihre Händel. Auch lehrte er sie den Kriegsreigen und das Reifenstechen. Auch Tu sah das und freute sich sehr daran. Er sprach zu seinem Bruder: „Überlasse mir diese Arbeit, und ich gebe dir dafür meine Rinder." Iringo aber wies das zurück und sprach: „Behalte deine Rinder und gib mir Ackererde!" Da hob Tu Erde auf und gab sie ihm in die Hände. Und Iringo hob das Ruferhorn auf und gab es ihm zusammen mit dem Holzrohre, damit er sie blase und die Männer zusammenrufe.

Als er die Hörner blies, kamen die Männer zusammen und sammelten sich um Iringo. Den verherrlichten sie und kümmerten sich nicht mehr um Tu, dieweil er nur ein Hauser und ein Viehbetreuer war. So sah sich Tu um die Herrschaft betrogen und ging klagend heim.

Iringo ward Häuptling und zeugte Makilo, und Makilo zeugte Tarimo. Und als die Sippe Tarimos wird das Häuptlingsgeschlecht in Moschi noch heute gegrüßt.



114. Makilo.

In Moschi wanderte ein Geschlecht ein, das bis dahin an den Moschibergen, am Abstiege von Aruscha her, gewohnt hatte. Ihr damaliges Haupt hieß Sundza und sein Sohn Makilo. Die saßen auf dem Bezirksrücken Tsuduń. Im Nachbarbezirke aber wohnte das Geschlecht des Matawana, der den Sundzaleuten feindlich gesinnt war.

Eines Tages nahm Sundza ein Rind und eine Ziege und ging mit seinem Sohne nach den Moschibergen und wollte dort seinen Ahnen opfern. Als sie durch die Haine von Mahoma kamen, erschlug Matawana einen ihrer Leute, weil sie durch sein Land gegangen wären. Beim Opfern baten sie um Rache für den Erschlagenen und Makilo sprach: „Ich gehe nicht wieder heim, sondern will Gott suchen. Der muß mir einen Zauber geben, die Mörder zu töten.“ Sundza ging nach Hause, und Makilo machte sich auf den Weg nach Sonnenaufgang, Gott zu suchen. In Kahe sagte man ihm: „Wir wissen nicht, wo Gott ist.“ In Taveta gab man ihm die gleiche Antwort. Da kam er zu den Wakisamba. Die sagten ihm auch: „Wir wissen nicht, wo Gott ist. Aber bleibe bei uns. Du gefällst uns!“ So blieb er denn bei den Wakisamba.

Als er ihnen nun erzählte, daß er bei Gott einen Zauber gesucht habe, den mächtigen Matawana zu vernichten, sagten sie ihm: „Zaubermittel, einen Menschen zu töten, kennen wir nicht. Aber das beste Mittel dazu ist der Speer.“ Er rief aus: „Hei, heute habe ich Männer gefunden!“ Und sie versprachen, ihm zu helfen. Als sie endlich mit ihm nach dem Kilimandjaro aufbrachen, waren sie ein unermeßlich Heer. Von den Schihuobergen reichten sie bis nach Kahe. Das maß eine Tagereise. Die Häuptlinge am Berge erschraken, und einer nach dem andern beschloß, um Frieden zu bitten. Wenn ein solcher Häuptling kam und ihnen Honig als Friedensgeschenk zutrug, so aßen sie den Honig auf und sprachen zu ihm: „Nun entblöße dein Schwert und umtanze uns! Wenn du es fertig bringst, ist der ganze Heereszug dein und wir schlagen nur dort, wo du es befiehlst.“ Der Häuptling hob dann sein Schwert, ließ es blitzen und sprang im Tanzschritt um die Krieger. Aber in der Mitte der Aufstellung erlahmte sein Arm, das Schwert sank nieder, und er mußte beschämt nach Hause gehen.



Unterdessen hatte Makilo die Seinen besucht. Auch er brachte den Wakisamba ein Honiggeschenk, als er zu ihnen zurückkehrte. Sie sprachen auch zu ihm: „Entblöße dein Schwert und umtanze uns. Gelingt dir's, so ist der Kriegszug dein."

Er hob sein Schwert und sprang: fa — fa — fa — fa. Und es gelang ihm. Sein Schwert senkte sich nicht eher, als bis die letzte Reihe umsprungen war. Die Männer sprachen: „Der Krieg ist dein! Nun zeige uns die Grenzen deines Landes, damit wir es verschonen." Er stieg mit den Anführern auf den einen Berg Kihuo und zeigte ihnen die Grenzen von Moschi. Alles Land zwischen ihnen verschonten die Wakisamba. Das übrige raubten sie aus. Doch wurde abgemacht, daß alles Vieh im Stalle gehalten werden müsse. Auf Kitimbiri-hu und in der Msarangaschlucht aber trafen sie Rinder auf der Weide. Die nahmen sie mit und gaben sie nicht zurück.

Als sie aber abgezogen waren, nahm Makilo sein Reich ein und vertrieb die Matawanaleute unter ihrem Haupte Poloso.

115. Drei Häuptlinge von einem Haupte und ihr dreifaches Ende.

Der Häuptling Sundza von Moschi hinterließ drei Söhne, die hießen Siria, Salia und Tetia. Sein erstgeborner Sohn Siria bekriegte die Landschaft Mahoma und unterwarf sie sich. In diesem Kampfe hieb er auch die Bananenhaine der Leute um. Da schlugen ihn die Pocken. Sein Leben brach ab. Er starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Herrschaft fiel an Salia, den anderen Sohn Sundzas. Während er das Land hielt, kam der erste Suahelimann mit seinem Sohne von der Küste herauf und zeigte dem Häuptling, wie man ein Tuch trägt. Bis dahin trugen Mann und Weib geschabte Felle. Der Fremdling lehrte den Häuptling auch ein Gewehr losbrennen und schenkte ihm das Pulver dazu. Dafür schenkte ihm der Häuptling ein junges Mädchen. Als er wieder ging, sprach der Fremdling noch: „Laß das Pulver nicht naß werden, damit es seine Kraft behält." Nun kam in jenem Jahre eine sehr heftige Regenzeit. Der Häuptling ließ darum das Pulver in sein Haus schaffen und am Feuer trocknen. Da flammte ein großes Feuer auf und der Häuptling verbrannte mit allen, die im Hause waren.

Salia hinterließ einen Sohn Mtengie. Aber die Krieger

machten Sundzas letzten Sohn Tetia zum Häuptling. Nun hatte Salia aber eine Schwester. Die hieß Mamhanga und war verheiratet nach Kiruwa an Marenga Kesi. Eines Tages besuchte sie Mtengie in Kiruwa. Der war ihres Bruders Sohn, denn Tetia war nicht von derselben Mutter wie sie geboren, wohl aber Salia. Und Mtengie nannte sie Schwester. Zu ihm sprach sie: „Warum willst du deines Vaters Speer in eines andern Händen lassen?“ Er sprach: „Wie kann ich's ändern!“ Sie sprach: „Ich werde dir helfen. Mit einem Becher und einem Rinde überliefere ich dir die Herrschaft.“ Mtengie ging wieder nach Hause.

Sie aber beredete den Leibdiener des Häuptlings, der hieß Kirumu Tenga, und bestach ihn mit sechs Rindern und einem Mastrinde, daß er ihr den Bierbecher des Häuptlings für eine Nacht nach Kiruwa brächte. Und er brachte ihn zu ihr und trug ihn in derselben Nacht wieder zurück an seinen Ort. Am Morgen aber reichte er dem Häuptling Tetia den Frühtrunk in jenem Becher, wie er's gewöhnt war. Nach drei Tagen war er tot. Da fielen die Leute von Kiruwa ins Land und wollten Mtengie zum Häuptling machen. Ihr Anschlag war aber verraten worden, und in der Msangatsischlucht wurden sie aufgehalten und in die Flucht geschlagen. Die Moschikrieger nahmen Tetias Frau Matsaki mit ihrem Söhnlein unter ihren Schutz. Dieser Knabe wurde der Häuptling Rindi. So nannte er sich selbst: „die Wolke“, denn er sprach: „Ich bin die Wolke, die Länder überschattet.“ Jener Leibdiener Kirumu aber wurde von den Männern erschlagen. Da merkte Mtengie, daß alles verraten war, und entfloh nach Kiruwa zu seiner „Schwester“ Mamhanga.

Als nun Rindi das Land selber zu richten begann, kam auch Mamhanga vor ihn und bat ihn, daß er Mtengie einen Wohnort in Moschi gebe. Sie sprach: „Es darf nicht geschehen, daß ein Häuptling außer Landes stirbt!“ Die Männer fielen ihr zu und sprachen: „Das ist wahr! Und wenn ein Häuptling in fremder Herrschaft stirbt, dann trägt man ihn noch in derselben Nacht von dannen, daß er in der Heimat begraben werden kann.“*) Rindi gab dem Mtengie in der Landschaft Mdavi ein Gehöft und ließ ihn da wohnen.

*) Ein im Kampfe Gefallener darf nicht beerdigt werden, sondern bleibt auf der Walstatt den Hyänen überlassen.



Später bekam Rindi eine Augengeschwulst. Da sprachen die Männer des Häuptlings: „Mtengie hat sie dir angezaubert." Wieder mußte Mtengie fliehen und entwich nach Kiwoso. Dort ist er auch gestorben. Aber um seine Beisetzung brauchte man sich dennoch nicht zu sorgen, denn er fiel im Widerstreit der Speere.

116. Der letzte Häuptling von Tela.

Der letzte Häuptling von Tela hieß Ndelamyo. Er hatte zwei Söhne: Moruru Sambare und Kivia. Moruru Sambare aber sollte Häuptling werden an seines Vaters Statt.

Als nun Kivia im Burschenhause schlief mit seinem Vertrauten, sang er leise:

„Wer mir doch Gift kaufte in Taita!
Wer mir doch Gift holte aus Kamba!"

Und es fand sich ein Freund, der holte es für ihn. Mit dem Gifte bestrich er eine Pfeilspitze. Die steckte er in die Erde vor der Schwelle seines Bruders. Maruru Sambare ritzte sich daran die Sohle und fiel in seiner Hütte tot nieder.

Die Untat aber ward ruchbar vor dem Vater und vor den Männern. Da sang Häuptling Ndelamyo dieses Lied:

„Ni ki lanje wa Tela?
Ni ki ašiha ihura oriro
ketšiwaha na rika ljake
mofē kimu na o?
Kivira manoko ni ki
ošiha oriro lukamala kišari?
Na oruka luleke,
luwade — se mangifo."

„Warum ihr Männer von Tela?
Warum nur suchte er Gift zu gewinnen?
Und tötete damit seinen Genossen,
Gleichgeboren mit ihm?
Kivia, mein Sohn, warum nur suchtest du Gift?
Ans Ende hat es die Sippe gebracht!
Das Land — wir müssen es lassen,
Keinen Häuptling leidet's mehr!"



Noch bei seinen Lebzeiten übergab Ndelampo seine Landschaft dem Häuptling von Moschi namens Saleko. Der schenkte ihm Rinder dafür. Als das letzte Rind verzehrt war, starb Ndelampo. Von da an ist Tela immer bei Moschi gewesen.

Und die Leute sagen: „Es ist der Sterbesegen Ndelampos, daß dem Häuptlingsgeschlechte von Moschi nie Kinder mangeln."

117. Ljesandja.

Der Ahnherr der Masawosippe ist vom Himmel heruntergekommen. An einem Spinnenfaden ließ er sich herunter bis in das Geäst eines Msedibaumes im Urwalde. Von dem herab erreichte er den Erdboden. Sein Name wurde von den Menschen Lja-mkia genannt, der Geschwänzte.

Er hatte einen Sohn, der hieß Ljesandža: Vereiniger. Der Wachstrieb dieses Kindes war so stark, daß es von allen Frauen des Bezirkes genährt werden mußte. Davon wurde er sehr stark. Wenn ein Rind in den Saugraben stürzte, dann stieg er allein hinunter, hob es wie ein Lamm auf seine Schultern und kletterte mit ihm aus dem Graben.

Zehn Frauen waren nötig, um ihm das Essen zu kochen, das er brauchte. Dafür holte er für sie das Brennholz aus dem Urwalde. Wenn er am Morgen zum Urwalde emporgestiegen war, kam er schon am Mittag wieder mit einer Last, die hoch wie ein Berg war. Dröhnend warf er sie zu Boden, daß es der ganze Bezirk hören konnte. Die Frauen brachten dann ihre Töpfe voll Essen zu ihm, und während er einen nach dem andern leerte, banden sie ihre Bündel und teilten sich die Last. Als aber eine Hungersnot kam, fanden sich zu wenige, die ihm kochten, und er mußte vor andern verhungern.

Das Geschlecht der Wamasawo aber ehrt noch heute die Spinne und tötet sie nicht. „Sie ist unser Urahn", sprechen sie.

118. Empfangt des Häuptlings Gefäße!

Im Mambalande wohnte zuerst nur die Kimeïsippe. Später kam die Sippe der Wamosi ins Land herauf und suchte sich Wohnsitze. Die strebte sehr nach der Herrschaft im Lande.

Sie sprachen zu den Wakimeï: „Kommt und helft uns. Wir wollen einen Baum fällen und daraus Gefäße für den Häuptling schnitzen. Wir wollen ihn umhauen, weil das die



härtere Arbeit ist, und ihr sollt ihn auffangen, damit er nicht zerspelle." Die Wakimeï glaubten ihnen und wußten nicht, daß der Baum sie töten würde. Sie folgten den Wamoši in den Wald. Die fällten einen großen Baum und als er sich neigen wollte, riefen sie den Kimeïleuten zu: „Empfanget des Häuptlings Gefäße!" Die Wakimeï drängten sich auf einen Fleck zusammen und streckten sich dem Baume entgegen. Der stürzte nieder und erschlug sie. So bekam die Mošisippe das Land der Wakimeï in Besitz und beherrscht es noch heute.

119. Ndelambio-ki, die Schöpferin eines Sippenschicksals.

Aus dem Lande der Wakamba zog ein Mann nach hier mit seiner Frau und zwei Söhnen. Er hieß Mlamba-ki und seine Frau Ndelambio-ki. Seine Söhne waren Limo und Riwa. Und Limo war der Erstgeborene. Er ließ sich nieder, wo es heißt Menge ja Wawū: Der Rasen der Wawu, und lebte mit seinen Söhnen vom Ertrage des Köchers. Nur einige Schafe besaß er. Im Lande unter ihm aber wohnte die Sippe der Wakomakele. Die besaßen viele Rinder und hüteten sie in seiner Nähe. Die Ndelambio-ki hätte nun gern auch Rindermilch getrunken und sann auf eine List. Und eines Tages wußte sie's. Sie schickte ihre Söhne auf die Jagd und die Mädchen ins Brennholz. Als sie allein war, tötete sie das einzige Schaf, das sie hatten. Mit einem Messer ritzte sie sich dann, daß Blut den ganzen Leib besudelte. Und dann schrie sie gellend um Hilfe und rief: „Die Wakomakele kamen und töteten mein Schaf und mich schnitten sie am ganzen Leibe. Ich muß sterben, hui, hui!"

Die Söhne kamen in großem Zorne gelaufen. Und die Schwestern empfingen sie mit den Worten: „Die Wakomakele sind gekommen und haben eure Mutter getötet!" Und die Mutter rief: „Seht, ich muß sterben! Sterbe ich aber, ohne von der Milch ihrer Rinder getrunken zu haben, dann lasse ich euch kein Kind am Leben!" Das war ein Sterbefluch, und die Wakoriwa scheuen den Sterbefluch einer Alten über alles. Ihre Söhne griffen nach Köcher und Bogen und überfielen die Hirten der Wakomakele. Die Rinder trieben sie fort und brachten sie ihrer Mutter. Ndelambio-ki melkte sie und wußte nun, wie süß Rindermilch schmeckt.

Von da an begann der Kampf zwischen den Wakomakele und den Wakoriwa. Die Wakomakele konnten aber ihre Rinder nicht wiedergewinnen, denn sie kämpften nur mit Grassicheln und hatten weder Speer noch Schwert. Die Wakoriwa aber schossen mit Pfeilen.

Warum aber gab dieser Sippe der Zweitgeborene den Namen und nicht Limo, der Erstgeborene? Das geschah so. Ndelambio-ki, ihre Mutter, wollte wissen, wem ihrer Söhne die Herrschaft zukomme, ob dem Limo oder dem Riwa. Sie schlachtete darum ein Schaf und richtete das Fleisch in zwei Schüsseln her zum Mahle für ihre Söhne, wenn sie von der Jagd wiederkehrten. In die eine Schüssel tat sie den Blättermagen und schnitt ihn zusammen mit dem Muskelfleische und dem Fettfleische. Die andre Schüssel füllte sie hoch auf mit dem Schafklein, mit dem Schlunde und dem Bauchfelle, das heißt dem Anteile der Weiber. Als die Söhne hungrig nach Hause kamen, führte die Mutter sie vor die vollen Schüsseln und sprach zu ihnen: „Da ist Fleisch für Frauen und Männer! Es wähle sich jeder selber, was ihm schmeckt." Limo griff hastig nach der größeren Schüssel und wählte sich die Frauenspeise. Dem Riwa aber blieb der Burschenteil. Sie aßen und wurden satt. Auf einmal rief Ndelambio-ki mit lauter Stimme: „Herr ist Riwa! Denn Riwa aß den Männerteil, aber Limo wählte sich das Geschling, den Anteil der Schwestern!"

So geschah es, daß Limo um seinen Vorrang kam. Riwa wurde der Ahn des Häuptlingsgeschlechtes, das heute noch in Marangu herrscht. Limo aber wanderte aus und ging nach Kilema zu den Wakomoša. Dort brachte er mit List das Land unter sich. Er ist der Ahn des Häuptlingsgeschlechtes von Kilema.

Aber sein Stammland mußte er fahren lassen um seiner Gier willen, und es wurde wieder einmal wahr, daß ein großer Bauch den Eigentümer frißt.

120. Der Kampf um Marangu.

Das Land Marangu wird durch den Mondžofluß in zwei Hälften geteilt. Sie heißen: „Mondžobespült diesseits" und „Mondžobespült jenseits." Zuerst wohnten die Wakomakele mit den Wakoriwa „Mondžobespült jenseits." Aber die Wakomakele



mußten vor den Pfeilen der Wakoriwa weichen und wanderten über den Mondžo nach Mondžobespült diesseits. Doch gab es darum keinen Frieden zwischen den Sippen. Die Wakomakele sahen aber den Wakoriwa die Kunst ab, mit Pfeil und Bogen zu kämpfen, und gewannen von da an wieder Vorteile. Damals setzten sie sich auch den ersten Häuptling, der hieß Mtui. Mit seinem Namen grüßt sich seitdem die Sippe. Und der Häuptling der Wakoriwa hieß Moranu. Nach ihm trägt jetzt das Land seinen Namen. Aber die Europäer heißen es Marangu.

Mtui nahm die Seinen in kriegerische Zucht, und die Kämpfe zwischen beiden Sippen wurden immer erbitterter. Am Mondžo häuften sich die Leichen. Da hielten die Wakoriwa einen Rat vor ihrem Häuptlinge Moranu und beredeten dies und das, wie sie sich zu Siegern machen wollten. Ein Weib des Häuptlings aber stand auf und sprach: „Ich weiß, was ich tun will! Ihr kennt das Testament, das unter uns, den Wakoriwa, überliefert wird: nimm jeden guten Rat an, auch wenn ihn ein altes Weib gibt. So folgt meinem Plane. Häuptling, ritze mich blutig! Dann fliehe ich zu dem Häuptling Mtui und sage, du habest mich blutig geschlagen. Nehmen sie mich auf, dann bleibe ich, bis ich euch rufen kann." Die Krieger riefen: „Ho du. Was du da sagst, ist wahrhaftig ein Rat!" Ihr Mann nahm ein Messer und ritzte sie blutig, und sie floh schreiend über den Mondžo, bis an das Wasser verfolgt von den Wakoriwa.

Hier griffen sie die Männer Mtuis und brachten sie vor den Häuptling. Der befragte am andern Tage seinen Rat, ob er sie unter seine Weiber aufnehmen oder ob er sie töten sollte. Die Alten sprachen: „Töte sie immerhin! Trug birgt sich hinter ihrer Flucht." Aber der Häuptling wollte sie heiraten, und die anderen stimmten ihm zu. Sie ward Mtuis Weib und sann darauf, wie sie sein Geschlecht auf einen Tag verderben könne. Und eines Tages fiel es ihr ein, wie sie die Häuser bei den Wakomakele betrachtete. Die waren noch niedrig und flach wie Madschamehütten und nicht hoch und bekrönt wie bei den Wakoriwa. Sie sprach zu Mtui, ihrem Eheherrn: „Wolltest du nicht auch so schöne Häuser haben wie Moranu, der Häuptling bei den Wakoriwa, sie baut?" Mtui antwortete: „Wohl gefiele mir das! Aber meine Männer



Häuptling Mareale von Marangu.

können solche Häuser nicht binden.“ Da sprach sie: „Das laß mich betreuen. Ich will's ihnen zeigen. Gleich morgen soll begonnen werden. Gib Befehl, daß alle Männer mit Äxten erscheinen und die Frauen mit ihren Sicheln, die Stangen zu schneiden zu dem Häuserbau des Häuptlings.“

Und der Häuptling tat es. Während der ganzen Nacht gingen die Ausrufer und riefen: „Jedermann mit Axt oder Sichel geht morgen früh zur Steppe in die Stangen des Häuptlings.“ Als nun der Häuptling mit allen Leuten zur Steppe gegangen war, rief das Weib den Häuptling Moranu und seine Männer eilig herbei und verbarg sie im Bierhause bei Mtui. Um den Mittag kam Mtui mit seinen Leuten aus der Steppe voll großer Freude wegen der neuen Häuser, die sie bauen wollten. Mtui setzte sich nun mit seinen Räten und Vorstehern auf dem Hofe nieder und labte sich am Biere. Einen nach dem andern aber rief das Weib in das Bierhaus, und hier wurden sie von den Leuten Moranus getötet, ohne daß die andern etwas merkten. (Wenn man einem mit dem Schwerte quer über den Leib fährt, gibt er keinen Laut mehr von sich.)

Als so alle Großen beseitigt waren, sprang Moranu aus dem Verstecke hervor und rannte auf den Rasen, wo Mtui saß und schleuderte den Speer nach ihm. Wehklagend entfloh Mtui und ließ eine breite Blutspur hinter sich. Er rief aus: „To, to, to! Schließe niemals einen Blutbund mit einem Weibe!“ Und seitdem schließt keiner der Wakomakele einen Blutbund mit einer Frau. Am Mondžo sank Mtui zur Erde, und sterbend sprach er: „To! Du hast mich getötet und mir das Land geraubt. Darum wage es keiner der Deinen, sich im Mondžo zu baden.“ Mit diesem Fluche starb er. Und von den Wakoriwa wagt keiner sich im Mondžo zu baden.

Nach diesem Schlage wanderte Moranu über den Mondžo und nahm das ganze Land in Besitz. Die Wakomakele wurden ihre Knechte. Aber vom Häuptlingshause wurde alles getötet, was männlich war. Die jungen Frauen Mtuis nahm sich Moranu zu eigen; die alten aber mußten die Höfe fegen.

Nur ein Knäblein Mtuis entging dem Morden, weil es eben bei seiner Großmutter war zum Entwöhnen. Das wuchs auf, ohne daß jemand um seine Abstammung von Mtui wußte. Er hieß Mširi und wurde ein sehr kluger und betriebsamer

Mann. Wenn er zur Jagd in den Urwald ging, brachte er dem Häuptling immer ein Bündel Teschogras mit.

Darum liebte ihn der Häuptling. Aber Msiri sann nur darauf, wie er seine Sippe wieder aus der Knechtschaft befreien könne. Da kam er auf seinen Gängen an einen Platz oberhalb von Marangu, der heißt jetzt nach ihm Msiri. Aber damals weideten auf ihm die Elefanten. Er besah ihn von allen Seiten und fand, daß er sich leicht verteidigen lasse. Auf der einen Seite fließt der Una, auf der andern der Kiruwui. Und alle Furten und Zugänge ließen sich mit schwacher Mannschaft verlegen. Er erkannte, daß die Abhänge wie Schilde um sie stehen würden. Als Msiri das erkundet hatte, erzählte er es seinen Gesippen und fragte sie, ob sie mit ihm dahin ziehen wollten.

Alle stimmten ihm zu, denn sie wurden von den Wakoriwa zu sehr ausgebeutet.

Nun ging Msiri zum Häuptling und bat um die Erlaubnis umzusiedeln. Die Wakomakele möchten gern nach jenem Platze ziehen, auf dem die Elefanten grasen. Der Häuptling erlaubte es und legte ihnen dabei die Verpflichtung auf, daß sie ihm jeden Tag von dem Teschograse dort oben zu bringen hätten. Voll Freude zogen sie alle aus, und Msiri wurde ihr Vorsteher. Aber jeden Tag mußten sie Teschogras zum Häuptling tragen und von jeder Ackerfrucht ihm Tribut zahlen. Und in ihren Häusern standen die Rinder und Ziegen der Wakoriwa, die mußten sie pflegen. So wurde ihre Bedrängnis nur größer. Der Sohn Msiris hieß Mori. Er war so hellfarbig wie ein Europäer und stark und rund wie ein Bierkornspeicher. Der verbot seinen Sippengenossen weiter für die Wakoriwa zu fronen. Und sie sagten jenen den Gehorsam auf und wählten sich ihren ersten Häuptling Mori. Unter seiner Führung schlugen sie alle Angriffe der Maranguleute auf ihren Bezirk ab. Ihre Helfer waren die Flüsse und steilen Abhänge und die Unverzagtheit Moris. Doch schmolz ihre Mannschvft immer mehr zusammen in den vielen Kämpfen. Waren sie doch von Anfang viel weniger an Zahl als die Maranguleute. Aber das Kämpfen wurde ihre Freude mehr als das Stilliegen.

In seiner Bedrängnis betete Mori zur Sonne und opferte ihr Honig und Milch mit der Bitte: „Sende mir einen Retter,



der die Meinen errettet und mich mit ihnen!" Dieses Gebet wiederholte er an vielen Tagen.

Einmal saß er auf seinem Hofe. Es war um den Mittag. Da fiel ihm etwas in den Schoß. Er hob es auf und beschaute es. Und es sprach zu ihm: „Die Sonne schickt mich zu dir. Von daher komme ich, daß ich dir helfe, deine Leute zu retten, die getötet werden." Und Mori nannte den Helfer Kikorui, d. h. Schnecke. Nun kämpften die Mschirileute mit frischem Mute, denn jeden Gefallenen erweckte die Schnecke zu neuem Leben.

Sie konnten jetzt die Wakoriwa auch verfolgen und ihnen die nächstgelegenen Höfe abnehmen. Aber um sie ganz zu unterwerfen, reichte Moris Schar nicht aus. Darum zwang er die Nachbarhäuptlinge zu sich: Marawe von Ko-Sini und Ljerima von Arisi. Die Häuptlinge Mbūru und Temba besiegte er auch. Aber sie wollten ihm nicht dienen und wanderten nach Schira aus. Ihre Länder blieben wüste bis auf den heutigen Tag.

Schließlich faßte Mori seine Kräfte zusammen und unterwarf mit seinem Sohne Mawatši die Maranguleute. Nun ruhte er aus von seinen Kämpfen und genoß seine Würde. Zwei befestigte Höfe besaß er. Der eine hieß Kinuka-Mori, der andre Kisokoe. Auf jedem blieb er vier Tage und genoß die Mastziegen, die mit Milch und Bohnenbrei genährt werden. Die andern vier Tage blieb er auf dem zweiten Hofe und aß die dort angelieferten Mastziegen.

Aber Mori mußte seine Herrlichkeit überleben. Die Maranguleute ertrugen Moris Herrschaft nur mit großem Unwillen. Sie versuchten Verrat hier und da; aber es gelang ihnen nichts. Endlich fanden sie einen Sklaven aus Tšimbi, der in Moris Diensten stand. Dem versprachen sie Rinder, soviel, daß er ein Reicher würde, wenn er die Ikorui des Mori töte. Er erfuhr endlich ihr Versteck in einem Baumloche und schlug sie mit einem Messer, daß sie starb. Kaum erfuhren dies die Wakoriwa, da schlugen sie auch schon los. Und weil sie wußten, daß Moris Trost dahin war, hielten sie kühnlich stand, sodaß Moris Mannen am Abend etwas weichen mußten. Aber Mori ließ die Erschlagenen alle sammeln nnd trug sie wie ehedem vor die Schnecke. To, to, to! Sie war erschlagen. Und als es ruchbar wurde, wer sie getötet habe, legte Mori

einen Fluch auf das Sklavenhalten, und seit dieser Zeit hielten die Wakomakele keine Sklaven mehr.

An Mori, den großen Totschläger, wagten sich die Marangu-leute noch nicht. Aber sie schlugen seine Freunde Marawe und Ljerima, ohne daß denen jetzt Moris Hilfe nützte. Die Leute Mangawes wanderten nach Mrere aus. Es sind kleine Leute, aber sie verstehen kunstvoll die Steine zu schichten. Auf dem Platze Marawe stehen noch heute ihre Hofmauern, die mehr umgreifen als anderwärts die Häuptlingshöfe.

Als Mori gestorben war in hohem Aller, wagten sich die Wakoriwa auch nach Mširi. In einem letzten Gefechte widerstand ihnen Mawatše, der Sohn Moris, dann mußten sie um Frieden bitten. Als aber die Wakoriwa den Mawatše töteten, wanderten die Vornehmen der Wakomakele sämtlich aus, und wer sich sonst nicht unter die Herrschaft der Wakoriwa fügen wollte. Sie zogen nach Madschame, andre nur nach Mamba.

Den Rest vernichteten die Maranguleute mit einer List. Sie sagten einen großen Tanz an und luden die Mschirileute dazu ein und sprachen: „Jeder, der sich aufrichtig mit uns vereinigen will, komme zu diesem Tanze mit einem Bastbande um die Stirn.“ Diese Bänder bindet man sich sonst nur um die Stirn zur Linderung heftiger Schmerzen. Und die Dummköpfe gingen wahrhaftig mit den Bändern um die Stirn zum Tanze. Der Maranguhäuptling aber hatte seinen Leuten befohlen: „Jeder, der ein solches Stirnband trägt, wird niedergemacht!“ Beim Höhepunkte des Reigens überfielen die Maranguleute die Stirnbandträger und töteten sie. Sterbend sprachen sie: „Nie lasse sich einer unseres Geschlechtes wieder verleiten, ein Stirnband zu tragen!“ Darum binden sich die Wakomakele auch bei den ärgsten Kopfschmerzen die Baststreifen nicht um die Stirn.

Die Daheimgebliebenen flohen von Mširi und zerstreuten sich in alle Nachbarländer. Die Maranguleute stiegen in das verlassene Land empor und erschlugen die Elenden und Schwangeren, die zurückgeblieben waren. So verging an Kambalist die Herrschaft der Wakomakele in Marangu.

121. Die Versöhnung der feindlichen Sippen.

Mlai, der Enkel Mori Mtuis, war nach Mamba geflohen und hatte sich dort auf Masia niedergelassen. Der Häuptling



von Mamba gab ihm dazu das Recht mit den Worten: „Geh und wohne glückhaft, mein Sohn. Die Erde soll dich dort lieben, Mtui, Haushalter deines Geschlechts!“

Aber Mlais Nachkommen gerieten auch auf Masia in Bedrängnis in der dritten Geschlechterfolge. Der eine, Mture, wurde des Verrats beschuldigt und in seinem Hause umstellt von den Männern des Häuptlings, für den er viele Kriegszüge geführt hatte. Er entging seiner Ermordung nur, weil er sich einen unterirdischen Gang aus seiner Hütte nach außen angelegt hatte. So konnte er aus dem umstellten Hause weichen und nach Kiwoso entfliehen. Das geschah unter dem Häuptling Mlavi. Sein Sohn Malamia bedrückte die Leute noch ärger. Er nahm denen von Masia all ihr Rindvieh weg. Unter den Beraubten waren auch von der Mtuisippe Msinge, Mwinike und Mkindi. Die gingen zu Malamia und forderten ihr Vieh zurück. Er weigerte es und höhnte: „Was wollt ihr überhaupt bei mir? Geht doch in eure Heimat nach Mširi.“

Vier Tage später kochten die Brüder von der Mtuisippe ein wenig Bier, schickten davon dem Häuptling seinen Tribut und tranken das übrige aus. Die Bezirksvorsteher kamen ungeladen auch zum Umtrunk und fanden die Kufen leer. Aus Wut darüber banden sie die Ziegen im Stalle los und führten sie mit sich. Mkindi, der Sohn Msinges, forderte sie im Angesichte des Häuptlings von den Räubern zurück. Da schlug ihm der eine Ngalaijo-ki eine Ohrfeige und sprach: „Von den Mširileuten lassen wir uns nicht belästigen.“ Mkindi floh und hielt sich am Rücken des Häuptlings fest. Auch hier schlug ihn der Vorsteher. Da rief Mkindi: „Häuptling, an deinem Rücken, diesem Bergeorte, läßt du mich schlagen!“ Und der Häuptling schwieg still dazu.

Stracks lief Mkindi nach Hause und erzählte alles den Gesippen und sprach: „Nur Kampf oder Auswanderung gibt's noch für uns!“ Und in derselben Nacht wanderten sie aus nach Marangu zu dem Häuptling Kilamia Meljari (Mareale).

Mareale nahm sie mit großer Freude auf. Was machte ihn aber so froh über ihr Kommen? Ihm war eine Prophezeiung zugekommen, die besagte:

„In deinem Lande wird so lange kein Segen sein und du wirst so lange sieglos kämpfen, als du nicht die Enkel Moris nach Mširi zurückgeführt hast. Um diese Zeit aber wird Mori



wieder lebendig werden. Deine Häuptlingschaft soll dann Bestand haben, denn Mori selbst wird sie stärken. Auch jene Schnecke wird dann wiederkommen, die die Toten auferweckt!"

Als nun die Flüchtlinge an Mareales Hof kamen, sprach er zu ihnen: „Über euch geht eine Weissagung von dem Wiederkommen Moris. Wo ist jener Knabe von der Ähnlichkeit Moris?" Da zeigten sie ihm einen Albino, den Sohn des Mwińike. Der Häuptling betrachtete ihn und freute sich sehr an ihm um der Prophezeiung willen. Denn Mori war von gleicher Farbe. Und Mareale nannte das Kind mangi ja Mširi = Häuptling von Mširi. Dann fragte Mareale weiter: „Und ist die Schnecke schon wiedergekommen, die die Toten neubelebt?" Sie sprachen: „Nein, Häuptling. Die Schnecke kommt nicht mehr wieder. Denn unter den Menschen ist des Rechtbruchs zu viel geworden!"

Ein halbes Jahr wohnten die Mtuileute unter den Leuten von Marangu. Dann baten sie den Häuptling: „Erlaube uns wieder auf Mširi zusammenzuziehen, wo unsere Väter wohnten." Barmherzig fragte sie der Häuptling, ob sie den Mut hätten, zwischen den Elefanten zu schlafen. Sie bejahten es. Aber Mareales Räte warnten ihn und sprachen: „Sie suchen nur wieder eine Gelegenheit, nach Mamba abzuwandern." Der Häuptling wünschte aber selbst gern die Wakomakele nach dem verödeten Mširi zurückzuführen. Darum sprach er: „Gut. Ich werde den Fluchtopf über euch schlagen lassen, der euch töten soll, wenn ihr wieder nach Mamba zurückkehrt!" Die Mtuileute waren damit einverstanden. Der Fluchtopf wurde gebracht und mit diesen Worten über sie geschwungen: „Ihr Wakomakele! Wenn ihr wieder nach Mamba zurückgeht, so sage ich euch: Dieser Topf vernichte euch; er rotte euch aus! Vergeht dann wie ein Topf im Feuer!" Und die Wakomakele entgegneten: „Wenn wir nach Mamba zurückkehren, dann soll uns der Topf wahrhaftig vernichten! Aber wenn du, Häuptling Kilamia von den Wakoriwa, unsre Häuser selber öffnest, dann sieh, wie du dem Topfe widerstehst! Und gehn wir nach Mamba zurück, dann soll es auf unsern Höfen wie glattgestrichene Butter werden!"

Und der Häuptling Mareale sprach: „Und ich, wenn ich je die Hand in eure Häuser strecke, so möge mich dieser Topf töten und mich aussterben lassen. Aber wenn ihr euch an mir



vergeht und ich muß euch um Rinder büßen, dann stellt sie von selber!" Zuletzt befahl der Häuptling den Wamtui Wakomakele: „Tut euch um nach Pflanzbananen, ihr siedelt nach Mširi."

Am andern Tage aber schickte er zu Kitšeleri Mtui um ein Opferrind. Der stellte es zur Darbringung an Mori, dessen Zorn noch ungesühnt war über die Vertreibung seiner Sippe von Mširi.

Mit einem großen Gefolge ging am nächsten Tage der Häuptling nach Mširi. Die Wakomakele kamen und trugen jeder einen Bananenschößling. Das Opferrind wurde nun auf der verwilderten Hofstätte des Mori geopfert. Die Wakoriwa spuckten dem Tiere viermal zwischen die Hörner und sprachen durch den Mund des Häuptlings: „Mori, du Häuptling, schau an, hier sind deine Kinder, die im Busche wohnten. Ich habe sie auf ihre Heimstätten wieder zurückgebracht. Nun zerbrich auch du deinen Zorn, o Häuptling!"

Danach bespeichelten die Wakomakele das Haupt des Rindes und beteten: „Mori, du unser Ahn, heute siedeln wir wieder auf deine Heimstatt, o Häuptling Mtui. Gib du uns Nafukräuter zu essen auf deinem Anger!" Danach wurde das Rind geschlachtet und von den Wakomakele verzehrt. Der Häuptling aber übergab ihnen das Land und sprach: „Hier ist euer Mširi. Ackert darauf, wie euch beliebt." Den Mkindi setzte er als Vorsteher ein und sprach zu ihm: „Wer hier eine Heimstätte sucht zwischen euch, die darfst du ihm zuteilen!" Den Maranguleuten aber befahl er, ihnen zu Bananenschatten und Herdsteinen zu helfen, damit sie nicht im Gebüsch stecken blieben. Dann stand er mit seinen Großen auf und ging heim. Das war im Jahre 1893.

Mkindi Mtui aber wurde des Häuptlings tapferster Totschläger.

122. Orombo.

Vor vielen Jahren lebte ein Häuptling in Keń bei Oseri, der hieß Orombo. Er war so lang, daß ihm die längsten Krieger nur bis zur Brust reichten. Die Nachbarländer unterwarf er sich alle. Und er hatte seine Freude daran, die Leute zu schinden. Sie mußten alle Tage für ihn arbeiten. Befahl er ihnen etwas, so gehorchten sie. Sagte er: bringt Steine!



dann brachten sie. Sagte er: tragt Balken! so trugen sie. Den Männern in Marangu gebot er einst, die bittere Wurmwurzel für seine Frauen vorzukauen. Und sie kauten. Am frühen Morgen begannen sie und saßen und kauten bis zum Abend. Mund und Kinnbacken schwollen an. Einem Manne wurde an diesem Tage ein Kind geboren, und er nannte es Kjäsama = der Maulaufsperrer! Denn an diesem Tage hatte er seinen Mund nicht wieder zusammenbekommen. Sah Orombo ein Rind auf der Weide, das nicht vom Stallschmutze gereinigt war, dann ließ er den Besitzer rufen. Der beschuldigte seine Frau, die Frau den Mann. Er ließ ihnen beiden die Ohren abschneiden.

Groß war seine Stärke. Einen Kübel voll Bier, an dem fünf Männer trugen, nahm er einfach an den Mund und trank ihn mit einem Zuge leer. Eines Tages verschluckte er dabei eine Eidechse, die in das Bier gefallen war. Er erbrach sie. Und als er sie vor sich auf der Erde liegen sah, ließ er gleich im ganzen Lande ausrufen: „Jeder erschlage die Eidechsen auf seinem Hofe. Bei wem noch eine gefunden wird, den läßt der Häuptling töten!" Da begann ein großes Eidechsenmorden in allen Ländern Orombos.

Zu jener Zeit herrschte in Kilema Masaki, der Enkel Rongomas. Der sah, daß Mwika, Mamba und Marangu von Orombo untertänig gemacht worden waren. Er wußte: „Nun ist die Reihe an mir." Darum beschloß er selber an Orombos Hof zu gehen und um Frieden zu bitten, ehe er besiegt würde. Zuvor opferte er Gott und bat um seinen Schutz.

Die Männer Orombos nahmen ihn freundlich auf, aber Orombo wollte ihn töten. Da baten die Männer für ihn und nannten ihn einen guten Gastfreund. Sie tanzten vor dem Häuptling, bis er Masaki aufnahm. Mit reichen Geschenken ließ er ihn wieder ziehen. Und Masaki pries von da an auch Gott als den Schutzherrn der Menschen.

In der Landschaft Kiruwa lebte damals ein Großer namens Msanga. Der wollte sich mit Hilfe Orombos zum Häuptling machen. Es war aber Streit in der Landschaft. Orombo versprach ihm seine Hilfe und gab ihm einen Rat. Er solle die Kiruwamänner zu einer Büffeljagd in der Steppe einladen. Dort werde er mit den Masai in Kampf geraten. Orombo wollte ihm dann zu Hilfe kommen und die Masai vertreiben.



Dann werde er die Machthaber im Lande schelten, daß sie Msanga den Krieg überlassen und selber zu Hause geblieben seien. Und ihn werde er dann zum Häuptling machen.

Msanga folgte dem Rate. Aber er ward mit seinen Männern von den Masai erschlagen. Noch heute sagt man: „Du willst wohl ein Herr sein, wie Msanga?" Die Masai aber merkten, daß sie es noch nicht mit Orombo zu tun hatten. Sie hielten sich noch in Bereitschaft. Unter ihnen war ein Jüngling, dessen Vater war von Orombo erschlagen worden. Der hatte sich von Jugend auf im Keulenwerfen geübt. Er wollte Orombo töten. Den Elefanten konnte er mit einem Keulenwurfe erlegen, aber doch glaubte niemand von seinen Genossen, daß er den Orombo niederstrecken werde. Am andern Tage kam Orombo selber. Sie zeigten jenem Burschen den Häuptling und er traf ihn in die Schläfe, daß er niedersank. Seine Leute kämpften weiter und fielen in Haufen um ihn her. Als sie aber merkten, daß ihr Häuptling tot sei, flohen sie. Die Keule war so tief in Orombos Schädel gefahren, daß man sie nicht wieder herausziehen konnte. So starb Orombo. Nach ihm ist kein Mann gefunden worden, der so kampffroh gewesen wäre wie er. Noch heute pflegt man zu sagen: „kampfgierig wie Orombos Speer."

In der Landschaft Mamba hatte Orombo ein Mädchen als Häuptling eingesetzt. Sie hieß Mašina, eine Tochter Maravitis, und war ein Schwesterkind von Orombo. Mašina tat den Leuten nur Gutes und wurde von ihnen sehr geliebt. Sie baute hundert Hütten und setzte Leute hinein und gab ihnen Vieh. Wenn jemand kam, sie zu grüßen, und er hatte sein Kind bei sich, so bekam er einen Schenkel vom Schlachttiere und das Kind den Kopf. Viele Flüchtlinge suchten bei ihr Unterschlupf. Als Orombo gefallen war, fielen die Kilemaleute in ihr Land und schleppten sie nach Kilema. Dort ließ sie der Häuptling heimlich töten. Noch heute aber segnet man mit dem Worte: „ṅana tša Mašina, werde groß wie Mašina!"

Kiljodaña, Meister Steppenhase.

123. Wie der Steppenhase sein Leben wahrte.

Ein Mann hatte drei Kinder. Die fielen ihm einst in eine Höhle, und er konnte sie nicht wieder heraus-holen. Er rief Tiere und Menschen zu Hilfe und sprach: „Wer mir die Kinder heraufholt, bekommt hundert Rinder und hundert Ziegen.“ Aber niemand wagte es. Da kam das Kiljodaña und sprach: „Wenn ich nun die Kinder heraufhole, gibst du mir die Rinder und Ziegen wirklich?“ Der Mann antwortete: „Ja.“ Nun band sich das Kiljodaña ein langes Seil um den Leib und ließ sich in die Höhle hinab. Es brachte aber nur zwei Kinder herauf. Das dritte ließ es unten und sprach: „Es ist schon tot. Nun gib mir mein Vieh.“ Und der Mann gab es ihm. Als das Kiljodaña sah, daß der Mann sein Wort hielt, holte es auch das letzte Kind herauf. Dann trieb es sein Vieh von dannen und dachte: ich will es gut verstecken, damit es nicht der Löwe sieht. Darum nähte es sich auch einen langen Köcher und steckte Bananenblattrippen hinein. Die beschmierte es mit Erde. Auch einen großen Bogen band es sich. Nicht lange wanderte es, da traf es den Löwen. Der rief schon von weitem: „Was kommt da für ein Schmächt-ling und soviel Vieh? Heisa!“

Das Kiljodaña sprach: „Mein Herr! Wage nicht, mich anzurühren. Ich trage Zauberpfeile!“ Da sagte der Löwe: „Geh nur vorüber, mein Herr.“ Nun machte der Löwe einen Bund mit der Fliege und sprach zu ihr: „Geh hin und schlafe im Köcher des Kiljodaña. Ich muß wissen, was er darin hat.“ Die Fliege kam wieder und sprach: „Im Köcher sind nur Bananenblattrippen.“ Jetzt ging der Löwe zum Kiljodaña und wollte ihm all sein Vieh wegnehmen. Das merkte nun, wie seine List verraten sei, und sprach zum Löwen: „Laß uns die Rinder gemeinsam haben. Du wirst sie nicht allein hüten können.“

Der Löwe war's zufrieden. Am andern Tage sprach das Kiljodaña zu ihm: „Jeder von uns möge seine Mutter töten, damit die Rinder auch wirklich unser werden.“ „Gut“, sprach der Löwe, „ich töte heute meine Mutter, und du sollst sie schreien



hören." Das Kiljodaṅa sprach: „So auch ich. Ich will sie töten und du sollst sie schreien hören."

Der Löwe ging nach Hause und tötete seine Mutter. Das Kiljodaṅa aber schlug auf eine Kuhhaut und seine Mutter schrie dazu. Dann führte das Kiljodaṅa die Mutter fort und versteckte sie in einem Flußtale und sprach zu ihr: „Gib acht! Wenn wir einmal schlachten, dann bringe ich das Fleisch hierher und frage: ‚Soll der Löwe dieses Bein essen?' Dann antworte du: ‚Nein, sonst wird er sein nur so ein Bein.' Und so wollen wir mit allem tun." Als sie nun einmal geschlachtet hatten, sprach das Kiljodaṅa zum Löwen: „Laß uns an den Fluß gehen. Der soll uns wahrsagen, was du essen darfst." Und sie gingen. Das Kiljodaṅa hob einen Schenkel des Fleisches auf und fragte: „Darf der Löwe dieses Bein essen?" Da antwortete der Fluß: „Nein, sonst wird er sein nur so ein Bein." Da warf es das Fleisch in den Fluß. So ging es auch mit allen übrigen Fleischstücken. Nur die Augen ließ der Fluß den Löwen essen.

Am andern Tage ging der Löwe, das Vieh zu hüten, und Kiljodaṅa blieb daheim. Es ging aber zu seiner Mutter und aß mit ihr jenes Fleisch. Sie kochte es ihm. Der Löwe aber fand in der Steppe nur ein paar Falter, die haschte er sich. Als er heim kam, sprach er zum Kiljodaṅa: „Jetzt mag jeder das erbrechen, was er gegessen hat." Da erbrach er ein paar Schmetterlinge, Kiljodaṅa aber das Fleisch.

Darum sprach der Löwe: „Morgen gehst du zur Steppe und ich bleibe daheim." Und als der Löwe nun daheim vor der Höhle saß, sah er Rauch am Flusse aufsteigen. Er ging hin und entdeckte die Mutter des Kiljodaṅa. Da fraß er sie auf und ließ nur Augen und Leber übrig. Die nahm er mit nach Hause. Als nun das Kiljodaṅa die Rinder heimtrieb und den Löwen fragte: „Was hast du heute gegessen?", zeigte ihm der Löwe Augen und Leber und sprach: „Heute habe ich deine Mutter verspeist." Das Kiljodaṅa faßte sich und sprach: „Sie riß damals aus, als ich sie töten wollte. Nun ist's gut, daß du es getan hast." Aber es dachte darauf, es ihm heimzuzahlen. Es sprach zum Löwen: „Geh du heute zur Steppe. Ich bleibe daheim und koche dir eine sehr gute Speise. Die mußt du dann aber auch aufnehmen, wie wir sie zu essen gewöhnt sind. Du mußt am Hoftore schon deinen Rachen aufsperren und ich werfe

sie dir hinein." Der Löwe gehorchte und hütete das Vieh. Das Kiljodaña aber suchte sich einen Stein und erhitzte ihn vom Morgen bis zum Abend. Da trieb der Löwe die Rinder heim und nahte sich dem Kiljodaña mit weit offenem Rachen: Ha. Klump — warf Kiljodaña den Stein hinein, und der Löwe verbrannte daran. So verblieb dem Kiljodaña das Vieh allein, und es wollte an jenem Orte bleiben, bis alles aufgezehrt sei. Doch die Löwen kamen und packten es und sprachen: „Du hast unsern Bruder getötet und mußt sterben." Da sprach das Kiljodaña: „Tötet mich nicht! Ich kann euch sehr viel Fleisch geben, soviel ihr wollt." Die Löwen ließen sich vom Kiljodaña vor einen Felsabsturz führen. Hier hieß das Kiljodaña sie warten. Oberhalb des Absturzes saßen die Hundsaffen und sonnten sich. Zu ihnen sprach das Kiljodaña: „Wollt ihr nicht den ngoso gesetzt haben wie die Männer der Menschen? Sie brauchen sich nicht vor ihren Kindern und Weibern zu schämen wie ihr." Die Hundsaffen wollten sich den ngoso setzen lassen. Das Kiljodaña sprach: „Dann müßt ihr euch dicht an den Absturz setzen und die Augen schließen. So kann ich euch den ngoso einnähen und ihr merkt nicht viel davon." Das taten die Hundsaffen. Da band ihnen das Kiljodaña die Schwänze zusammen und stieß sie über den Felsen hinunter. Und unten fraßen sie die Löwen. Darnach verging eine lange Zeit. Eines Tages aber trafen die Hundsaffen das Kiljodaña und griffen es. Sie sprachen: „Du hast unsre Brüder getötet. Heute töten wir dich."

Das Kiljodaña sprach: „Tötet mich ja nicht! Ich will euch heute Speise geben, an der ihr satt habt." Die Hundsaffen nahmen das an. Und das Kiljodaña führte sie auf die Maisfelder der Wakahe. Hier zeigte es ihnen den Mais und sprach: „Eßt euch satt! Ihr bleibt ungestört." Die Hundsaffen fielen über den Mais her. Das Kiljodaña aber ging zum Häuptling von Kahe und sprach zu ihm: „Ihr könnt den Reigen doch nicht so schön springen wie ich!" Und es riet dem Häuptling: „Rufe deine Männer. Wir wollen vor dir tanzen und du magst sagen, wer es besser kann." Und während sie durcheinander tanzten, sang das Kiljodaña:

„Homahimba, hier tanzen wir,
Homahimba, ich platze schier,
Holeleholele, vor Lachen.



Da draußen sitzen Makuve im Mais,
Und schlucken und schlingen von rot und von weiß.
Die Kolben, holele, sie krachen.
Homahimba, homahimba, holele!“

Die andern aber verstanden es nicht und tanzten nach dem Liede. Am Abend ging das Kiljodaña nach Hause. Als nun die Kaheleute nach ihrem Mais sahen, fanden sie ihn von den Hundsaffen aufgefressen. Da eilten sie dem Kiljodaña nach und fanden es auf einem Baume. Sie konnten gerade noch seinen Schwanz erfassen und zogen daran mit aller Kraft. Das Kiljodaña aber lachte und rief: „Haha, ihr habt einen Ast erwischt und denkt, ihr habt den Schwanz vom Kiljodaña. Haltet ihn nur fest, bis ihr sterbt.“ Da ließen die Leute schnell los. Das Kiljodaña konnte entwischen und rief ihnen noch zu: „Paßt auf! Wenn ihr mich wieder einmal erwischt, tue ich euch den Gefallen und sterbe.“

124. Steppenhase, Leopard und Löwe.

Ein Steppenhase, ein Leopard und ein Löwe fanden sich zusammen und zogen miteinander. Sie machten aus: wir wollen so zugehen und wer zuerst müde wird, den fressen wir auf. Im Weitergehen ermüdete der Steppenhase und begann zurückzubleiben. Die andern beiden fragten ihn: „Du bist wohl müde?“ Er antwortete: „Nein, sondern ich denke eben darüber nach, warum wohl dieser Stein und jener dort nicht gleichgroß sind.“ Sie sagten: „Wer kann's wissen!“ und gingen weiter. Wieder ward der Steppenhase müde und blieb zurück. „Bist du müde?“ fragten sie ihn wieder, „dann wollen wir dich fressen.“ „Nein“ sagte er, „aber ich denke gerade recht darüber nach, warum wohl dieser Berg und jener dort nicht gleichgroß sind.“ Sie antworteten: „Wer kann's wissen!“ und setzten ihren Marsch zu dritt fort. Jetzt ermüdete der Leopard und sie fragten ihn: „Bist du müde?“ „Nein“, sagte er, „ich denke nur nach.“ „Was denkst du denn?“ fragten sie ihn. Er wußte aber gar nichts zu sagen. Darum fraßen sie ihn auf. Darnach gingen der Löwe und der Steppenhase zusammen weiter. Zum dritten Mal ermüdete nun der Steppenhase. „Bist du müde?“ fragte ihn der Löwe. Er sagte: „Nein, aber ich muß gerade daran denken, wie es unsere Vorfahren fertig brachten, in diese Höhlen



hier hineinzugehen, ohne daß sie hinunterfielen.“ Sie gingen nämlich gerade an Felsenhöhlen vorüber. Der Steppenhase kroch in eine hinein, er rief: „Du, komme doch auch herein.“ Der Löwe kroch ihm nach. Mit dem Kopfe kam er auch hindurch, aber mit der Brust blieb er stecken. Als er sich doch hindurchdrängen wollte, blieb er jämmerlich eingeklemmt und war gefangen. Der Steppenhase aber schlüpfte zu einem anderen Felsenloche hinaus und biß den Löwen tüchtig von hinten. Der Löwe schrie: „O! o! laß sein!“ Aber er biß immer weiter, bis der Löwe tot war. So gewann der Steppenhase alles, was der Löwe und der Leopard an Schätzen besaßen, und trug es nach Hause.

125. Wie der Steppenhase einen Blutbund mit dem Leoparden schloß.

Das Kiljodaṅa ging zum Leoparden und sprach zu ihm: „Laß uns Blutsfreundschaft schließen! Wer von uns der Wirt ist, darf nichts essen, so lange der Blutsgenosse bei ihm ist.“ Der Leopard ging darauf ein und schloß den Blutbund mit ihm. Und das Kiljodaṅa sprach: „Du fängst an zu hungern, weil ich gerade bei dir bin. Wenn du mich besuchst, ist die Reihe zu hungern an mir.“ Zehn Tage setzte sich das Kiljodaṅa beim Leoparden fest. Den plagte zuletzt der Hunger so, daß er hinging und eine Ziege zerriß, aber heimlich, damit es das Kiljodaṅa nicht merke. Am andern Tage tat er ebenso.

Die Eigentümer der Ziegen aber gingen zu den Leoparden und sprachen: „Wer ists, der unsre Ziegen zerreißt?“ Die Leoparden sagten: „Das kann nur das Kiljodaṅa sein.“ Kiljodaṅa aber leugnete und sagte: „Nicht ich bin's, sondern mein Wirt. Der hat unsern Bund gebrochen.“ Die Leoparden sagten: „So lange sind wir schon mit diesem Leoparden zusammen, aber noch nie hat er eine Ziege zerrissen.“ „Gut,“ sprach das Kiljodaṅa, „wir wollen die Hörner blasen und unsre Sippen rufen.“ Sie bliesen, und es kamen hundert Leoparden und hundert Steppenhasen.

Die Versammlung begann zu tanzen. Der Blutsfreund des Kiljodaṅa aber kam mit den Eingeweiden der Ziegen geschmückt. Dazu sang er das Lied: „Diese meine Därme, mein Gastfreund Kiljodaṅa gab sie mir.“ Jetzt glaubten es alle, daß



Kiljodaña die Ziegen zerrissen habe. Sie holten Bananenrinden und banden das Kiljodaña fest darein. Darauf entfernten sich alle und zerstreuten sich beim Brennholzsammeln, denn sie wollten das Kiljodaña zur Strafe verbrennen. Inzwischen kam ein Leopard auf den verlassenen Rasen, der hatte sich verspätet. Er sah das gebundene Kiljodaña auf der Erde liegen und sprach zu ihm: „Freund, was ist los mit dir?"

Kiljodaña antwortete: „O nichts weiter. Aber sie sind eben fortgegangen und holen zwölf frische Knochen. Die soll ich dann essen wie ihr. Weil ich aber nicht mag, haben sie mich derweilen gebunden." Der Leopard fragte: „Ist es dir recht, wenn ich dich losbinde und deine Stelle einnehme?" Kiljodaña sagte: „O schon." Als es den Leoparden an seiner Stelle gebunden hatte, rief es laut: „Bringt zwölf Lasten Brennholz!" „Was sagst du da?" fragte der Leopard. „O, ich sage ihnen nur, sie sollen zwölf ordentliche Knochenlasten bringen." Damit entfloh es. Die Brennholzsammler trugen alle Scheite zusammen und zündeten damit ein großes Feuer an. Als sie das Kiljodaña aber aufheben und hineinwerfen wollten, sahen sie, daß ein Leopard an seiner Stelle war. Die einen sagten: „Das ist ja gar nicht das Kiljodaña!" Die andern aber sprachen: „Es ist es doch und hat nur sein Aussehen gewandelt. Wir lassen uns aber nicht betrügen." Darum warfen sie den Leoparden ins Feuer an Kiljodañas Stelle.

126. Von dem Krieger „Laß ab!"

Ein Mann baute sich ein Haus. Als es für den Einzug fertig war, ging er eines Tages zum Nachbar und ließ sich eine Prise Tabak geben. Er blieb eine Zeitlang bei ihm, derweilen flog ein Schmetterling über ihn hinweg nach seinem Hofe. Endlich stand er auf und ging nach Hause. Eben bückte er sich, um in sein Haus zu gehen. Da hörte er ein Brummen: „Wuwuwu!" Erschrocken floh er zum Nachbar zurück und bat ihn: „Stehe mir bei. Von meinem Hause hat eben jemand Besitz ergriffen. Hilf mir fragen, wer er sei!"

Der Nachbar ging mit ihm, trat von ferne und rief: „Wer ist dort im Hause meiner Frau?" Da tönte es: „Wuwuwu ich bin's, der Mann Lekya-do, d. h. Laß ab!"

Voll Furcht lief auch der Nachbar zurück auf sein Gehöft.



Der Mann eilte ihm nach und rief: „So sag mir doch, wer ists, der sich in mein Haus eingenistet hat?" „Ach laß mich, ich weiß es nicht!" Nun bat der Mann den Elefanten: „Hilf mir den zu fragen, der in meinem Hause sitzt." Der Elefant trat von ferne vor die Tür und rief: „Wer ists, der sich ins Haus meiner Frau gesetzt hat?" Wieder tönte es aus dem Innern: „Wuwuwu, ich der Lemoran, der Krieger Lekya-do: Laß ab!" Kaum hörte der Elefant diese Worte, floh auch er.

Da ging der Mann zu dem Kiljodaṅa und bat: „Hilf mir den Mann fragen, der in meinem Hause sitzt." Das Kiljodaṅa kam vor die Hütte und rief: „Wer sitzt im Hause meiner Frau?" „Wuwuwu, ich bin der Krieger Lekya-do: Laß ab!" Kiljodaṅa aber trat jetzt nahe heran und fragte: „Wer ists? Ich verstand nicht recht." Da redete es ganz leise.

Jetzt trat das Kiljodaṅa ins Hans, griff den Schmetterling und brachte ihn auf den Hof hinaus. Hier fragte es ihn: „Bist du's gewesen?" Der Schmetterling sprach: „Ja." Da hat es ihn gefressen.

Die Hundsaffen.

127. Der Hundsaffe als Vorschmecker und Kinderwärter.

Als die Wamäri in das Land kamen, brachten sie einen Hundsaffen mit, den nannten sie ihre Schwester. Der mußte für sie alle Erdfrüchte vorkosten, und was ihm nicht schadete, das aßen sie. Auch die andern Sippen brachten den Anschnitt des Feldes und ließen ihn davon fressen. Darum gab man ihm den Namen „Vorschmecker."

Die Mamola kamen später und brachten auch einen Hundsaffen mit, der mußte für sie die Kinder hüten. Eines Tages wollte er einem Kinde eine Beule öffnen, die auf seinem Kopfe entstanden war, und schlug ihm dabei den Schädel ein. Da legte er es auf das Schlaffell und entsprang auf einen Baum. Von dort kam er trotz aller Bitten nicht wieder herunter.

Schließlich entfloh auch der Vorschmecker von den Wamäri. Sie vereinigten sich zu einem Pärchen, und von dem stammen alle Hundsaffen im Gebirge.



Steppenlandschaft mit Affenbrotbaum.



128. Der Hundsaffe als Sippenahne.

Ein Hundsaffe kam aus dem Busche hervor, denn seine Genossen mochten nicht mehr mit ihm zusammen sein. Er blieb mit seiner Frau in dem Bezirke Lego von Kilema und baute sich dort ein Haus. Seine Sippe wuchs und breitete sich von dorther aus. Noch jetzt sind seine Nachkommen vorhanden, und man grüßt sie „Kafo Kjara“ bis auf den heutigen Tag. Heiratet ein Bursche dieser Sippe, und man sieht einen Hundsaffen auf die Hochzeit kommen, dann vertreibt man ihn nicht und läßt ihn sogar ins Haus hinein. Nur wenn er in der Herdasche zu wühlen beginnt, jagt man ihn fort, weil er dadurch als Zauberer kenntlich wird.

Früher tötete dieses Geschlecht keinen Hundsaffen, denn sie sagten: „Es sind Leute unseres Stammes.“ Heute handeln sie nicht mehr danach, weil sich alle Dinge gewandelt haben. Die Jungen sprechen: „Früher ist früher, und jetzt ist jetzt.“ Doch die Alten unter ihnen töten auch heute noch keinen. Sie kennen sie noch als ihre Gesippen, und ihre Frauen nennen den Hundsaffen „Schwiegervater“.

129. „Morgen wollen wir bauen!“

Die Hundsaffen sind einst Menschen gewesen. Sie wohnten in Häusern und ackerten. Da fielen Feinde in ihr Land und zündeten die Häuser an. Nun hielten die Hundsaffen einen Rat und beschlossen: „Morgen wollen wir bauen.“ Am andern Tage aber brachte keiner auch nur ein Stänglein zum Hausbau. Wieder hielten sie Rat und beschlossen: „Aber morgen wollen wir bauen.“

Und so tun sie nun bis auf den heutigen Tag. Immer hört man sie rufen: „Morgen wollen wir bauen.“

130. Die Namenlehre.

Ein Hundsaffenjunge fragte seine Mutter: „Mein Name, nach wem lautet er?“

Die Mutter sprach: „Warte, ich will dich zu deinen Großvätern tragen, die mögen dir einen Namen bestimmen.“

Sie ging mit ihm auf einen Bohnenacker. Hier fragte er seine Mutter: „Wo ist die Grenze, bis wohin dein Acker geht?“



Sie antwortete: „Iß dich hinein, so tief du willst — so weit geht auch mein Acker. Grenzen zu setzen beliebt den Bananenhainbesitzern allein.“ Da kam ein Mensch herzugelaufen und schrie: „Ein Pavian, ein Pavian! Und sein Junges trägt er auf dem Rücken.“ Die Mutter aber sprach zu ihrem Jungen: „Hörst du! Das ist dein Name. Du bist ein Pavian. Dieser Name ist auch deine Grenze!“

131. Die Baumwacht des Hundsaffen.

Die Hundsaffen schlafen auf Bäumen. Und vor dem Leoparden fürchten sie sich sehr. Da war ein alter Hundsaffe, der stieg mit seinen Kindern auf einen hohen Baum. Er stellte sich an den Stamm und sprach zu den Seinen: „Steigt ihr vorauf und sucht euch Schlafäste. Ich will unter euch bleiben und euch gegen den Leoparden beschützen.“ Und er setzte sich auf den untersten Ast. Als aber die Kleinen fest eingeschlafen waren, stieg er behutsam über sie hinweg und setzte sich in den äußersten Wipfel. Er dachte: wenn der Leopard kommt, nimmt er sich einen von den unteren.

Bevor die andern erwachten, stieg er am Morgen ab, weckte sie von unterhalb und rief: „Steigt herunter, ihr seid wohl behütet worden.“ Die Kleinen kletterten herab und fanden einen Pilz, der im Grase wuchs. Während sie sich noch darum zankten, brach ihn der Alte und verzehrte ihn allein. Er sprach: „Das ist mein Lohn. Denn ich habe die Wacht für euch gehalten in dieser Nacht.“

132. Der eitle Pavian.

Der Hundsaffe hat einen dichten Pelz um seinen runden Leib. Wenn nun durch irgend einen Unfall eine kahle Stelle in seinem Fell entsteht, so bringt er sich selbst ums Leben. Er sieht die kahle Stelle und ärgert sich darüber, denn sie entstellt ihn und es friert ihn auch dort. Darum nimmt er an einer andern Stelle des Körpers Haare weg und bedeckt damit die kahle Stelle. Nun glänzt ihm aber dort wieder das nackte Fell entgegen, und so nimmt er von einer dritten Stelle Haare, bis er sie am ganzen Leibe herausgerissen hat und vor Kälte stirbt.



133. Der Fluch des Schmiedes über die Hundsaffen.

Matito Malisa war ein Schmied und wohnte am Rande der Msarangaschlucht. In der stieg eine große Herde Hundsaffen von der Steppe aufwärts und vernichtete seine Felder. Als sie auch das letzte Feld vor ihm abgeerntet hatten, packte ihn großer Zorn. Er nahm seine Fluchglocke, mit der man Menschen verfluchen kann, daß sie sterben, und schlug sie gegen die Hundsaffen. Am Rande der Schlucht ging er entlang, in der sie sich verbargen, schwang die Glocke und rief:

„Ihr Hundsaffen, die ihr meine Bohnen gestohlen habt,
unterlieget dieser Glocke!
Ihr Hundsaffen, die ihr meinen Mais gebrochen habt,
unterlieget dieser Glocke!
Der Leopard soll euch treffen,
Am Felsenhang sollen eure Glieder zerbrechen!
Hu hofa, hu hofa!"

In jener Nacht aber suchte die Herde ihr Schlafquartier auf einem Baume, der hing mit seinem Wipfel über dem tiefen Msarangawasserfall, und um seine Wurzeln spülte das stürzende Wasser. Mitten in der Nacht wurde der Baum vom Gewichte der vielen Körper entwurzelt und stürzte hinunter in das Felsenbecken des Wasserfalls.

Kein einziger Hundsaffe entkam. Ihre Glieder zerschmetterten auf den Felsen.

134. Der Diebeslohn.

Longima hatte sich Bohnen gepflanzt. Ein junger Hundsaffe kam gerade vorüber, als Longimas Frau Bohnen abnahm. Er hob sich eine Schote auf und versteckte sie in seinem Pelze. Dann sprang er davon und spielte mit seinen Altersgenossen. Dabei fanden sie auch die Schote in seinem Pelze und raubten sie ihm. Das sahen alte Hundsaffen. Sie fielen über ihn her und suchten sein Fell ab. Als sie nichts mehr fanden, fragten sie ihn: „Von wo hast du die Bohnen weggenommen!" Er sprach: „Beim Longima hob ich sie auf." Allesamt gingen sie nun auf Longimas Feld und ernteten seine Bohnen ab. Longimas Frau sah es und schickte ein Kind zu ihm mit den Worten:



„Die Hundsaffen schmausen deine Bohnen.
Schnitze du Rührkelle und Löffel dazu."

Das Kind richtete die Botschaft aus. Longima eilte nach Hause, schnitt Bananen ab und hängte sie zum Reifen auf. Als sie reif waren, ging er zum Löwen und bat ihn: „Komm, hilf mir. Die Hundsaffen haben alle meine Bohnen gestohlen." Der Löwe kam auch und Longima versteckte ihn auf dem Oberboden seiner Hütte. Dann sandte er Botschaft zu den Hundsaffen und ließ ihnen sagen: „Kommt alle zu mir. Morgen habe ich Hochzeit. Laßt ja niemand zu Hause."

Sie kamen auch alle und setzten sich in Longimas Wohnung zum Schmause nieder. Sie aßen jene reifen Bananen.

Ein einziger junger Hundsaffe blieb an der Türe stehen und sah den Schwanz des Löwen, der von dem Bodenloche herunterhing. Das Kind rief: „Da! da! Ein Ding auf dem Boden, das wackelt wie ein Schwanz!" Die Frauen lachten und sagten: „Werft ihm eine Bananenschale hinaus!" Das Kind schrie noch einmal: „Seht doch das Ding, das auf dem Boden ist!" Sie warfen ihn mit Bananenschalen, schauten dann aber doch hin. Doch nun war es zu spät. Mit einem Satze sprang der Löwe bis an die Tür und versperrte sie. Er fraß nun alle Hundsaffen auf, die im Hause waren. Nur jenes Kind entkam.

Fabeln.

135. Der Aal und das Stachelschwein.

Mbukanda, der Aal, und Ipia, das Stachelschwein, kamen oft zusammen. Und dem Ipia gefiel die glatte Haut des Aales. Es sprach zu ihm: „Gefällt es dir, so wollen wir beieinander wohnen. Sei du meine Frau." Der Aal antwortete: „Was maßest du dir nur an? Ich muß der Eheherr werden, denn ich besitze die Äxte und kann damit die Hölzer hauen für den Hausbau! Du aber gehst und suchst die Feldkost." Mit den Äxten aber meinte er seine Flossen, die er auf dem Rücken trägt. Ipia, das Stachelschwein, war's auch so zufrieden und machte sich davon, die Feldkost zu suchen.



Mbukanda, der Aal, aber ging an einen Baum und wollte ihn umhauen. Aber seine Äxte scharteten nicht einmal die Rinde. Da ging er ins Wasser und verbarg sich dort und sagte: „Es gefällt mir hier zu wohnen.“ Aber auch die Menschen begehren seine Haut und sie schlugen ihn darum tot.

Wenn er darüber klagt, spricht Ipia zu ihm: „Sieh, warum hast du auch nicht meine Frau werden wollen.“

136. Das Trübsalslied der Heuschrecken.

Die Störche sprachen zu den Heuschrecken: „Wir wollen gemeinsam wandern bis in die Menschenländer.“ Die Heuschrecken waren's zufrieden und flogen auf, ein voller Heerzug. Und über ihnen zogen die Störche und sangen:

„Ndzie ndehende wujana
Hehé horima!
Lukunde šiha makundu
Hehé horima!
Heuschrecken, wohlauf in die Welt,
Hehé horima!
Süßbananen wollen wir suchen,
Hehé horima!“

Ihren Hunger aber stillten die Störche an den wegemüden Nachzüglern. Da sangen die Heuschrecken dieses Trübsalslied:

„Ihr Störche, schlecht ist's, mit euch reisen, hehé, mit euch reisen!
Unsre Müdlinge tut ihr verspeisen, hehé, tut ihr speisen!
Eure Wanderkost müssen wir heißen, hehé, müssen wir heißen!“

Über ihnen aber sangen die Störche:

„Heuschrecken, wohlauf in die Welt
Hehé horima!“

Und sie kamen bergauf in die Haine der Menschen. Vom Rande der Steppe bis zum Bergwalde trug man den Ruf durchs Land: „Oleń ndziheń: Wohlauf in die Heuschrecken.“ Jede andre Arbeit ließ man liegen. Frauen, Kinder und Männer eilten zusammen. Mit Bananenblättern schlugen sie die Heuschrecken nieder und sammelten sie in die Markttaschen, ein Gebund neben dem andern. Das war ein guter Speisevorrat. Die Störche aber ließen sich daneben auf einer Wiese



nieder und schauten zu. Ihnen tat man nichts. Am zweiten Tage kamen die Menschen wieder und sammelten weiter. Da flogen die Heuschrecken auf und zum Nachbarlande weiter. Über ihnen zogen die Störche. Und die Heuschrecken sangen ihr Trübsalslied:

„Uns rösten die Menschen auf Scherben, hehé, auf Scherben!
Euch droben erreicht kein Verderben, hehé, kein Verderben!
Ihr kehrt wieder heim, wir müssen sterben, hehé, müssen sterben!“

So geschah es auch. Im Nachbarlande liefen die Menschen zusammen und sammelten für ihren Speicher, und auf Tonscherben rösteten sie sich die Heuschrecken. Und die Überreste des Heerzuges töteten am Urwaldrande Regen und Kälte. Die Störche aber zogen wieder nach Hause.

137. Der Skarabäus und sein Schicksal.

Früher hat der Skarabäus im Hause des Menschen gewohnt und war noch kein Mistkäfer. Der Mensch liebte ihn und ließ ihn von seiner Butter essen. Schließlich sollte er gar im Buttertopf schlafen.

Irimbotšo, der Skarabäus, aber kroch wieder heraus. Er mochte sich auch nicht mit der Butter begnügen. Vom Dache fraß er das Stroh, ja, er kroch zu den Rindern und wühlte im Dung. Dort gefiel es ihm besonders gut. Er wühlte und sang:

„Deckst du dir ein Haus,
Freß ich's Stroh heraus!
Melkst du dir ein Rind,
In die Butter geht's geschwind!
Und in Ochs- und Rindesdung
Such ich meine Atzung.“

Darüber wurde der Mensch zornig und sprach zu ihm: „Du willst von meiner Butter essen und zugleich vom Dung meiner Rinder! Fort mit dir aus meinem Hause.“

Seitdem wird der Irimbotšo nicht mehr im Hause gelitten und muß seine Nahrung auf dem Hutwasen und der Viehtreibe suchen. Dort baut er nun seine Kugeln und brummt sich ein Lied dazu:



„Wumbe-wumbe mbumba jē
Ašando sawu awumbye
Na keku ewumbye mbumba jē!
Ili mbesehya kań ko wandu e
ngawuka safureń ja mafuda jē
ndžinjamarie mba ja wandu ē
Ndžiwoń ngamefuno kunu jē.
Na ki mba nlelire jē
ulalu ngalja wukiwa ē!

„Runde, runde den Rundling hē,
Wie der Großvater ihn rundete
Und die Ahne den Rundling rundete.
Einst wich ich aus dem Menschenheim,
Kroch aus dem Topf mit Butterseim,
Ward sündig an der Menschen Haus
Und fand mich drum vertrieben draus.
O, hätt ich dran mich nicht verfressen,
So braucht ich jetzt nicht Trübsal essen."

Wenn aber nun der Irimbotšo sieht, wie eifrig die Biene hin und wieder fliegen muß, weil sie ihre Nahrung nur von den Blüten nimmt, dann lacht er sie aus und singt:

„O Biene, wie bist du doch so dumm,
Fährst nach Nahrung in der Welt herum!
O Biene, wie bin ich doch gescheit,
Meine Nahrung hält der Weg bereit."

138. Der Vorteil des Dritten.

Ikońingo, der Duettvogel, machte sich auf die Jagd und erhaschte eine Heuschrecke von jener Art, die man itaharo nennt. Und die itaharo hat Zahndornen an ihren Schenkeln.

Ikońingo trug die Beute nach Hause und rief nach seiner Frau: „Komm und hilf mir mein Beuterind schlachten!" Die Frau antwortete: „Schlachte du dein Rind allein. Ich möchte mich sonst an seinen Schenkeln ritzen." Da mußte es der Mann allein ausweiden. Als er fertig war, kam die Frau und sprach: „Gib mir meinen Anteil!" Der Mann ward zornig und antwortete: „Wer sich nicht mit müht, soll auch nicht mit schmausen," und gab ihr nichts. Nun wurde die Frau widerhaarig und rief: „Vernachlässigst du mich mit Nahrung, so

verlasse ich deine Jungen" und flog davon. Da holte sie sich der Sperber.

Jetzt hatten sie beide Trübsal.

139. Unbedacht ein schnelles Ende macht.

Tsoña, die Bremse, sprach zur Frau: „Wenn du es klatschen hörst: pasa, dann komme rasch herzu. Es ist das mein Signal, mit dem ich dich rufe." Nun hört die Frau es einmal klatschen: pasa! Schnell surrt sie herzu: rururu — und wird erschlagen, gemeinsam mit ihrem Gemahl! Denn das war der Ratschluß des Mannes; er sprach: „Ich will meine Frau nicht in Trübsal zurücklassen." Ja, so klug ist die Bremse. Sie denkt: „Warum soll ich wohl allein sterben!" Die Bremsen wohnen am Urwaldrande. Wenn nun die Regenzeit beginnt, schwellen die Flüsse an. Dann sehen die Bremsen den weißen Gischt im Tale und sprechen: „Da sind unsre Rinder. Sie werden davongetragen!" Und sie stürzen sich in den Wasserschaum und ertrinken darin.

140. Wie die Schlupfwespe stielhüftig und das Chamäleon bulläugig wurde.

Das Chamäleon ging zur Schlupfwespe und sprach zu ihr: „Heute werden die Feinde kommen, so gürte dich recht!" Die Schlupfwespe hob das Schwert auf, gürtete sich und erwartete die Feinde, aber es wurde ganz dunkel, ohne daß sie etwas sah. Da ging sie, band das Schwert von der Hüfte und nahm wahr, daß ihr Leib tief eingeschnitten war. Von Zorn ergriffen, sann sie auf Rache. Sie ging zum Chamäleon und sprach: „Mein Freund, heute werden die Feinde zu dir kommen. Ich sage dir, halte angestrengt Ausschau!"

Das Chamäleon machte große Augen, bis die Nacht kam, aber es sah nichts. Nun wollte es die Augen zurückziehen, aber es ging nicht mehr. Die Augen blieben hervorgeschroben.

141. Das Wildschwein und die Riesenschlange.

Das Wildschwein verachtete die Riesenschlange und sprach zu ihr: „Du kannst mich nicht fressen. Ich bin dir zu klug." Und es wühlte sich überall Gruben in die Erde. Wenn es nun



die Riesenschlange fressen wollte, steckte es seinen Kopf in ein solches Loch. Da konnte die Schlange den Anfang nicht finden, um es niederzuschlucken. Endlich war die Schlange des Spieles müde und wand sich um den Leib des Wildschweines. Das wartete, bis die Schlange sich mit ihrem ganzen Leibe ihm aufgewunden hatte. Dann sprang es auf und eilte in gestrecktem Laufe durch den dichtesten Dornenwald. Dornen und Äste zerrissen und zerbrachen den Schlangenleib und als das Wildschwein im Laufe inne hielt, war die Riesenschlange in vielen Stücken von ihm abgefallen. Nun lief das Wildschwein seinen Weg zurück und suchte die einzelnen Teile zusammen und trug sie zu seiner Wohnstätte. Dort paßte es die Bruchstücke aneinander. Da fehlte ein Stück. Flugs lief es zurück und bot die Genossen auf und bat: „Helft mir suchen." Aber es fand das letzte Ende allein. Jetzt kamen alle Wildschweine herzu und hielten einen Schmaus von dem Schlangenleibe.

Daher kommt es, daß die Menschen Magen und Eingeweide des Wildschweines nicht mehr essen mögen, sondern sie wegwerfen. Das Wildschwein aber kränkte sich darüber und sagte: „Was hält die Menschen ab, meine Eingeweide zu essen! Nun möge auch ihr Leib mit dem Ackerstocke vergraben werden." So verfluchte es die Menschen.

142. Das Schlaffell der Bienen.

Eine Hundsaffensippe hatte Freundschaft mit einem Bienenstamme. Darum ging der Hundsaffenalte eines Tages zu den Bienen und sprach: „Leiht mir euer Schlaffell für diese Nacht." Die Bienen sprachen: „Hier ist das Schlaffell! Aber bringe es uns zeitig am Morgen wieder. Und laß es die Kinder nicht benässen!" Der Hundsaffe sagte: „Das werden sie gewiß nicht tun."

Daheim breitete der Hundsaffe das Schlaffell der Bienen aus und legte sich darauf mit den Seinen zum Schlafe nieder. In der Nacht nahm er wahr, daß die Kinder das Fell doch naß gemacht hatten. Er befahl ihnen, das Fell wieder rein zu lecken. Die Kinder taten es und waren verwundert, wie süß das schmeckte. Sie sagten es der Mutter. Sie sagten es dem Vater. Sie aßen alle von dem Schlaffell, bis nichts davon übrig war. Die Bienen aber warteten auf ihr Schlaffell bis

zum Abend und warteten ganz umsonst. Am andern Morgen gingen sie zur Hundsaffensippe und fragten: „Wo ist unser Schlaffell?" Der Alte sagte: „Nehmt es nicht übel auf, aber die Kinder haben es benäßt." Die Bienen antworteten: „Was sollen wir da machen?" Und gingen heim.

Eine Weile verging. Da sprachen die Bienen zu den Hundsaffen: „Wir wissen schöne Halsschmieger. Sollen wir sie euch umtun?" Die Hundsaffen wollten es. Da gingen die Bienen zur Steppe und töteten einen Büffel. Dem zogen sie die Haut ab und schnitten daraus Streifen. Die Hundsaffen kamen und ließen sich die Halsschmieger umbinden. Da sprachen die Bienen: „So, jetzt habt ihr alle eure Ehrenringe. Wenn sie nun anfangen etwas zu schmerzen, dann haltet fein stille, denn das gehört dazu, wenn sie ordentlich passen sollen." In der Mittagshitze trockneten die frischen Büffelhautstreifen immer mehr zusammen, bis sie die Hundsaffen erwürgt hatten. Nur einer blieb übrig. Der entfloh, und die Bienen verfolgten ihn. Es gelang ihm aber, sich ins Wasser zu retten. Darin verbarg er sich, und so entrann er.

143. Wurzelratte und Chamäleon.

Fuko, die Wurzelratte, sprach zu Molilo, dem Chamäleon: „Laß uns Freunde werden! Unsre Kindernester wollen wir in die Erde bauen. Fange du dort an, und ich beginne hier! So wohnen wir nahe bei einander." Und sie gingen ans Werk. Die Wurzelratte war bald fertig. Sie grub sich einen langen Gang und eine Höhle, die bot Raum genug für ihre Jungen. Dahinein baute sie ein Nest aus Grashalmen. Das Chamäleon probte hier und da und fand doch nirgends das Erdreich weich genug für seine Füße. Darum ging es vor den Bau der Wurzelratte und bat: „Wir sind doch Freunde, laß mich bei dir wohnen." Die Wurzelratte aber stopfte schnell Gras vor das Loch und schalt dahinter: „Psi, psi, psi! Kuru, kuru, kuru!" Das Chamäleon schwoll an vor Wut, aber sagen konnte es nichts, so weit es auch sein Maul aufsperrte. Es hauchte nur: „Hä hä."

Sein Kinderheim muß es nun in die Baumzweige bauen. Dort rauben ihm Sperber und Eule die Jungen. Der Wurzelratte Kinder aber wohnen sicher unter der Erde. Darüber trägt das Chamäleon noch heute Leid und singt:



„Wurzelratte, klug bist du gefahren!
Unterm Schlaffell kannst du deine Kinder wahren.
In die offnen Zweige muß ich bauen,
Wo die Krallenspreizer leichtlich sie erschauen.“

144. Nach der Ernte schnitze dir Löffel!

Die Meerkatzen hatten Bohnen ausgesteckt, große Felder. Als sie reif waren, zogen die Meerkatzen in den Urwald und fällten einen Baum. Aus seinem Holze wollten sie sich Löffel schnitzen für den Bohnenbrei. Sie kamen vom Urwalde wieder und sangen:

„Laßt uns Löffel schnitzen
Für den Abendbrei,
Die Bohnen sind reif, hehe,
Die Bohnen sind reif.“

Und sie kamen nach Hause. Da fanden sie ihre Felder leer. Die Hundsaffen hatten sie abgeerntet.

145. Schabendank an die Mutter.

Mbome, die Soldatenameisen, kamen in langer Kriegerlinie und fielen in ein Haus. Sie krochen in jede Ritze und holten Maindže, die Schaben, heraus. Als sie keine mehr fanden, zogen sie weiter und sangen:

„Lulewuka ko Mawuti
Ho mbosilajo!
Lulewuka ko Maindže
Ho mbosilajo!“

Unter dem Kornspeicherfirst aber hatte sich eine Schabe verkrochen. Die fanden sie nicht. Und als die Mbome abgezogen waren, sang sie ein Lied:

„O mbolenda, o mbolemaja!
Mbome sind gangen, Mbome sind fort.
Mamkoso, meine Mutter, wie warst du so weise,
Zu bergen die Deinen am Speicherfirste, dem sichersten Ort,
Damit sie nicht enden im Zangengebeiße.
O mbolenda o mbolemaja!
Mbome sind gangen, Mbome sind fort.“



146. Das Schicksal des Schwachen.

Alle Tiere wanderten miteinander in der Steppe. Sie konnten kein Wasser finden und litten Durst. Darum fingen sie an nach Wasser zu graben. Der Löwe begann, aber er wurde müde und machte dem Elefanten Platz. Auch dieser wurde des Grabens überdrüssig. Nun versuchte es die Giraffe und nach ihr das Nashorn, aber sie erlahmten auch. Der Büffel, das Zebra, der Leopard, alle Tiere versuchten es, aber sie ermatteten alle und konnten kein Wasser graben. Da fing die Zwergantilope noch einmal von der Sache an und sagte: „Ich will aber Wasser trinken.“ Sie begann auch zu graben und fand Wasser. Doch als sie sich darüber beugte, um zu trinken, griffen die andern Tiere nach ihr, hoben sie empor und schleuderten sie weit weg. Dann tranken sie das ganze Wasser aus, nur die Zwergantilope bekam keinen Tropfen davon. So ist es: der Schwache wird um sein Eigenes betrogen.

147. Der Totentanz der Hundsaffen.

Ngima, die Meerkatzen, machten einen heimlichen Anschlag gegen Mapfuve, die Hundsaffen, wie sie die überlisten und töten könnten. Sie sprachen: „Wir laden die Mapfuve zum Tanze. Dazu schnitzen wir uns Messer aus Holz, die binden wir um den Hals. An die Hüfte aber verstecken wir die Eisenmesser.“

Und sie schnitzten sich die Holzmesser und sprachen zu einander: „Den Mapfuve zeigen wir nur diese Holzmesser, und ehe der Tanz beginnt, sagen wir zu ihnen: Keiner schaue hinter sich! Ist ein Hundsaffe gestochen, so wird er schreien: Ewui. Und wir antworten ihm: hai! Damit aber keiner des Gefährten Notschrei erkenne, wenn er gestochen ist, wollen wir dieses Lied singen:

„Ewui, sékui!
Lasset uns tanzen,
Spiele der Väter,
Mit flatterndem Zeug!
Ewui, hai éwui sékui,
Lasset uns tanzen,
Spiele der Väter,
Mit flatterndem Zeug.“

Die Mapfuve wurden geladen und kamen zum Feste. Nach dem Willen der Ngima bildeten sie nur eine Tanzreihe, obwohl ihrer sehr viele waren, damit sie einander nicht sehen könnten. Sie tanzten, immer ein Ngima neben einem Hundsaffen, und sangen: Ewui sekui, ewui hai ewui sekui und dabei stieß jedesmal ein Ngima seinem Partner das Eisenmesser in den Leib. So tanzten sie immerzu, bis nur noch zwei Hundsaffen übrig waren, Männchen und Weibchen. Die hörten mit einem Male nicht mehr die Stimmen ihrer Genossen und schauten sich um. Da sahen sie alle ermordet auf der Erde liegen, in den Händen der Ngima aber blinkten die Eisenmesser. Sie entflohen, von allen Ngima verfolgt. Die konnten sie aber nicht mehr erreichen. Von diesen beiden aber erwuchs ein neues Hundsaffengeschlecht. Und ihrer sind wieder viele geworden auf den heutigen Tag.

148. Wie die Geierraben zu ihrem weißen Nackenfleck kamen.

Die Ginsterkatze ging zum Mlula und grüßte an der Tür: „Kafo Maverui.“ „Kafo“, knurrte Mlula. „Gib mir Feuer von deinem Herde.“ „Nimm dir's weg!“

Mlula spuckte aber heimlich auf's Feuer, und als die Ginsterkatze ins Freie kam, erlosch der Feuerbrand. Die Ginsterkatze kehrte ins Haus zurück und sprach: „Ich komme zurück. Das Feuer ist mir ausgegangen.“ Sie nahm sich noch einmal Feuer. Mlula aber gab ihm eine Banane und sprach zu ihm: „Da nimm und iß sie hier am Herde.“ Die Ginsterkatze setzte sich und aß. Unterdessen verknüpfte Mlula seinen Schwanz heimlich mit dem der Ginsterkatze. Als nun die Ginsterkatze aus dem Hause trat, schleppte es Mlula hinter sich her. Dazu erlosch das Feuer und Mlula lachte, so laut er konnte. Da geriet die Ginsterkatze in großen Zorn. Sie faßten sich und rangen hart miteinander. Die Katze zu unterst, der Mlula zu unterst — schließlich aber bekam die Ginsterkatze die Oberhand und tötete den Mlula.

An der Tür ließ sie seinen Leichnam liegen. Sie selbst flüchtete auf den Boden des Hauses, denn sie fürchtete die Gesippen des Mlula. Der Körper des Mlula fing an zu verwesen. Es krochen Maden aus seinem Leibe, und wenn sie durcheinanderwimmelten, schien es, als bewege sich der Mlula.



Dann rief die Ginsterkatze vom Boden: „Du kannst mir lange winken, ich komme nicht zu dir!"

Eine andre Ginsterkatze aber kam und wollte sich Feuer beim Mlula holen. Sie grüßte: „Kafo Maverui." „Kafo", knurrte die auf dem Boden. „Gib mir Feuer, Mlula." „Nimm dir's weg!"

Als sie aber ins Haus trat, sah sie das Fleisch am Boden liegen und rief geschwind: „Das ist mein Fleisch." Denn wer zuerst die Beute anruft, der erwirbt sie. Vom Boden aber rief die andere herunter: „Und mir gehören die Knochen." Damit sicherte sie sich den Mitgenuß und sprang herunter. Nun aßen sie den toten Mlula miteinander auf. Von dem reichen Mahle wurden sie schläfrig und wollten sich an der Türe niederlegen. Da fing die Tür zu reden an: „Was? Du hast den Mlula getötet und ich soll deine Ruhe bewachen? Du sollst keine Ruhe finden." Sie flohen von dort und kamen unter einen großen Baum. Da wollten sie ruhen. Der Baum aber begann zu sprechen und sagte: „Du hast den Mlula getötet und willst in meinem Schatten ruhen? Geh' fort von hier." Erschrocken eilten sie weiter und kamen zu den Raben. Die waren auf einer Wiese beieinander und tanzten. Die Katzen grüßten und sprachen: „Sucht uns die Läuse ab, dann tanzen wir auch mit." Die Raben taten ihnen den Gefallen, und währenddessen schliefen die Ginsterkatzen ein und weißer Geifer troff aus ihrem Maule und fiel auf die Raben. Seit dieser Zeit haben die Raben einen weißen Fleck im Nacken.

149. Die Freundin des Elefanten.

Früher stiegen die Elefanten aus dem Bergwalde herunter in die Pflanzungen der Menschen, um die Bananenstauden zu fressen. Wenn sie dabei ein Haus sahen, so zerbrachen sie es. Ein Mann sah dies, ging zum Schmied, ließ sich Pfeilspitzen schmieden und bestrich sie mit Gift. Er suchte sich Rindersehnen, drehte sie zusammen, band damit einen Bogen und legte ihn zum Abschnellen bereit ins Haus. Dabei sprach er: „Wenn der Elefant zur Nacht kommt, werde ich ihn schießen." Das hörte eine Maus. Sie kam und durchbiß die Bogensehne. Als nun der Elefant in die Pflanzung kam, ging die Maus zu ihm und sprach: „Heute habe ich dich gerettet. Wenn ihr



aber weiter in die Pflanzungen niedersteigt, um Bananenstauden zu fressen, so zerbrecht nicht wieder die Häuser der Menschen." Und der Elefant freute sich. Zur selben Zeit wollte der Mann schießen, hob den Bogen auf und nahm wahr, daß eine Maus die Sehne durchgebissen hatte. Seit jenem Tage zerbrechen die Elefanten keine Häuser mehr, sondern wenn sie kommen, fressen sie nur Bananenstauden.

Niemals auch wird der Elefant eine Maus töten. Er sagt: „Sie hat einst unserm Ahnen das Leben gerettet."

150. Der Schmerz des Erdhörnchens.

Kiroroma, das Erdhörnchen, lebt aus dem Speicher des Menschen und holt sich von da Hirsekorn und Bohnen. Es nimmt sich auch etwas mit für den Weg. Wenn es aber auf den Baum steigt, kann es seine Beute nicht mit emporbringen.

Dann spricht es traurig:

„Ackern ist ganz gut. Aber sich die Ackerfrucht auflasten und zum Häuptling tragen, das macht müde!"

151. Die Trughörner.

Der König der Tiere berief zu einer Versammlung alle Gehörnten. Sie möchten kommen und einen Rat ersinnen, wie man die Schakale vernichten könne. Die Schakale hörten von diesem Plane und machten sich Hörner aus Baumharz, die klebten sie sich auf den Kopf.

Am andern Morgen versammelten sich alle auf dem Königshofe. Da sahen die andern, daß den Schakalen Hörner wuchsen. Und sie fürchteten sich, ihnen etwas zu tun. Die Schakale aber sprachen zum Könige: „Gib uns deinen Ratschluß in Kürze kund, damit wir aus dem Thinge weichen können, denn wir haben Hörner voll Kampfeslust." So redeten sie aber, weil sie merkten, daß es wärmer wurde. Sie dachten bei sich: „Bleiben wir bis zur Mittagshitze, dann werden unsere Hörner weich und schlaffen ab." Sie erreichten es, daß der König sie mit guten Worten entließ.

Mit dieser List erhielten sie ihr Leben. Keiner wagte wieder, den Todesrat gegen sie zu beschließen.



152. Die Freundschaftsprobe.

Die Ginsterkatze hätte gern das Rebhuhn gefressen. Sie ging ihm nach und redete gar freundliche Worte mit ihm und nannte es „liebe Vaterfrau.“ Ihre Zähne hielt sie unter den Lefzen verborgen. Eines Tages sprach die Ginsterkatze zum Rebhuhn: „Unsre Freundschaft ist groß. Lege doch auch deinen Kopf in meinen Mund!“ Das Rebhuhn wagte es und legte seinen Kopf in den Katzenrachen — und zog ihn unversehrt wieder heraus.

Das Rebhuhn nannte die Ginsterkatze seinen Freund und legte seinen Kopf viele Male in das Maul der Ginsterkatze. Aber einmal schloß die Ginsterkatze die Zähne und fraß das Rebhuhn.

153. Der Wettlauf zwischen Antilope und Schildkröte.

Die Antilope sprach zur Schildkröte: „Du, wirst du es wohl fertig bringen, mit mir um die Wette zu laufen?“ Das sagte sie aber nur im Hohn. Doch die Schildkröte sprach: „Wohlan, wir wollen uns einen Rennweg nach der Steppe hin bauen!“ Das taten sie. Als er fertig war, sprachen sie zueinander: „Morgen wollen wir den Wettlauf tun.“ Die Schildkröte aber ging aus und suchte sich recht viel andere Schildkröten; die versteckte sie dort am Wege an allen Plätzen und sprach zu jeder: „Wenn du hörst, daß die Antilope fragt: ‚Bist du hier, Schildkröte?‘ dann sollst du sagen: ‚Ja, ich bin hier.‘“ Als die Schildkröte so alles schön vorbereitet hatte, rief sie die Antilope und sprach: „Nun, jetzt wollen wir laufen.“ Die Antilope sagte: „Gut, stelle dich hierher hinter mich!“ Und die Antilope fing an zu laufen und dachte, die Schildkröte sei hinter ihr und rief im Laufen: „Schildkröte, bist du hier?“ Die Schildkröte aber antwortete: „Ja, ich bin hier.“ Als das die Antilope hörte, lief sie noch schneller und fragte wieder: „Schildkröte, bist du hier?“ Wieder antwortete die Schildkröte: „Ja, hier bin ich!“ Da lief die Antilope noch schneller, so sehr sie nur konnte, dann fragte sie zum letzten Male: „Schildkröte, bist du hier?“ Und die Schildkröte antwortete: „Ja, ich bin hier.“ Da tat die Antilope noch einen Sprung, dann fiel sie tot nieder. So haben die Schildkröten die Antilope besiegt.





Auf dem Häuptlingshofe.

154. Wie der Frosch um seinen Schwanz kam.

Früher hatte der Frosch einen langen Schwanz und war nicht wenig stolz darauf. Das Erdhörnchen, Kiroroma, suchte seine Freundschaft, und eines Tages bat es ihn: „Leihe mir doch deinen Schwanz. Ich will zu Tanze gehen und habe keinen Schmuck.“ Kilo, der Frosch, gab ihm den Schwanz, und das Erdhörnchen sprang zum Tanze. Aber es hatte keine Lust, den Schwanz an den Frosch zurückzugeben. Nach drei Tagen traf der Frosch das Erdhörnchen und rief: „Gib mir meinen Schwanz zurück, ich kann mich vor niemandem sehen lassen.“ Das Erdhörnchen sprang auf einen Baum und rief hinunter zum Frosch: „Kilo, wenn du ihn willst, so hole ihn dir!“ Wohl sprang der Frosch am Stamme empor, fiel aber immer wieder auf den Rücken. So ist der Frosch um seinen Schwanz betrogen worden. Darum schaut er auch am liebsten nur mit dem Kopfe aus dem Wasser.

155. Der schlaue Schakal.

Der Schakal ging mit seiner Frau spazieren. Da kam ihnen auf dem Wege ein Mensch entgegen. Der Schakal sah ihn zuerst, ehe ihn seine Frau wahrgenommen hatte. Rasch sprach er zu seiner Frau: „Mein Schenkelfleisch tanzt (zuckt), da widerfährt mir etwas Böses. Laß uns lieber umkehren!“ So verhütete der Schakal, daß seine Frau erfuhr, wie er sich vor dem Menschen fürchtete.

156. Verachte keinen Häuptling — er sei so klein wie ein Hirsekorn.

Das Bananenblütensaugerchen Kiljamatšutšu sprach zu der Baumschlange Usale: „Laß uns Freundschaft schließen. Ich zeige dir, wie man an den Blütenröhrchen saugt.“ Der Usale gefiel das, und sie legte sich um den Schaft der Bananenstaude und sog an den Blütenröhren, die voll süßen Seimes sind. Sie sprach aber zum Blütensaugerchen Kiljamatšutšu: „O, wie klein bist du. Du würdest mich niemals töten können.“ Kiljamatšutšu antwortete ihr: „Ich werde eine List erdenken und dich eines Tages töten.“ Da lachte die Schlange und sog weiter.

Das Blütensaugerchen ersah sich eine Gelegenheit. Als die Schlange wieder einmal so fest an der Staude lag und sog,



flog es schnell herbei und hackte ihr ein Auge aus. Die Schlange bäumte hoch; doch ehe sie sich abwinden konnte, hieb Kiljamatsutsu auch in das andre Auge und die Usale mußte sterben.

Heute noch sagen die Leute: „Willst du mit mir Freundschaft schließen, dann betrüge mich nicht wie das Kiljamatsutsu die Usale!"

157. Die Entlarvung des Löwen.

In alten Zeiten lebten alle Tiere ohne Kampf miteinander. Als sie aber ihrer viele wurden, begann der Löwe die Jungen der anderen zu fressen. Und niemand wußte, wer der Mörder war. Alle Tiere hielten einen Rat und besprachen ihre Not. Da sprach das Kinanguru: „Grabt für mich einen Gang von hier bis nach Madschame hinauf. Wenn der fertig ist, dann will ich euch sagen, wer eure Kinder frißt." Die Tiere gruben einen langen Gang bis nach Madschame hinauf, groß genug für das Kinanguru. Nun sprach das Kinanguru: „Morgen früh kommt alle vor den Eingang zu diesem Graben, dann will ich euch den Übeltäter zeigen." Am andern Morgen versammelten sich alle Tiere um das Kinanguru. Das aber stand dicht vor dem Eingange des Grabens. Es rief die Tiere an: „Jetzt schaut mir einmal alle ins Gesicht!" Alle taten es; nur der Löwe schaute auf seine Krallen, putzte sie und ging mit sich zu Rate, wie er es zerreißen wolle. Da rief das Kinanguru laut: „Seht ihr den, der sich scheut. Das ist der Mörder!" Wütend sprang der Löwe auf das Kinanguru zu. Das aber hatte sich so schnell es konnte in den Gang geworfen und eilte nach oben. In den Graben konnte ihm der Löwe nicht folgen. Nun wußten die Tiere, wer ihre Jungen fraß. Das Kinanguru aber lebt seitdem in Madschame und nicht mehr in der Steppe.

158. Der eingeschüchterte Löwe.

Früher lebten Löwe und Rind in Eßgemeinschaft. Hatte das Rind Kälber, so aßen sie auch mit beim Löwen. Die jungen Löwen aber schlugen nach den Kälbern und kratzten sie mit ihren Krallen. Das wiederholte sich alle Tage, und das Rind kränkte sich sehr darüber. Eines Tages kam es dem Löwen aus dem Gesicht. Da stieß es nach den Löwenjungen mit seinen Hörnern, und eines davon starb.



Das Rind entfloh und begegnete dem Elefanten und bat ihn: „Hilf mir aus, mein Gesippe!“ Der Elefant sprach: „Geh du deiner Wege und laß mich in Ruh. Ich bin friedfertig.“ Das Rind floh weiter und traf die Giraffe. „Hilf mir aus, mein Herr!“ Die Giraffe antwortete: „Wo denkst du hin. Hast du den Donner des Löwen nicht gehört, wie er schreckt! Geh und laß mich, ich bin zu leicht. Wie soll ich mich wohl mit Löwenhändeln befassen!“

Bei allen Tieren der Steppe fragte das Rind herum, aber keines wollte ihm helfen. Nun ging das Rind zur Hamstermaus Isindzi. Hier bat es wieder: „O Isindzi, wenn du mir davon hilfst, daß ich leben bleibe, dann will ich dein Schutzkind werden.“ Die Hamstermaus sprach: „Wenn ich dich errette, begehre ich nur dies zum Lohne, daß ich von deiner Milch trinke nach dem Kalbe.“

Da kam auch schon der Löwe auf der Suche nach dem Rinde. Er stieß auf die Hamstermaus und fragte sie: „Hast du das Rind gesehen?“ Die Hamstermaus zeigte ihm die Felle der Steppentiere auf seinem Hofe, die es mit seinen Zähnen zerfetzt hatte, und sprach zu ihm: „Das Rind gehört mir, kraft meiner Knochen! Geh nach Hause und laß mich unversucht, wie ich dich!“ Der Löwe sprach: „Ja aber! Das Rind hat meine Jungen gestoßen und eins ist davon gestorben. Wie kann ich jetzt schweigen?“

Da ging das Isindzi ins Haus und brachte die Haut eines alten Löwen. Die war allenthalben zernagt. Und Isindzi sprach zum Löwen: „Wenn du mich verachtest, weil ich so klein bin, dann werde ich dich ebenfalls so zerreißen mit den Zähnen!“

Als das der Löwe hörte, ging er davon und strich auch nicht wieder am Hofe der Hamstermaus vorüber.

159. Die Leopardenprobe.

Der Leopard behält seine Jungen nicht alle. Wenn der Wurf etwas gewachsen ist, schleicht sich eines Abends der Leopard an den Bau heran und bellt sie feindselig an. Dann springen die Beherzten der Brut den Vater an, die andern winseln und verstecken sich. Die sich ihm entgegenstellen, sieht der Leopard als seine Kinder an und zieht sie groß. Die Furchtsamen aber jagt er ins Gebüsch. Aus ihnen werden dann die Schakale und Servalluchse.



160. Die Morgensorge der Schafmutter.

Eine Schafmutter und ihr Lamm standen in der Hütte der Menschen neben den Rindern. Als der Morgen graute, grüßte das Lamm seine Mutter mit dem ehrerbietigen Gruße: „Naikuamtsa = ich wecke dich auf." Die Mutter sprach zu ihm „Ich kann dir noch nicht dafür danken. Geh zuvor hin und sieh nach, ob unsre Herren alle gesund sind."

Das Lamm ging hin zu Schlafstelle der Menschen und berührte mit seinem Maule ihre Füße. Da stießen sie mit dem Fuße nach ihm. Es lief zur Mutter zurück und sprach: „Sie sind alle wohlauf!" „Nun erst darfst du mich aufwecken zur Freude", sprach die Mutter, „denn wäre eins krank gewesen, so hätten wir mit unserm Leben für sie sühnen müssen."

161. Das grüne und das dürre Bananenblatt.

Isanduwu, das grüne Bananenblatt, sprach zu Saho, dem verdorrten: „Geh weg von hier und mache nicht immmerzu soroforo, sorosoro!" Saho, das dürre, aber antwortete: „Geh du doch fort von hier und mache nicht immerzu kurubu, kurubu!"

Nicht lange dauerte es, da war Isanduwu auch dürr geworden und machte sorosoro, sorosoro. Da lachte Saho leise und sprach zu ihm: „Warum bist du doch verdorrt und hast mich so verachtet!"

162. Quellenruhm.

Kjamba-ki und Kjera heißen zwei Quellen, die in einem Tale fließen, und Kjamba-ki entspringt oberhalb von Kjera.

Kjera war einst die obere Quelle, und aus ihr zogen die Leute einen Kanal und sammelten ihr Wasser in einem Teiche. Da kam Kjamba-ki und sprach zu ihr: „Laß mich doch oberhalb von dir wohnen." Kjera sprach: „Wenn du über mir wohnst, werde ich dann auch noch meinen Teich und Kanal haben?" Kjamba-ki antwortete: „Ei freilich." Und Kjamba-ki ließ sich oberhalb nieder und begann reichlich zu fließen.

Da verließen die Menschen die Kjeraquelle und legten bei Kjamba-ki zwei Teiche an, um alles Wasser zu fassen. Zur Kjeraquelle aber kommen nur noch Kinder und schöpfen aus ihr. Darum sagen die Leute noch jetzt: „Betrüge mich nicht wie Kjamba-ki die Kjera!"



163. Leopard und Ginsterkatze.

Nächtens erhob sich ein Leopard und streifte nach Nahrung. Eine Ginsterkatze aber hatte sich einen Dornenhag geflochten und sich darin geborgen und achtete auf alles, was von oben oder unten kam. Der Gewaltige fand sie und wollte sie fressen. Die Ginsterkatze knurrte und sprach zu ihm: „Wie? Du schlägst nach einem Manne, als sei er ein Weib! Weißt du nicht, daß ich hier sitze und auf die Buschschleicher passe, damit ich einen davon verschlinge?"

Der Leopard antwortete: „Gut, wenn du ein Mann bist gleich mir, dann vorwärts, laß uns zu zweit auf die Ziegensuche gehen bei den Menschen!" Und sie gingen miteinander Bauch an Bauch. Als sie in die Bananenhaine kamen, hörte der Leopard eine Ziege blöken. Dorthin bogen sie ein. Der Leopard sprach zur Ginsterkatze: „Du brichst ein an der Dungstelle und ich breche ein am Ziegenverschlage." Die Ginsterkatze schlich sich auch durch den Jauchenabfluß in das Haus, schlängelte sich auf den Oberboden und schmauste dort Bananen. Der Leopard aber zerbrach die Hüttenstangen und holte sich die Ziege heraus. Dann rief er nach der Ginsterkatze: „Freund, was hast du gepackt?" Die Ginsterkatze rief, noch drinnen im Hause: „Hier an der Dungseite läßt sich nichts zerbrechen — da braucht's ein altes Haus!" Der Leopard rief: „Laß gut sein! Wenn du nichts hast, so hilf mir mein Abendessen nach Hause tragen. Dort wollen wir's verzehren." Damit ging er voraus und ließ der Ginsterkatze die Ziege. Die mühte sich ab an ihr und konnte sie doch nicht fortbewegen. Der Leopard wartete und wartete — doch sie kam nicht. Als die Ginsterkatze noch an der Ziege herumzerrte, kamen Hyänen dahin. Sie riefen: „Holla, Freundchen, was machst du da?" Die Ginsterkatze sprach: „O, ich bitte euch gar sehr, liebe Brüder, nehmt euern Teil davon und laßt mir erleichtertes Fleisch zurück, das sich tragen läßt!" Die Hyänen fielen über die Ziege her und fraßen sie auf. Nur den Kopf ließen sie übrig. Das Ginsterkätzlein rückte daran, konnte ihn aber nicht fortbringen. Da bat es die Hyänen noch einmal: „Erleichtert mir's weiter, ihr Männer." Die Hyänen hörten das und verzehrten auch den Kopf. Nun blieben der Ginsterkatze nur die Beine übrig, die schleppte sie an der Erde fort und begegnete damit dem

Leoparden. Der rief sie an: „Wo bleibst du und läßt mich so lange warten!“ Sie sprach: „O Herr, dies dein Fleisch war gar zu schwer. Ich konnte es nicht tragen. Da bat ich die Hyänen, daß sie mir's leichter machten. Und sie ließen mir das Leichte. Das bringe ich dir nun.“ Da packte den Leoparden ein großer Zorn. Er überfiel die Ginsterkatze und zerschmetterte sie. Um der Ziege willen war's, die sie an die Hyänen verschenkt hatte.

Der Menschen Listen, Lust und Leid.

164. Die genarrten Hyänen.

Sonst fingen die Leute die Hyänen mit Lederriemen. Wenn ein Mensch eine Hyäne regelmäßig an seinem Gehöfte vorüberstreichen sah, dann schnitt er sich einen langen Riemen und band daran eine Holzfackel. Diese Fackel legte er ins Herdfeuer und ließ sie glimmen. Das andre Ende des Riemens aber hing auf den Hof hinaus. In der Nacht kam die Hyäne und sah den Lederriemen. Sie nahm ihn auf, erweichte ihn mit ihrem Geifer und schluckte und schluckte nur so zu, während sie ihn fortschleppte. Da kam auch die Fackel zum Vorschein, und sie schluckte sie sich immer näher heran. Die Hyäne erschrak und dachte: da kommt ein Mensch, und entfloh. Aber wie sie floh, sah sie immerfort die Fackel hinter sich und hielt so an mit Fliehen, bis sie sich an Baum oder Stein schlug und starb.

Andere Leute sahen unter einem Baume einen Hyänenpfad vorübergehen, und sie ersannen eine List, sie zu fangen. Zuerst gossen sie Wasser auf den Weg, daß er schlammig wurde. Dann holten sie Ziegenblut und füllten es in ein zusammengebeuteltes Bananenblatt. Das hingen sie über dem Wege an einen Baumast auf und stachen es an, so daß das Blut langsam auf die Erde tropfte.

Nun kam eine Hyäne und merkte das tropfende Blut. Flugs setzte sie sich darunter und sperrte das Maul auf und ließ das Blut hineintropfen. Es tropfte und tropfte auch auf ein Auge. Da nahm sie eine Pfote auf vom Schlammboden und wischte sich damit das Auge. Schlamm und Blut verklebten nun das Auge völlig. Aber sie konnte vom süßen Trank nicht lassen und sperrte weiter das Maul auf.



Es tropfte und tropfte auch in das andere Auge. Sie nahm die andere Pfote aus dem Schlamm und wischte sich das Auge. Nun verklebte sich auch dieses, und sie wußte nicht mehr, ob es hell wäre. Da kam der Mensch und tötete sie.

165. Heimgezahlt.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte weder Rind noch Ziege. Wenn sein Bruder einen Stier schlachtete, dann rief er ihn und sprach: „Komm und hilf mir schlachten!" Und der ging und stand ihm bei. Mit dem Fleische aber bedachte jener alle seine Sippenbrüder, die auch Rinder besaßen wie er. Der Arme aber mußte warten bis zum Abend. Da bekam er eine einzige Rippe als seinen Lohn. Er nahm sie, bündelte sie in Bananenblätter ein und trug sie nach Hause. Seine Frau empfing die Rippe und sprach: „Warum bringst du so wenig Fleisch mit? Sah ich doch die andern vorübergehen mit großen Bündeln, und es war reines Fleisch!"

Der Eheherr sprach: „Wer keine Rinder hat, der bekommt ebensowenig und nur die Knochen. Gib dich jetzt zufrieden! Ich habe doch Fleisch gebracht. Die Bananenblätter, die es umbündelten, sollst du aber auf dem Oberboden gut verwahren." So behandelten ihn aber alle Verwandten. Sie gaben ihm das Geringste ab, weil er nichts hatte, um ihnen auch einmal zu schlachten.

Das fraß ihm am Herzen. Er sprach zu seiner Frau: „Bringe die Grabstöcke. Wir wollen in die Steppe gehen und eine Fallgrube anlegen." Sie gingen und gruben. Als sie fertig waren und sie gut verdeckt hatten, gingen sie heim. Am andern Tage sprach der Mann: „Ich gehe zur Steppe und sehe nach der Grube." Sie antwortete: „Gehe, mein Lachen! Vielleicht hat sich ein Zwergböckchen drin gefangen."

Der Eheherr kam zur Steppe und fand zwei Büffelkälber in der Grube gefangen. Seine Freude war sehr groß und er speichelte gen Himmel und rief: „O Sonne, ich danke dir!"

Die Büffelkälber band er mit Schlingwurzeln und hob sie aus der Grube und brachte sie lebendig nach Hause. Die Frau rief ihm entgegen: „Koša mbe: Du kommst, Herr!" Und er grüßte: „E nka wo mangi: ja, Häuptlingsfrau!" Die Kälber banden sie nun ins Haus und legten ihnen vor und pflegten



sie als ihre Rinder. Sie gediehen gut und wurden groß. Da beschloß der Arme, sie zu schlachten. Er ließ bei allen seinen Sippenbrüdern herumsagen: „Übermorgen schlachte ich meine Stiere.“ Sie glaubten es aber nicht, sondern sagten: „Er will uns nur verführen, ihm mehr Fleisch zuzuteilen.“ Doch er bat einen Sippenbruder um Geleit zum Häuptlinge und sprach zu dem: „Häuptling, ich möchte gern meine Stiere schlachten!“ Der Häuptling sprach: „So schlachte sie, mein Sohn.“ Er schlachtete die beiden Stiere und zerteilte säuberlich alles Fleisch und legte es fürs Verteilen zurecht. Dann aber sprach er zur Frau: „Bringe alle Bündelblätter, mit denen ich Fleisch nach Hause brachte.“ Und er teilte jedem sein Fleisch zu, wie es in das Bündel paßte, das er von ihm selber empfangen hatte. Da fielen die Gaben gar klein aus. Die Brüder gingen nach Hause und waren sehr betroffen.

Von dieser Zeit an teilten sie ihm Fleisch zu wie einem Rinderbesitzer.

166. Weißt du, wie Hunger tut?

Mangisisawo war ein reicher Mann. Er lebte oberhalb von Ljamungo bei dem Teiche Makōma. Als alle Leute schwer vom Hunger litten, verlachte er sie und sprach: „Was redet ihr nur immer von Hunger. Ich weiß nicht, was Hunger ist und wie er tut.“ Es war aber zu jener Zeit, als die Leute das Hungerlied sangen:

„Die Sonne kam und fraß die Rinder
Und fraß die Kälber
Und ließ verschmachten die Blütenröhren der Bananen.“

Die Leute fragten Mangisisawo: „Möchtest du gern wissen, wie Hunger tut?“ Er sprach: „Ei, wie gern.“ Sie sagten: „Dazu brauchen wir dreißig Rinder. Die stellst du. Dann kommst du mit all' deinen Frauen, Kindern und Verwandten. Ihr sollt dann erfahren, wie Hunger tut.“ Mangisisawo brachte die dreißig Rinder und all' die Seinen auf den Versammlungsrasen. Die Rinder wurden von den Leuten geschlachtet. Aus den frischen feuchten Häuten schnitten sie Streifen. Die legten sie Mangisisawo und den Seinen gut um den Hals und banden ihnen damit Arme und Beine. So legten sie sie in die helle Sonne hinaus und sprachen: „Gegen die wilden Tiere wollen



wir euch schützen, nur den Hunger lassen wir an euch heran!" So lag Mangisisawo drei Tage und drei Nächte mit all' den Seinen, dann waren sie tot. Die Rinderhautstreifen trockneten und zogen sich immer enger zusammen und schnürten immer tiefer in den Hals. Mangisisawo wimmerte: „O lockert, o lockert!" Aber keine Hand rührte sich. Die Wächter nur sprachen: „Sieh, das ist der Anfang. So fühlt man den Hunger kommen."

Die trocken gewordenen Riemen erwürgten sie, und so ist auch Mangisisawo am Hunger gestorben.

167. Der Kinderfreund.

Schau an, da gab es einen Mann, der hieß Nanja.*) Er hatte Häuser, die ihn mit den Zähnen aßen. Wenn er auch fünf Rinder auf einmal bei sich zu Hause schlachtete, so konnte er doch gerade nur eine Faust voll Fleisch für sich aufheben! Das andre hatte er vollständig unter die Leute verteilt. Und wie liebte dieser Mann die Kinder! Wenn er von irgend woher nach Hause zurückkam, begleiteten ihn die kleinen Kinder wie ein Bienenschwarm. Fand er nun daheim Speise vor, dann teilte er zuerst an die Kleinen aus. Wenn sie satt waren, dann aß auch er.

Fragtest du ihn nun: „Warum liebst du so die Kleinen?" dann antwortete er: „Du siehst, wir werden alt. Morgen sind das die Männer, die das Land beherrschen."

168. Wie ein Knabe einen Leoparden erlegte.

Ein kleiner Knabe war auf einen Baum geklettert, um da zu schlafen. Um Mitternacht kam ein Leopard rücklings am Baum emporgestiegen, denn er trug eine Ziege im Maule, die wollte er droben zwischen eine Astgabel zwängen und verzehren. Darum stieg er mit dem Schwanze voran. Sonst wäre ihm die Ziege zu schwer gewesen. Der Knabe wartete still, bis ihm das Tier nahe genug war. Dann gab er ihm einen Fußtritt, daß es hinunter stürzte und das Genick brach. So hat ein kleiner Knabe einen Leoparden mit einem Fußtritte getötet.

---

*) Nanja bedeutet der Beliebige oder der Bekannte.



169. Das gleiche Recht für alt und jung.

Ein Vater ging mit seinem Sohne zur Steppe und wollte seine Fallgrube besichtigen. Darin fand er auch ein Moschusböckchen gefangen. Er nahm es heraus und wollte es töten, aber das Messer glitt zweimal vom Felle ab. Da ließ er es vorerst gehen und gab das Tier seinem Sohne, damit er's festhalte. Er selber wollte noch eine andre Grube besehen. Der Knabe aber legte das Böckchen auf die Seite, denn es fiel ihm ein, Brennholz zu sammeln. Derweile befreite sich das Tier und entsprang. Als der Vater zurückkam, sagte der Sohn zu ihm: „Das Tier ist entlaufen.“ Darüber ergrimmte der so, daß er das Messer nach ihm warf. Das Kind entfloh. Noch einmal nahm er das Messer auf und schleuderte es ihm nach. Das ging wieder fehl. Dem Enteilenden aber rief er nach: „Ehe du mir kein andres Böckchen bringen kannst, wage dich nicht nach Hause. Ich töte dich sonst!“ Dunkel wurde es und wieder hell — der Knabe folgte dem Moschusböckchen. Da ereilte er's, warf's nieder, band es ein in Steppengras und trug es heim. Dort warf er's auf dem väterlichen Hofe zur Erde. Der Knabe besaß aber eine Ziege und ein Zicklein. Die hatte der Vater in der Zwischenzeit geschlachtet, denn er sprach: „Mein Sohn kommt doch nicht wieder.“

Jetzt sprach der Sohn: „Da ist dein Moschusbock, gib du mir meine Ziegen wieder.“ Und der Vater ersetzte sie ihm.

170. Das Rätsel der Häuptlingsfrau.

Eine Häuptlingsfrau fragte eines Nachts den Häuptling: „Ki — mbele ni kiki? Was bleibt im Vorrange?“ Er wußte es nicht. Am andern Morgen rief er das ganze Land zusammen und legte ihnen das Rätsel vor: „Was bleibt im Vorrange?“ Keiner der Männer kannte die Lösung. Da sprach die Frau: „Gebt mir vier Rinder, dann sage ich's euch.“ Sie brachten die Rinder, und nun sprach sie: „Hört die Lösung. Was bleibt immer im Vorrange, wenn nicht der Magen? Er beherrscht uns alle.“

Darin mußten ihr alle beipflichten, und man gab ihr die Rinder.



171. Vom Herzenbilden.

Als Gott die Menschen bildete, versuchte bald der Urahn der Europäer, es ihm nachzutun. Auch er gestaltete einen Menschen in allen seinen Teilen von außen und von innen. Aber schließlich gelang es ihm doch nicht, das Herz zum Schlagen zu bringen. Darum mußte er's anstehen lassen. Aber noch heute sagen die Leute: „Der Weiße kann alles, auch Menschen würde er bilden, wenn er nur das Herz zum Schlagen bringen könnte."

172. Verzweifelte Vaterliebe.

In der Landschaft Kilema lebte ein Mann, der hieß Mafurundža Limo. Ihm wurde eine einzige Tochter geboren. Die war über alle Maßen schön. Und er liebte sie wie seine eigne Seele. Aber nun starb das Kind.

Da kam er von Sinnen. Er rief: „Soll ich ihre Schöne von Würmern zerstören lassen!" Und er ergriff sein Kind und begann es zu verzehren. Die Leute liefen entsetzt davon und riefen: „Er ist von Sinnen und wird uns töten." Ein ganzes Jahr wagte kein Mensch mit ihm zu essen, nicht einmal seine eignen Frauen. Sie sagten alle: „Er muß sterben, weil er Menschenfleisch gegessen hat." Als sie aber sahen, daß er leben blieb, verkehrten sie wieder mit ihm. Doch scheuten sie sich noch sehr vor ihm, und er zog schließlich fort in die Landschaft Kiwoso. Dort schnitzte er hölzerne Ackerhacken für die Frauen. Von da an hieß er Kipatša, der Schnitzer.

173. Die Folgschaftsprobe.

Zum Häuptling Rindi floh einst Simba, der Bruder des Häuptlings von Kilema, namens Mambo o Warisewu. Er flüchtete sich aber deshalb zu Rindi, weil der eine Schwester von ihm zur Frau hatte.

Nun zankte sich eines Tages Rindi mit dieser seiner Frau und befahl schließlich dem Simba, seine Schwester zu verbrennen. Ohne Säumen und ohne Weigerung machte sich der ans Werk. Es wurde ein manneshoher Scheiterhaufen geschichtet und angezündet. Als er in voller Glut war, wollte Simba mit Hilfe eines andern Mannes seine Schwester hineinwerfen. Da tat Rindi Einhalt und sagte: „Ich wollte dich nur prüfen, ob du wirklich mir gehorchen könntest."



174. Eine Frau für zwei Lasten Heuschrecken.

Malata liebte ein Mädchen, die hieß Mre. Er hatte aber nichts, womit er die Brautgabe hätte zahlen können. Ziegen und Rinder gab es noch sehr wenige im Lande, und ihm gehörte nicht ein einziges Stück. Da kam eine Hungersnot. Und ein Heuschreckenheerzug fiel ins Land.

Die Leute sammelten sich davon, so viel sie konnten, und rösteten sie auf Tonscherben, damit sie sie für lange Zeit aufbewahren konnten. Am eifrigsten sammelte und röstete Malata. Zwei große, schwere Lasten trug er hin zur Brautmutter und sprach: „Die biete ich dir zur Brautgabe. Gib mir deine Tochter.“ Die Mutter war damit einverstanden und versprach sie ihm. Aber der Hunger verging, und Ziegen und Rinder mehrten sich im Lande. Jetzt wurde der Alten jener Verspruch aus der Elendszeit leid, und auch die Tochter wollte sich für Rinder und nicht für Heuschrecken von dem Mutterhofe lösen lassen. Darum sagten sie dem Malata auf. Malata sprach: „Gut, doch wenn ihr zurücktretet, dann gebt mir das Brautgut wieder! Zwei Lasten gedörrter Heuschrecken verlange ich zurück, und auch in der Farbe sollen sie denen gleichen, die ich gesammelt hatte.“

Nun kommen aber die Heuschrecken nur alle zehn Jahre wieder. Sie boten ihm darum Rinder und Ziegen. Er lehnte alles ab und bestand auf seinen Heuschrecken. Die Mutter berief den Sippenrat. Die Gesippen fragten: „Hast du ihm guten Ersatz geboten?“ Sie antwortete: „Auch Rinder und Ziegen läßt er nicht gelten.“ Sie sprachen: „Dann mußt du die Heuschrecken schaffen oder ihm deine Tochter lassen.“ So gewann sich Malata eine Frau. Und er sang und setzte dieses Lied:

„Ohne Heuschreckgewimmel, als Gabe für die Braut
Hätte ich wohl niemals meine Braut geschaut.
Dann wäre heute nicht der Setzling mein,
Der nun rodet im väterlichen Hain.“

175. Grasschneiderinlied.

Ins Gras tat ich gehen,
hai kjeku!
Einen Mann sah ich stehen,
hai kjeku!



Der schnitt auch Gras,
hai kjeku!
„O Herr, gib mir das!"
Hai kjeku!
Er hat mir's gelassen,
hai kjeku!
Wie soll ich's nun fassen?
Hai kjeku!
Mit Mšokošoko will ich's binden,
Mit Mtambasaka umwinden
Und wandeln stracks nach Haus.
Da tät den Nachbar ich gewahren,
Wie er ging sein Bier zu sparen.
„Schenkt ein und laßt mir's frommen!"
Ließ er einen Becher kommen.
Und ich trank mit einem Zug,
Tat dem zweiten auch genug.
Hai kjeku!
Hob mein Bündel wieder munter
Untern Kopf und barg mich drunter,
Wandle stracks nach Haus.
Meinen Schwiegervater treff ich da,
Und er spricht: „Da kommst du ja,
Du mein Fräulein klein."
„Ja, o Vater mein!"
Schwiegermutter ruft im Haus
Auch „Du kommst" zum Gruß heraus.
„Ja, du Mutter mein!"
„Aber Kind, wie siehst du aus!"
„Ach, da mach' dir nur nichts draus:
In der Steppe Sonnenschein
Mischte mir ein Hitzelein,
hai kjeku!"

176. Das Hexenlied.

(Ein Schlummerlied.)

Sänfte, sänfte das Kindlein,
Bis es schläft,
Und schlecke an seinem Löffel!



Die Frau Makesi ist eine Hexe
Sie hat mir das Brüderlein verhext.
O pañgsa, o pañgse!
Warte, bis der Tata aus dem Grase kommt
Warte, bis die wama wiederkehrt.
Colocasienknöllchen gibt sie uns,
Bringt uns Knollentriebe mit.
Ob ich dir die vorzerkaue,
Oder kaue ich lieber nicht?

177. Das Werwolflied.

(Ein anderes Schlummerlied.)

Schlafe, mein Schluckerchen du,
Schlafe, bis es tagt.
Warte, daß der Vater kommt,
Auf die Mutter warte du!
Kommt sie nicht, dann folge ihr,
Wie das Rind dem Heckenpfade. —
Werwölflein das zehret Menschen,
Menschen zehren Rinder,
Und die Rinder den Bananenschaft —
Und Bananenschaft, den schlingt die Erde!
Schlafe, du mein Schluckerchen,
Schlafe, bis es tagt,
Warte, daß die Mutter kommt,
Auf den Vater warte du!

178. Die milchreichen Kühe.

(Ein Neckmärchen.)

Es wächst ein Baum der Sagen,
Kinder und Rinder tut er tragen.
Rinder von Loparo:
Lassen melken sich wie Wasserschwall,
Melken Milch wie Bachessal.
Kommt der Stier und bittet: bind mich an!
Kommt der Bock und bittet: bind mich an!
Die neumelke Jungkuh spricht: o melk mich ab, melk mich ab!
Und dieweil ich melke, ruft Kilume mich, mein Eheherr, ab.



Und ich laufe, und ich laufe!
Spricht er noch zu mir: Ich werd' dich schlagen!
Denk ich noch bei mir: Laß ihn das wagen!
Und er schlug mich, trieb mich ins Gedörn,
Dort aß ich die Towopflaume, die den Pavian treibt fern.
Und ich floh zu Mdosa dort im Honuland.
O dort sah ich Rinder, Haupt an Haupt es stand.
Lassen melken sich wie Wasserschwall,
Melken Milch wie Bachessal.
Und sie sprachen: melk uns ab, melk uns ab!
Riesenlang sind ihre Hörner. Und sie riefen:
„O melk uns ab, o melk uns ab!"
Wo hinein sollt' ich sie melken?
Haṅa, haṅa*): Wo?

179. Die böse Mundi.

(Ein zweites Neckmärchen.)

Ich ging zum Umbofluſſe, ich kam zum Serebach.
Dort sah ich ein Moschusböckchen und warf ihm die Äxte nach.
Die erste traf, doch es starb nicht. Die zweite traf und es fiel.
Bindebaſt fand ich von Msakasaka, der mir gefiel.
Das Böckchen schnürt' ich und lud es mir auf.
Auf ein Tragkissen aus Mteschogras, da legte ich's drauf.
Mit dem Böckchen wanderte ich und kam nach Haus.
Doch das Hoftor war geschlossen, niemand kam heraus.
Rief ich meine Frau, die Mundi: „Mach mir auf das Tor!"
Mundi hört nicht. Tat ich selber fort, was lag davor.
Trug das Böckchen in die Küche und rief zu ihr ins Haus:
„Mundi, bring zum Schlachten mir das Messer raus!"
Mundi aber hört nicht. Holt ich's mir allein.
Schlachtet' mir das Böckchen und topfte es ein.
Wieder rief ich: „Mundi, bring mir Feuer her!"
Mundi aber hört nicht. Ließ mir die Beschwer.
Kocht ich selber denn das Böckchen. Endlich ward es gar.
Wieder rief ich: „Mundi, reich mir eine Schüssel dar!"
Mundi aber hört nicht. Rief ich noch einmal:

*) Das ṅ in haṅa wird mit einem starken Schnalzlaute gesprochen, und dieser ungewohnte Klixer ist die scherzhafte Überraschung am Märchenende.



„Komm doch nur zum Schmause. Hilf mir essen, mein Gemahl!"
Aus dem Topf die Leber sucht ich ihr heraus.
Mundi aber aß nicht. Schnitt ich ihr vom Bein
Gutes Fleisch herunter, gut wollt's ihr nicht sein.
Schlug ich nun der Mundi einen Backenstreich,
Weil sie noch nicht willig, auch den zweiten gleich.
Mundi floh nun klagend den Kanal hinan.
Bis zu Taitahirten. Dort hielt sie nicht an.
Lief und kam zu Hirten. Die hielten Wiesenhut
Für farbenreine Rinder. Die sind Masaigut.
Hier blieb sie. Gut gefiel ihr der Masaiclan:
Mit langem Halse, langen Schenkeln und mit langem Speer der Mann.
Und zwei Krieger, Mschimbo und Tukai, sprachen gleich zu ihr:
„Acke du für uns! Fleisch und Milch wird dir dafür."
Sprach ich: „Wie mag denn behausen ich das Heim für zwei?
Laßt mich darum ackern für Tukai.
Und es reicht auch noch für Mschimbo, daß er schmause mit Tukai.
Aber du*) reckst deinen Schnabel nutzlos aus,
Daß er länger denn Nashornvogelschnabel sich längt aus!"

180. Die Bohnen der Masilamu.

(Ein Lügenmärchen.)

Ein Mann vertrieb seine Frau. Sie hieß Masilamu. Masilamu zog in ein anderes Land. Auf ihrem Felde aber ließ sie Bohnen zurück. Die befahl sie einer Nachbarin. Als die Bohnen reif geworden waren, pflückte sie die Nachbarin ab und hob sie eingebündelt im Hirsespeicher auf; am nächsten Morgen wollte sie die Ernte der Masilamu zutragen.

In der Nacht aber stiegen Termiten im Speicher hoch und fraßen die Bohnen. Die Frau griff die Termiten und sprach: „Vorwärts, zu Masilamu! Ihr habt ihre Bohnen gefressen!" Die Termiten gingen mit. Auf dem Wege begegneten sie den Wanderameisen Malondo. Die töteten die Termiten. Die Frau sprach: „Vorwärts, ihr Malondo, zu Masilamu: Ihr habt die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen,

*) Zu dem zuhörenden Kinde gesagt, um seine erweckte Eßlust zu verspotten.





Dschaggaknaben bei der Weide.



Wasserholende Frauen.

die Bohnen gehören Masilamu." Die Ameisen gingen mit ihr. Da kamen sie an ein Wasser; das schwemmte die Ameisen fort. Die Frau sprach zum Wasser: „Vorwärts zu Masilamu! Du hast die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu." Das Wasser ging mit ihr. Da kam ein Berg und hielt das Wasser auf. Die Frau sprach zum Berge: „Vorwärts, zu Masilamu! Du hast das Wasser aufgehalten, das Wasser hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu." Da kam ein Elefant und zertrat den Berg. Die Frau sprach zum Elefanten: „Vorwärts, zu Masilamu! Du hast den Berg zertreten, der Berg hat das Wasser aufgehalten, das Wasser hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu." Da kam ein Mann und schoß den Elefanten. Der Mann hieß Mketa. Die Frau sprach zu Mketa: „Vorwärts, zu Masilamu! Du hast den Elefanten geschossen, der Elefant hat den Berg zertreten, der Berg hat das Wasser aufgehalten, das Wasser hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu." Der Mann ging mit ihr. Da stieß er sich an ein Holz, das verwundete ihn. Die Frau sprach zum Holze: „Vorwärts, zu Masilamu! Du hast den Mann geschlagen, der Mann hat den Elefanten geschossen, der Elefant hat den Berg zertreten, der Berg hat das Wasser aufgehalten, das Wasser hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu."

Das Holz ging mit ihr. Da kam ein Steppenbrand und verzehrte das Holz. Die Frau sprach zum Steppenbrande: „Vorwärts, zu Masilamu! Du hast das Holz verzehrt, das Holz hat den Mann geschlagen, der Mann hat den Elefanten geschossen, der Elefant hat den Berg zertreten, der Berg hat das Wasser aufgehalten, das Wasser hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu." Der Steppenbrand ging mit ihr. Da kam ein Hagelregen und löschte den Steppenbrand aus. Die Frau

sprach zum Hagelregen: „Vorwärts, zu Masilamu! Du hast den Steppenbrand ausgelöscht, der Steppenbrand hat das Holz verzehrt, das Holz hat den Mann geschlagen, der Mann hat den Elefanten geschossen, der Elefant hat den Berg zertreten, der Berg hat das Wasser aufgehalten, das Wasser hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu." Der Hagelregen ging mit ihr. Da kamen Wolken und hielten den Hagelregen auf. Die Frau sprach zu den Wolken: „Vorwärts, zu Masilamu. Ihr habt den Hagelregen aufgehalten, der Hagelregen hat den Steppenbrand ausgelöscht, der Steppenbrand hat das Holz verzehrt, das Holz hat den Mann geschlagen, der Mann hat den Elefanten geschossen, der Elefant hat den Berg zertreten, der Berg hat das Wasser aufgehalten, das Wässer hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu." Die Wolken gingen mit ihr. Da kam der Sonnenschein und trank die Wolken auf. Die Frau sprach zum Sonnenschein: „Vorwärts, zu Masilamu! Du hast die Wolken aufgetrunken, die Wolken haben den Hagelregen aufgehalten, der Hagelregen hat den Steppenbrand ausgelöscht, der Steppenbrand hat das Holz verzehrt, das Holz hat den Mann geschlagen, der Mann hat den Elefanten geschossen, der Elefant hat den Berg zertreten, der Berg hat das Wasser aufgehalten, das Wasser hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu." Der Sonnschein ging mit ihr. Da kam eine Hyäne und wärmte sich am Sonnenschein und wärmte den Sonnenschein weg. Die Frau sprach zur Hyäne: „Vorwärts, zu Masilamu! Du hast den Sonnenschein weggewärmt, der Sonnenschein hat die Wolken aufgetrunken, die Wolken haben den Hagelregen aufgehalten, der Hagelregen hat den Steppenbrand verlöscht, der Steppenbrand hat das Holz verzehrt, das Holz hat den Mann geschlagen, der Mann hat den Elefanten geschossen, der Elefant hat den Berg zertreten, der Berg hat das Wasser aufgehalten, das Wasser hat die Ameisen verschwemmt, die Ameisen haben die Termiten gefressen, die Termiten haben die Bohnen gefressen, die Bohnen gehören Masilamu."

Die Hyäne ging mit ihr und sie kamen zu Masilamu.



Da sprach das Weib zu Masilamu: „Ich habe deine Bohnen geerntet, die Bohnen wurden von den Termiten gefressen, die Termiten wurden von den Ameisen gefressen, die Ameisen wurden vom Wasser verschwemmt, das Wasser wurde vom Berge verdämmt, der Berg wurde vom Elefanten zertreten, der Elefant wurde vom Manne geschossen, der Mann wurde vom Holze geschlagen, das Holz wurde vom Steppenbrande verzehrt, der Steppenbrand wurde vom Hagelregen verlöscht, der Hagelregen wurde von Wolken gehalten, die Wolken wurden vom Sonnenschein aufgetrunken, der Sonnenschein wurde von der Hyäne weggewärmt, die Hyäne — hier ist sie!"

Masilamu nahm die Hyäne und band sie in die Hütte und legte ihr Gras vor, als sei sie ihre Kuh. Als nun Masilamu zur Steppe hinunter ging, sang die Hyäne im Hause ihr Lied:

„Masilamu legt Gras mir vor
Haha!
Gras als einem Zicklein!
Masilamu legt Gras mir vor
Haha!
Als wäre ich ihr Kühlein."

Das Lied sang die Hyäne alle Tage, wenn Masilamu nicht daheim war. Die Nachbarn hörten es und wunderten sich sehr. Sie sagten zu Masilamu: „Was hast du doch für eine seltsame Kuh im Hause? Die singt ja wie die Leichenfresser aus der Steppe!" Nun versteckte sich Masilamu am andern Tage in der Nähe und hörte selber das wunderliche Lied. Vom Zorne übermannt, führte Masilamu die Hyäne zur Steppe hinunter und band sie dort an einem Baume fest und verließ sie. Nach ein paar Tagen aber kam sie ins Haus zurück. Masilamu brachte sie zum zweiten Male zur Steppe und hing sie auf einen Baum. Dann rief sie alle Vögel und bot ihnen die Hyäne zum Schmause. Die kamen von allen Seiten, und in kurzer Zeit war kein Knochen mehr von ihr übrig.

181. Mutterlist.

Als eine Hungersnot herrschte, ersann eine Mutter eine List, mit der sie ihre Kinder vor dem Stehlen bewahren wollte.



Sie sammelte Steine, legte sie heimlich in den Kochtopf, goß Wasser darauf und setzte ihn auf's Feuer. Zu den Kindern aber sprach sie: „Seht, hier koche ich euer Essen.“ Die Kinder sahen das Feuer brennen und das Wasser um die vermeintlichen Knollen brodeln und warteten geduldig. Freilich wunderten sie sich, daß die Knollen so gar langsam weich werden wollten. Am Abend aber konnte die Mutter ihre Kuh melken, die sie im Hause hatte. Die Milch gab sie den Kindern zu trinken. Die Steine aber warf sie weg, worüber sich die Kinder aufs neue wunderten.

Jene Frau kannte das Sprichwort: „Kulaive kulaila: Gehe nicht zum Stehlen, ehe es nicht dunkel ist“, d. h. spare dir das Äußerste bis ganz zuletzt! Es kann unter Tags doch noch eine Hilfe kommen.

182. Unselige Hast.

Zwei Frauen schliefen in einem Hause, und jede von ihnen hatte ein Kind.

Eines Abends spielten beide Kinder noch auf dem Hofe. Die eine Frau war bei ihnen, die andre aber war im Hause. Da kam ein wildes Tier, ergriff ein Kind und entsprang mit ihm. Das gehörte der Frau, die auf dem Hofe war. Sie aber glaubte, es sei das Kind der andern, die im Hause war. Hastig griff sie darum nach dem Kinde, das zurückgeblieben war und trug es ins Haus und rief der andern zu: „Ein wildes Tier hat dein Kind geholt. Warum bliebst du nicht draußen wie ich. Du hättest das deine dann wohl retten können, wie ich das meine!“ Die andre schrie vor Schmerz und rief, sie wolle dem Untiere nach und sich fressen lassen mit ihrem Kinde. Da fing das Kind an zu reden und sprach: „Warum weinst du, Mutter! Ich bin doch hier.“ Nun erkannte die Frau, daß sie das Kind der andern gerettet und ihr eigenes im Rachen des Fressers gelassen hatte.

Schreiend lief sie zur Hütte hinaus und suchte das Tier. Das war aber nicht mehr zu finden. Ihr Kind war verloren und sie blieb allein zurück.

183. Das Warnlied der Sklavin.

Da war ein Häuptling, der hatte einen Bruder. Dieser Bruder sprach zu sich selbst: „Was tue ich nur, damit ich die



Häuptlingschaft an mich bringe?" Er beriet sich mit zwei Vertrauten und sagte ihnen: „Helft mir eine Fallgrube graben und ich will euch dafür hundert Rinder geben oder meine Schwester zur Frau." Sie gruben nun eine tiefe Grube im Hause, das der Häuptling zu betreten pflegte bei seinen Besuchen. Die Grube kam mit ihrem Rande an die Schwelle der Tür. Sie deckten leichte Bretter darüber, daß es aussah wie früher.

Nun kochte der Bruder reichlich Bier und lud den Häuptling dazu ein mit seinen Männern. Er ließ ihm sagen „Komme morgen zu mir und genieße meine Speise." Der Häuptling ging jedoch erst am übernächsten Tage, denn er sagte: „Ich will das Bier als Rauschbier trinken und dazu wird es erst am dritten Tage." Am dritten Tage kam der Häuptling auf den Hof des Bruders um den Niedergang der Sonne und fand den Bruder nicht daheim. Er war auf einen Nachbarhof gegangen. Nur eine Magd war da. Die begann zu singen:

„Vorsichtiger! Das Land hat Schleicher!
Und das Haus birgt einen Ungenannt.
Geh und komme morgen.
Das Haus hat seine Leute.
Laß, Vorsichtiger, und komme morgen."

Der Häuptling sprach: „Wovon singt jenes Mädchen?" Und er fragte sie selber. Doch als die Magd den Häuptling anschaute, begann sie zu weinen und konnte nichts reden. Darum ließ sie der Häuptling mit einem Manne auf die Seite gehen, damit er sie beruhige, denn sie weinte heftig. Dem sagte sie dann: „Eine Fallgrube ist im Trinkhause heimlich gegraben worden. Und ich weine, weil er da hineingestürzt werden soll."

Der Häuptling ging nun vom Hofe und wartete, bis der Bruder kam. Dann kehrte er zurück auf den Hof, als käme er eben jetzt. Der Bruder bat ihn: „Komm in's Haus zum Trunke!" „Laß uns hier auf dem Hofe trinken," bat der Häuptling. Das Bier wurde auf den Hof gebracht und ausgetrunken. Der Bruder aber dachte: „Laß es gut sein. Ging er heute nicht hinein, so geht er doch morgen." Er ahnte noch nichts davon, daß der Häuptling alles wußte. Der Häuptling aber ging nach Hause nnd redete mit zwei Männern: „Helft

mir, es jenem Giftmischer heimzuzahlen, der mir ans Leben will!" Die Männer antworteten: „Nenne ihn! Wir entnehmen den Häuptling dem Schrecken des Tages und dem Schrecken der Nacht."

Da befahl ihnen der Häuptling, seinen Bruder zu töten. Und sie fanden einen listigen Rat, der ihm das Leben nahm.

184. Kimokuru, die Krätzige.

Einst gab es einen Häuptling, der war sehr eingebildet. Nun hatte er eine Frau, die bekam am ganzen Leibe einen Ausschlag. Und weil sie sich fortgesetzt kratzte und schabte, konnte sie sich zuletzt nicht mehr rühren. Ihr Mann sah es und entsetzte sich. Er sprach: „Dies Weib hat die Krätze. Ich will nichts mehr von ihr wissen. Möge sie bleiben, wo es ihr gefällt, und Wasserkrabben essen! Ich bin Häuptling. Mir gehört das ganze Land. Weiber will ich mir eintun in großer Zahl. Jedes Haus fasse ein Weib und eine Jungfrau, damit der Speise viel wird auf meinen Höfen!"

Was er sagte, das tat er auch. Bald hatte er viele Frauen. Seine erste Frau aber mochte er nicht mehr anschauen. In der Nähe seiner Höfe gab es viel Gebüsch und Schluchten. Die waren voller Schlangen. Eines Tages saß der Häuptling beim Bier und wurde trunken. Während er auf der Erde lag, kam ein Python und verschluckte ihn. Den Kopf aber konnte er nicht mit dem übrigen Körper verschlingen, der blieb sichtbar.

Alle seine Weiber kamen herzugelaufen, jammerten und entflohen. Die Häuptlingsmutter aber klagte weithin vernehmbar und rief: „Wer meinen Sohn dem Rachen der Schlange entnimmt, dem spende ich Reichtum zusamt seiner Sippe!"

Die verachtete Frau aber kam auch herzu. Sie holte sich Colocasienblätter und Stengel und schnitt sie mit dem Grasmesser zurecht. Die steckte sie dann in den Schlangenrachen und stopfte ihn aus, rechts und links vom Häuptlingskopfe. Als sie damit fertig war, fing sie an, den Rachen aufzuschneiden. Und während sie den Schlangenleib spaltete, sang der Mann:

„O junge Frau, der Python verschlang mich,
O junge Frau, deiner Liebe gedenk' ich!"

Die verachtete Frau entnahm ihren Eheherrn dem Schlangenleibe noch lebend. Sie machte Wasser heiß und wusch ihn damit am ganzen Leibe ab. Der Häuptling ließ nun von seiner



Torheit und machte sie zur Hauptfrau. Die Menschen verwunderten sich und sprachen: „Verachte niemals deine erste Frau! Was sie trifft, das treffe auch dich."

Und ein Lied setzten sie, das besagt:

„Die erste Frau ißt das Bruststück,
Die Nachgekommene bekommt das Kniestück."

185. Mašati.

Mašati war eine Frau des Häuptlings Mapfuluke von Mamba. Sie verlor aber seine Gunst, und er mochte ihr kein Fleisch mehr geben. Doch sie war reich, hatte sehr viel Vieh und dreißig Sklaven. Die schickte sie zu einem Manne, wo sie ihr Vieh geborgen hatte, und ließ sich einen gemästeten Ziegenbock kommen. Den brachten sie ihr, und sie schlachtete ihn und machte sich und ihren Leuten damit einen fröhlichen Tag. Einer aber von ihnen ging hin und sagte es dem Häuptling. Der machte sich auf den Weg, und wie er ins Haus trat, sah er das Fell des Tieres am Boden. Da geriet er in großen Zorn, denn es ist ein Verbrechen, wenn eine Frau ihr Vieh schlachtet und sagt es nicht zuvor ihrem Manne, daß er komme und esse. Und er schrie in seinem Zorn: „Du bist ein Viehräuber, du bist ein Viehräuber."

Er haßte sie nun sehr und schickte sie ihren Eltern zurück. Ihr Vater aber hieß Ngowi, und sie sagten zu ihm: „Deine Tochter hat Vieh gestohlen!" Da brachte Ngowi dem Häuptling viel Vieh zur Sühne. Tausend Muttertiere und tausend junge Tiere, das sind zusammen zweitausend Tiere. Aber er konnte den zornigen Häuptling nicht stillen. Nun sagte er zu ihm: „Ich habe nur noch eine einzige Kuh, laß sie mir, daß mir daraus eine neue Herde erwachse!" Aber auch diese mußte er bringen. Und er brachte sie. Jetzt blieben ihm nur noch dreitausend Ochsen übrig. Eines Tages kochte er viel Bier und sagte dem Häuptlinge, als er bei ihm das Bier trank: „Was sollen diese Ochsen nun fressen?" Und er lud den Häuptling ein zum großen Ochsentag. Der kam und Ngowi machte sich daran und schlachtete alle Ochsen. Einen einzigen behielt er übrig. Mit diesem verließ er seinen Platz und zog über den Gunafluß hinüber.

Die Leute aber erbarmten sich seiner und brachten ihm alle Tage Fleisch. Und er fragte seine Frau: „Womit sollen



wir das alles bezahlen?" Der eine Ochse wuchs heran und wurde sehr groß. Er hatte aber auch noch einen fetten Ziegenbock, den machte er dem Häuptling zum Geschenk und sagte zu ihm: „Ich will denen, die sich meiner erbarmten, Fleisch geben zu einem frohen Tage, erlaube es mir!" Und der Häuptling erlaubte es ihm. Da kochte er tüchtig Bier und rief viele Leute und ließ ihnen sagen: „Jeder Mann, der mir Fleisch abgeschnitten hat, komme morgen zu mir!" Sie kamen alle und warteten vor seinem Hause. Da führte er den einzigen Ochsen heraus, sie aber glaubten, die andern würden nachher noch gebracht — und er sagte zu ihnen: „Dieses Tier haben mir die Unterirdischen gezeigt im Gesicht als zum Opfer erkoren und sie sagten mir: ein jeder, der in deinem Hofe sich niederläßt, soll sich mit dem Fett des Tieres salben, daß er davon triefe. Wer das nicht tut, wird unsern Zorn zum Tode fühlen. So sagten sie, aber nun setzt euch nieder!"

Sie alle setzten sich und er nahm den Ochsen und schlachtete ihn und sprach zu ihnen: „Nun salbt euch mit Fett, daß ihr triefet!" Und sie salbten sich alle ohne Ausnahme, die dort waren, sodaß alles Fleisch des Tieres verging und nichts zu essen übrig blieb. Nun sprach Ngowi: „Gehet nach Hause, denn ich habe nichts mehr für euch, das war mein letztes Tier." Da gingen sie zornig davon und lästerten ihn und sprachen: „To, es sterbe ihm Frau und Kind, was fällt ihm ein, uns von Hause zu rufen!" Spornstreichs liefen sie zum Häuptling Mapfuluke und verklagten ihn: „Ngowi hat uns zum Schmause geladen und doch keinen einzigen Bissen zugeteilt." Der Häuptling aber sah sie an und sprach zu einem nach dem anderen: „Ei siehe da, wie triefst du doch von Fett und sagst, du habest kein Fleisch gesehen?" Und er sagte zu ihnen: „Ihr habt ihn gelästert; aber eure Lästerung wird über euch selber kommen!"

Wie sie sahen, daß er ihrer Klage nicht glaubte, liefen sie zum Häuptling Itosi von Marangu und sagten ihm dasselbe, und einer überschrie den andern: „Er rief uns und mochte uns doch keinen Happen abschneiden und will nicht vergelten, was ich ihm Gutes getan." Aber auch dieser Häuptling rief lachend: „Ei schau, wie triefst dein Leib vom Fett des Masttieres!" Sie riefen aber ganz umsonst dagegen: „Nein Herr, er hat uns betrogen und kein Fleischstückchen zugeteilt." Er glaubte ihnen nicht

und sie mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Ja, der Häuptling erbarmte sich seiner und gab ihm andere Rinder, vierzig Stück, und führte ihn wieder auf jenen Platz zurück, wo er früher in Reichtum gewohnt im Bezirke Kigambeni. Und wie er starb, konnte er sagen: „Dieses Land lasse ich den Meinen, und meine Urenkel sollen darin herrschen, denn ich habe es ihnen mit vielen Dingen schön zugerichtet."

186. Die wehrhafte Frau.

Es hatte ein Mann Bienenbutten in der Steppe hängen. Eines Tages ging er nach unten und nahm sie herunter vom Baume, um den Honig zu essen. Da fiel ihm eine auf den Kopf und schlug ihm die Zähne ein. Er ging nach Hause und starb. Seine Frau hinterließ er mit zwei Rindern, die standen neumelk im Stalle. Ein Mann sah, wie sie die Rinder melkte, und sprach: „Ich will sie töten und die Rinder wegtreiben."

Als sie wieder einmal beim Melken war, kam er herbeigelaufen und trat die Tür ein. Die im Hause waren, flohen auf den Oberboden. Das Weib aber riß das Schwert aus der Scheide, das ihr Mann hinterlassen hatte, und wehrte sich damit. Da konnte ihr der Mann nichts anhaben und entwich.

Jetzt verrammelte die Frau die Tür und schrie um Hilfe. Sie hatte aber einen Bruder, der war so angesehen wie ein Häuptling. Er kam mit vielen Männern herbeigelaufen, konnte den Übeltäter aber nicht mehr entdecken. Seine Schwester jedoch siedelte er dicht bei seinem Hofe an. Nun war aber jener Übeltäter in Wahrheit sein bester Freund.

Eines Tages kochte der Bruder reichlich Bier und vermischte es mit einem Absud vom Msesevebaume, der es recht berauschend macht. Und der seine Schwester hatte töten wollen, kam auch zum Gelage und ward trunken. In seiner Trunkenheit sprach er zu dem Bruder: „Hätte ich doch beinahe deine Schwester erschlagen! Sie war mir aber zu gescheit und fehlte nicht viel, so hätte sie mich getötet!"

Als das der Bruder hörte, wunderte er sich sehr und sagte: „Also du bist's gewesen, der meiner Schwester ans Leben wollte!" Er strafte ihn und nahm ihm zehn Rinder weg. Dabei ließ er's bewenden und tötete ihn nicht, weil er doch sein Freund gewesen war.



187. Der feurige Halsring.

Einstmals gab es große Wühlräuberei. Dadurch kamen viele Menschen ums Leben. Die Räuber gruben sich unter dem Hause durch mit dem Schwerte, töteten die Schlafenden und trieben das Vieh von dannen. Nun war da eine alte Frau. Die ging mit sich zu Rate und sprach: „Auch zu mir werden die Wühler kommen. Was tue ich, um ihnen zu entgehen?“

Sie hatte aber Enkelkinder. Die lud sie zu sich und ließ sie bei sich schlafen. Nun verschaffte sich die Alte den oberen Rand von einem Tontopfe, der einen geschlossenen Ring bildete. Dann trug sie sich gute Brennscheite ins Haus und entfachte ein starkes Feuer. Den Tonring legte sie in die Glut, daß er glutig wurde. Und neben sich legte sie eine Schmiedezange. So vorbereitet hielt sie Wacht. Ihren Enkeln aber befahl sie: „Legt euch ruhig schlafen.“ Bald hörte man die Kinder ruhig atmen, und dann schnarchten sie. Darauf aber hatte die Alte gerechnet, denn das Atmen der Kinder sollte die Wühler täuschen und ermutigen. Sie horchte und hörte drei Männer kommen. Als die jene Atemzüge hörten, begannen sie zu graben. Die Alte achtete auf sie und merkte, daß sie den Gang unter der Jauchenabflußstelle anlegten, denn dort ist die Erde am weichsten. Sie hielt sich in Bereitschaft mit ihrem glutigen Tonringe. Als nun der erste mit seinem Kopfe emporstieß, warf sie ihm den Ring über den Kopf. Er fuhr zurück — der Schmerz dauerte, er stieß wieder hoch — der Schmerz dauerte. Die anderen entflohen und die Alte schrie um Hilfe. Leute kamen und befreiten ihn aus seinem Gange.

Seit jener Zeit aber war es für lange vorbei mit der Wühlerei.

188. Die dankbare Alte.

Kisamare, der Häuptling von Mamba, liebte es, Fremdlinge zu töten, die bei ihm einkehrten. Eines Tages kamen wieder Männer in sein Gehöft auf der Durchreise, und baten ihn um ein Nachtlager. Man wies ihnen die Schlafstätte in einem festen Hause an. Darin fanden sie ein Weib vor, das beim Häuptling in Ungnade gefallen war. Der Häuptling wollte die Männer töten, ließ ihnen aber am Abend geziemender Weise



Fleisch zuteilen. Davon schnitten sie auch für das Weib ein gutes Teil herunter. Dabei fing die Frau an zu singen:

„Einer und einer, wie Tropfen am Eimer.
Einer und einer, wie Tropfen am Eimer“.

Die Männer staunten und fragten sich: „Was ist's, das uns diese Alte singt?“ Einer sprach: „Sie warnt uns und zeigt uns das Mittel zur Rettung.“

Nun ging einer nach dem andern still von dannen und entkam unauffällig ins Freie. Dann flohen sie miteinander. So hat sie jenes Weib gerettet.

189. Geschwisterehe aus Not.

Eine Alte hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die wanderten in die Steppe ab und heirateten sich dort. Ihre Mutter blieb allein zu Hause und machte sich auf, ihre Kinder zu suchen. Damit sie aber nicht erkannt würde, band sie sich viele Lederstreifen um Kopf und Glieder. So verhüllt stieg sie zur Steppe hinunter. Auf dem Wege traf sie Leute, die einen Büffel schlachteten. Sie sprach zu ihnen: „Ihr Büffeljäger, schenkt mir ein wenig Büffelklein! Wollt ihr das nicht tun, dann mache ich den Büffel wieder lebendig.“ Die aber sagten nur: „Mache lebendig!“ Da sang die Alte:

„Büffel auf der Erde, erstehe, erstehe, he he!“

Sofort sprang der Büffel auf und fing an zu brüllen. Nun baten sie schnell: „Leg ihn wieder hin, wir geben dir auch das Büffelklein.“ Die Alte war's zufrieden und sang:

„Büffel auf der Erde, sinke hin, sinke hin, he he!“

Und der Büffel sank wieder in sich zusammen. Die Jäger gaben ihr das Büffelklein und einen breiten Fellstreifen. Den band sie sich um den Leib. Sie ging weiter und kam zu Leuten, die schlachteten eine Kuhantilope. „Gebt mir das Antilopenklein, ihr Jäger, sonst mache ich sie wieder lebendig“ „Belebe nur zu!“ Die Alte sang:

„Antilope auf der Erde, erstehe, erstehe, he he!“

Da stand die Antilope vor ihnen, und die Leute baten: „Lege sie wieder hin, du bekommst auch das Antilopenklein.“ Wieder war's die Alte zufrieden und sang:

„Antilope auf der Erde, sinke hin, sinke hin, he he!“

Bei diesem Liede fiel das Tier wieder zusammen. Sie gaben



der Alten das Antilopenklein, und sie band sich einen breiten Fellstreifen vom Tiere wieder um den Leib und wanderte weiter. Endlich kam sie zu ihrem Sohne. Der erkannte sie nicht und sprach zu ihr: „Du kannst bei uns bleiben und das Kind warten." Er gab ihr auch ein Stück Elefantenfleisch. Die Frau aber hielt sie schlecht. Röstete sie Bananen, dann gab sie ihr nur die Schalen; gab es Fleisch, dann ließ sie ihr nur die Knochen. Während nun die Eltern auf dem Felde waren, wartete die Alte das Kind und sang:

„Geboren habe ich dir Vater und Mutter
Und sie zwingen mich ans Schalenfutter.
E hia ē, du Kindlein du!
Geboren habe ich dir Vater und Mutter,
Sie aber gaben mir Knochen als Futter
E hia ē, du Kindlein du."

Der Nachbar hörte es und sprach zu den Eltern: „Hört, was eure Alte singt, das klingt ja gerade, als sei sie eure Mutter!" Sie sagten: „Wer weiß!" Doch gingen sie zum Wahrsager und ließen sich's deuten. Der bestätigte: „Ja, es ist eure Mutter." Darum versteckten sie sich hinterm Hause und gingen nicht auf den Acker, damit sie das Lied selber hörten. Wieder sang die Alte wie zuvor.

Darüber erschraken die beiden sehr. Aber noch erkannten sie ihre Mutter nicht, weil sie so verhüllt war. Zum andern Male wandten sie sich an den Wahrsager, und der sprach wie zuvor: „Ja, es ist eure Mutter." Von jetzt ab gab ihr der Mann Fleisch, den halben Rücken eines Tieres. Am andern Tage stellten sie sich, als wollten sie auf den Acker gehen; sie blieben aber hinter dem Hause im Versteck. Als die Alte ihr Lied wiederum sang, traten sie hervor und sprachen: „Verhalte es doch nicht mehr im Kopfe, Mutter!" Die Alte gab der Bitte ihrer Kinder nach. Und als sie die Hüllen von sich tat, erkannten sie wahrhaftig ihre Mutter.

Nun sprach sie zu ihrem Sohne: „Was hat dich nur genötigt, deine Schwester zu heiraten!" Er antwortete: „Weil ich mir sonst keine Frau erwerben konnte." Sie fragte ihn: „Wenn dir nun aber jemand eine Frau erwirbt, wirst du damit einverstanden sein?" Er sprach: „Ja!" Sie befahl ihm: „So bringe mir die Stoßzähne jener Elefanten, die du erlegt hast!"



Mit denen wanderte sie nach Hause zurück und erwarb dafür viele Rinder.

Für diese Rinder fand sie eine Frau, die sie ihrem Sohne verheiraten konnte. Ihre Tochter aber gab sie einem anderen Manne. Dann blieb sie bei ihrem Sohne, so lange sie lebte.

190. Geschwisterehe aus Neigung.

Es war ein Bursche namens Mawura. Der liebte seine Schwester so, daß er sie heiraten wollte. Er verleitete sie, mit ihm in eine fremde Landschaft zu gehen, wo man sie nicht als Bruder und Schwester kenne. Beim Häuptlinge jenes Landes sprach er vor als einer, der vertrieben sei, und bat um Aufnahme und um einen Bananenhain für sich und seine Frau. Der Häuptling sprach: „Aber deine Frau sieht dir so ähnlich, ist sie nicht deine Schwester?" Er leugnete, aber als das Mädchen befragt wurde, gab sie es zu. Nun schlug und verjagte man den Burschen. Auf dem Wege in ein anderes Land prügelte er seine Schwester so lange, bis sie einwilligte, sich als seine Frau auszugeben. Sie bekamen dort zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen hieß Na-mbeke.

Derweil aber wurde die Mutter daheim von den Leuten verlacht. Sie hieß Mangurutše, und die Nachbarn sangen ein Spottlied auf sie. Das lautete:

„Mangurutše aß Früchte vom Mrukabaum,
Und ihre Kinder heirateten sich auf fernem Raum."

Da machte sich Mangurutše auf, ihre Kinder zu suchen. Unterwegs fand sie einen toten Büffel und zog ihm das Fell ab. Darein hüllte sie sich, damit sie von ihren Kindern nicht erkannt würde. Als sie zu ihren Kindern kam, bat sie um Aufnahme. Die Tochter erkannte sie nicht in ihrem Felle und sagte: „Du darfst bei uns bleiben, wenn du die Kinder hüten willst." Nun wartete sie ihre Enkel. Zur Speise aber gab man ihr nur die Schalen von dem, was sie aßen. Wenn die Kinder aber in die Steppe gegangen waren oder aufs Feld, dann legte sie ihr Büffelkleid ab und tanzte vor ihren Enkeln und sang dazu:

„Ich gebar euch Vater und Mutter,
Die geben mir nun Schalenfutter."



Eine Nachbarin hörte den Gesang und beobachtete heimlich, was die Alte trieb. Sie lief eilig aufs Feld und erzählte der Frau alles und ihren Verdacht. Die Tochter sprach zu ihrem Manne: „Ich fühle mich krank und gehe nach Hause."

Nun eilten die beiden Frauen nach dem Hofe und sahen verstohlen durch die Hecke. Noch immer tanzte die Alte und sang:

„Ich gebar euch Vater und Mutter,
Die geben mir nun Schalenfutter."

Die Tochter sprang hervor und sie erkannten sich. „Warum hast du dich verhüllt? Meiner Mutter hätte ich keine Schalen gegeben!" „Ich verhüllte mich wegen deines Mannes, der würde mich erschlagen haben." „Was wollen wir nun tun?" „Du mußt deinen Mann töten!" „Wie werden wir das können?" „Wir wollen Gott bitten. Der zeigt uns eine Weise, ihn zu töten." Und sie gruben ein tiefes Loch, gerade unter der Schwelle der Hütte, schafften die Erde auf die Seite und legten sich große Steine bereit. Als der Mann heimkam, stürzte er in die Grube, und sie warfen ihm die Steine nach und schütteten dann die Grube wieder zu.

Sie selber aber nahmen die Kinder auf und zogen in ihre Heimat zurück.

191. Die neidischen Schwestern.

Ein Mann hatte vier Töchter. Eines Tages gingen sie miteinander zur Steppe und holten Gras. Die eine von ihnen aber band ihr Bündel recht säuberlich, besser als die andern. Als sie heimkamen, lehnten sie ihre Bündel an das Hoftor und gingen, Brennholz zu sammeln. Da schritt der Häuptling vorüber und besah sich die Bündel am Tor. Und er sprach: „Wem gehört dieses Bündel, das so sauber gebunden ist?" Seine Begleiter antworteten: „Das gehört der Mreho, Häuptling." Er sagte darauf: „Die und keine andre wird meine Braut." Und er sandte ihr Geschenke und verlobte sich mit ihr.

Ihre Schwestern aber beneideten sie um diese Brautschaft. Noch ging sie mit ihnen ins Gras zur Steppe. Da kamen sie zu Höhlen, die sich die mawutiri gegraben hatten, um darin zu schlafen. Als sie nun ihre Graslasten eingeschnürt hatten, sprachen die andern zur Häuptlingsbraut: „Komm, wir wollen uns in den Höhlen messen." Eine nach der andern sprang hin-



unter und ließ sich von den Schwestern wieder emporziehen. Als aber die Häuptlingsbraut hineinsprang, deckten die andern sie schnell mit den Graslasten oben zu und schütteten Erde darauf. Danach suchten sie sich andres Gras und trugen es nach Hause. Den Eltern erzählten sie: „Wir waren im Grase mit der Häuptlingsbraut. Plötzlich hörten wir ein großes Geschrei und es war uns, als sei es ihre Stimme. Wir haben sie seitdem nicht wieder gesehen, denn jede ging für sich allein auf die Grassuche.“ Die Mutter überfiel ein großer Schmerz. Der Häuptling schickte seine Männer auf die Suche, aber sie fanden nirgends eine Stelle, an der sie zerrissen worden wäre.

Einige Tage darnach gingen die Schwestern wieder in die Steppe zusammen mit dem jüngsten Schwesterchen, das bis dahin zu Hause geblieben war. Ihr Weg führte sie wieder an jenen Höhlen vorüber. Darin hörten sie die Schwester noch laut jammern und liefen eilig vorbei an dem Orte. Abends kamen sie mit ihren Graslasten nach Hause. Da lief die Jüngste zu ihren Eltern und sprach zu ihnen: „Wir sind heute an Wildhöhlen vorüber gekommen. Da drinnen schrie ein Mensch. Und seine Stimme, die glich der eures Kindes!“ Vater und Mutter standen auf und eilten dahin. Schon von weitem hörten sie die Jammerlaute. Sie zogen ihr Kind heraus und trugen es heim. Hier gaben sie ihm eine Brechwurzel, damit es die Erde erbreche, die es in der Grube gegessen hatte. Als es aber der Häuptling hörte, überkam ihn ein solcher Zorn, daß er keine Speise zu sich nehmen konnte. Er ließ die bösen Schwestern mit Pflöcken an die Erde heften und zu Tode steinigen.

192. Regenmachers Schicksal.

Mtenga 'Sajo, ein Mann aus Oru, kam nach Moschi, als Kiwuli, der Onkel Salekos, das Land verwaltete. Er sprach zu Kiwuli: „Nimm mich auf unter deine Leute. Ich kann Regen bringen und Regen vertreiben.“ Damals aber war Hungersnot im Lande. Kiwuli ließ die Hörner blasen und ausrufen: „Jeder bringe von seiner Feldfrucht, soviel er kann, zu Mtenga. Der will uns Regen schaffen.“ Bald häuften sich die Lebensmittel um Mtenga, und er ging ans Regenmachen. Aber nichts gelang ihm. Der Regen blieb aus. Das Volk murrte: „Er soll Regen schaffen für unsre Lebensmittel, die er

genossen hat.“ Der Häuptling wollte ihn töten lassen, denn man sagte ihm: „Sobald er tot ist, kommt der Regen.“ Kimeri, die Mutter Kiwulis, aber sprach: „Töte keinen Fremdling in unserm Lande!“

Da wollten sie ihm das Leben lassen, wenn er den Mriebaum mit einem Schlage fällen könne, der am Berghange stand. Mtenga saß in seiner Hütte und wußte nicht, wie es ihm gelingen sollte. Ein Skarabäuskäfer aber kam und sprach zu ihm: „Was gibst du mir, wenn ich dir helfe?“ Er antwortete: „Meine Tochter bekommst du zur Frau.“ Der Käfer sprach: „Das gefällt mir nicht.“ „So nimm die Rinder, die ich habe!“ „O nein, behalte du sie und laß mich in ihrem Dung wühlen in deinem Hause.“ Und der Käfer half dem Mtenga und höhlte den Baum an der Anschlagstelle aus. Mtenga kam und schlug an den Stamm, da stürzte der Baum auf einen Schlag.

Nun hatte der Häuptling Holz für sein Haus. Aber es kam kein Regen. Drei Jahre blieb er aus. Wieder sagte man: „Tötet ihn, dann regnet's!“ Und Mtenga wurde auf Geheiß des Häuptlings getötet. Am andern Tage regnete es. Noch heute heißt die Stelle, wo er wohnte, Ko-Mtenga.

Aus Dschagga-Schilda.

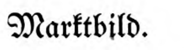
193. Die dumme Frau.

Die Frau sprach zum Manne: „Was soll ich essen, mein Eheherr?“ Der Mann antwortete: „Sei unbesorgt. Du hast mich und wirst darum nicht nötig haben, Nasenborke zu essen!“ Die Frau sprach: „Dank sei dir, mein Eheherr.“

Nun wartete die Frau, ohne etwas zu essen, bis es dunkel wurde. Da ging sie zum Manne und fragte ihn: „Wie steht es um das Essen? Du sagtest doch, ich sollte mich darum nicht sorgen?“ Der Mann antwortete: „Ganz wie du fragtest. Wer kocht aber von uns beiden, ich oder du?“

Jetzt staunte die Frau und kochte geschwind. Der Mann setzte sich nieder zum Essen und sprach: „Dank sei dir, mein Weib!“





Marktbild.



194. Das Bein im Kochtopfe.

Vor alters war's. Da lebten ein Mann und eine Frau. Die liebten sich sehr und hielten zueinander in allen Stücken. Eines Tages wurde der Mann zu seinem Bruder gerufen, daß sie ein Rind schlachteten. Der Mann rief seine Frau und sagte ihr's, wohin er gehe. Dann ging er. Bei seinem Bruder bekam er seinen guten Anteil vom Schlachttiere. Er brachte ihn seiner Frau und fand von ihr schon alles aufs beste hergerichtet, Brennholz und Wasser. „Koche jetzt dieses Fleisch," rief er ihr zu. Sie antwortete: „Ja, du mein Abendbrot!" In der Zwischenzeit ging er zum Nachbar.

Die Frau kochte das Fleisch. Es wurde gar. Sie kostete und kostete ein Bißchen nach dem andern. Schließlich sprach sie zu sich selber: „Jetzt muß ich aber alles vom Feuer nehmen und für meinen Eheherrn aufheben." Doch als sie mit dem Schöpflöffel in den Topf fuhr, fand sich nur noch Wasser darin.

Wie entschwand ihr da die Leber! Sie rief: „Wo soll das mit mir hinaus, ihr Frauen?" Als sie das ausrief, faßte sie die Sichel und schnitt sich damit ein Bein ab. Davon löste sie das Fleisch und legte es in den Topf. Dann ging sie zur Lagerstatt und legte sich nieder. Nun kam der Mann wieder und rief nach seiner Frau. Er vernahm nur undeutlich ihre Stimme und sprach: „Warum redest du so schwach, als wärst du krank?" Sie antwortete: „O, mir ist die Abendkühle ins Gebein gefahren, darum suchte ich das Lager auf." Nun fragte der Mann: „Und das Fleisch von heute? Ist es gar geworden?" „Ja, das liegt dort im Topfe, mein Eheherr!" „O wenn es gar ist, dann stehe doch auf, nimm es heraus und laß es uns gemeinsam essen!"

Aber die Frau wagte nicht aufzustehen, denn sie fürchtete, daß dann der Mann merken würde, was sie getan hatte. Als der Mann merkte, daß die Frau nicht aufstehen wollte, sah er selber nach dem Topfe. Da schien ihm das Fleisch so blutig zu sein. Jetzt ging er zur Lagerstatt und sah vom Herde weg eine breite Blutspur dahin führen. Er erschrak und faßte seinen Mund. Die Frau aber antwortete nichts mehr auf seine Fragen; sie war tot.

Von den Kindern erfuhr er nun den Hergang, daß die Frau, von ihrem Gelüste verführt, alles Fleisch aufgegessen



und dann aus Furcht dafür das eigene Bein in den Topf geschnitten habe. Seitdem prägten die Leute das Wort:

„Laß dich nicht am Topfrande verlocken,
damit dir nicht die Schüssel entgehe."

195. Wie du mir, so ich dir.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau. Eines Tages ging der Mann zum Häuptling. Die Frau aber quirlte daheim einen Mehlbrei ein für sich und die Kinder. Den aßen sie gemeinsam. Und für den Mann hob sie ein gut Teil auf. Als er aber auf sich warten ließ, ging sie wieder an den Topf, trank davon und sprach: „Ich trinke nur das Abgestandene und meinem Eheherrn bleibt das Mehl." Aber der Mann stand schon vor der Tür und hörte es.

Und das Weib trank zum zweiten Male und sprach: „Ich trinke ja nur das Abgestandene und meinem Eheherrn bleibt das Mehl." Jetzt rief der Mann vor der Tür: „Heh du!" „Ja, Herr." „Mache das Haus auf!" Sie band die Tür auf und schob sie zur Seite. Er trat ins Haus und legte sein Fleisch auf die Erde, das er beim Häuptling bekommen hatte. Dann befahl er der Frau: „Zünde Feuer an!" Sie entfachte es und er band sein Bündel auf, steckte das Fleisch zum Rösten ans Feuer und teilte den Kindern davon zu. Dann aß er selber ein Stück nach dem andern und sprach bei jedem: „Ich esse nur das Abgeschlagene und meiner Frau bleibt das Fleisch." Schnell dachte die Frau: „Wie weiß er das?" Und er aß wieder ein Stück und sprach: „Ich esse nur das Abgeschlagene und meiner Frau bleibt das Fleisch."

Da sah sie, daß er im Begriffe stand, das Fleisch aufzuessen und sie sog ihre Brust. Als er das sah, schnitt er ihr zwei große Fleischstücke ab.

196. Der aufgezwungene Trunk.

Am Urwaldrande wohnte ein Mann. Der hatte für seine Frau, die in den Wochen war, eine Kuh zur Ader gelassen und ihr aus Blut und Schaffett einen Stärkungstrank gemischt. Die Frau nötigte ihn, auch davon zu trinken. Aber er wies sie ab und sprach: „Ein Mann trinkt so etwas nicht." Und hätte ihr doch so gern gewillfahrt!



Nachts aber erwachte die Frau von einem Lärm im Hause. Sie richtete sich auf und hörte, wie sich ihr Mann auf dem Schlaffell herumschlug, als wehre er sich gegen starke Gegner. Sie rief: „Was ist denn los! Was geht vor!“ Er stöhnte nur die Antwort: „Die Geister schlagen mich, die Geister schlagen mich.“ Und nun hörte sie ihn reden, als unterhandle er mit den Unsichtbaren: „Ich wage aber nicht zu trinken. Es wird mir die Seele würgen.“

Darauf folgte eine kleine Stille und der Mann antwortete wieder: „Wird unser Kind wirklich nicht sterben, wenn ich trinke?“ Die unhörbare Antwort fiel befriedigend aus, denn er stöhnte nun: „Gut, um des Kindes willen trinke ich's — aber wird es wirklich leben bleiben?“ Und dann antwortete er wieder: „Ja, ich gelobe es. Zur Hälfte will ich den Topf leeren und zur Hälfte leere ihn meine Frau.“ Nach diesen Worten lösten sich seine krampfigen Glieder und er atmete auf, wie von schwerem Drucke befreit.

Nun erzählte er seiner erschrockenen Frau, daß ihn der Geist des verstorbenen Häuptlings überfallen und ihm befohlen habe, jenen Stärkungstrank zu trinken. Weigere er sich aber, so müsse sein Kind sterben. Da habe er es versprochen. Nun holte ihm seine Frau die noch halbvolle Schüssel und er trank sie aus. Dann gab er sie der Frau zurück zum Auslecken.

Am nächsten Markttage erzählte die Frau den andern das nächtliche Erlebnis. Da lachte das ganze Land, denn sie wußten, daß er alles nur vorgetäuscht hatte.

197. Kuruša, kuruša: drück ein!

Zwei Männer aus verschiedenen Landschaften taten sich zusammen und stahlen einen Hammel. Sie schafften ihn ins Gebüsch und schlachteten ihn dort.

Als sie das Fleisch aufs Feuer gesetzt hatten, sprach der eine zu seinem Genossen: „Du kochst und ich steige auf den Baum und halte Umschau, ob etwa die Besitzer kommen.“ Der sagte: „Ja“ und machte sich ans Kochen. Wie nun der andre auf dem Baume saß, bemerkte er, daß das Fleisch hoch wallte und über den Topfrand fallen wollte. Er wollte dem andern zurufen, er möge es zurückdrücken, und schrie nach unten in seinem Dialekte: „Kuruša, kuruša!“ Der andre verstand



nicht und rief: „Was? Soll ich's vom Feuer nehmen?" „Kuruša, kuruša!" „Was? Kommen die Eigentümer?" „Kuruša, kuruša!" „Was? Soll ich ausreißen?" „Kuruša, kuruša" schrie der oben noch einmal in Sorge um das kochende Fleisch. Da hob der unten den Topf aus und setzte ihn sich auf den Kopf. Er wollte ihn schnell davontragen. Aber das siedende Fett lief über ihn von allen Seiten, und daran mußte er sterben.

198. Die Hungerwette.

Zwei Männer wetteten miteinander, daß sie zehn Tage aushalten wollten, ohne zu essen, und daß sie dabei doch ihre Kraft bewahren könnten. Der eine von ihnen hieß Kitiko, der andre Ivere. Doch der Klügere von beiden war Kitiko. Sie gingen aber alle ihre Wege gemeinsam und überwachten einander. Und wenn Kitiko zu seinen Kindern ging, blieb Ivere an der Tür und beobachtete, wie er zu Hause empfangen wurde. Kitiko hatte aber mit seiner Frau verabredet, daß sie ihm Milchspeise an der Tür zureiche, wenn er sie noch mit seinem Rücken deckte. Das tat sie auch und Kitiko konnte das Essen ungesehen an sich nehmen. Dann ging er damit stracks zu den Rindern und begann mit lauter Stimme zu schelten: „Warum hast du den Rindern nicht vorgelegt?" Das Weib aber zankte nach der Verabredung wider ihn und trotzte auf: „Ich habe andres zu schaffen gehabt!" So taten sie eine ganze Weile und bei Kitiko ging es: Scheltwort um Scheltwort und Schluck um Schluck. Ivere aber saß derweil an der Tür und dachte: „Wie kann er hart schelten mit seinem Weibe!" Dann kam Kitiko wieder hervor und war gesättigt. Und sie gingen wieder miteinander.

Ivere aber enthielt sich jeder Nahrung, und seine Taille wurde so schlank wie die der Schlupfwespe.

Ehe noch die zehn Tage um waren, gingen sie zu einem Tanzfeste. Ivere tanzte und sprang in die Reigenmitte zum Vortanze. Er hatte den Kreis noch nicht zweimal durchtanzt, da sank er hin. Da sprang Kitiko an seine Stelle und tanzte ohne Ermüden.

Seit jener Zeit braucht man das Sprichwort: „Heuchle mir nicht, wie Kitiko dem Ivere heuchelte."



199. Schmutzige Zähne als Lebensretter.

Ein Mann hieß Muru. Der ging in die Steppe hinunter und baute eine Fallgrube. Er hatte sich tief hinuntergearbeitet in die Erde und stand auf der Sohle der Grube. Da kamen Masai vorüber mit Speeren in den Händen. Die stellten sich an den Grubenrand. Muru schaute auf und erkannte, daß sie ihn wahrgenommen hatten. Da sprach er bei sich das Wort: „Ehe du dem Gurgelpresser begegnest, begegne lieber dem Gläubiger! Doch fürchtest du dich, dann wirf dich in den Schoß des Häuptlings."

Er rief zu ihnen hinauf: „Wartet, ich habe euch etwas zu sagen." Sie warteten und er begann sich Stufen für das Heraussteigen in die Grubenwand zu hauen. So oft sie aber herniedersahen auf ihn, schlug er seine Zähne in die Erde und lachte sie damit an, denn er wußte, daß die Masai keine schwarzen Zähne leiden. Wenn jene nun seine beschmutzten Zähne sahen, lachten sie weidlich und gingen wieder weg. Das wiederholte sich bei jeder zweiten Stufe. Als er aber an die letzte kam, beschmutzte er die Zähne und das ganze Gesicht mit Erde. Darüber mußten die Masai so lachen, daß sie ihm nichts tun konnten, sondern mit ihren Speeren zur Seite gingen. Er aber sprang nun so geschwind als nur möglich aus der Grube und warf sich ins Gebüsch und sprach: „Der Fallensteller selber hat heute den Fallstrick zerrissen."

200. Der bestrafte Giergriff.

Einmal gingen Männer zur Steppe und besichtigten ihre Fallgruben. Einer von ihnen fand eine Antilope in seiner Grube. Die andern gingen ihm voraus nach Hause und ließen ihn beim Binden seiner Beute hinter sich. Als er fertig war, wollte er rasch den andern nachfolgen. Da hörte er Leute im Busche reden. Er hielt sie für seine Gefährten. In Wahrheit waren es Masaikrieger, die dort ihr Fleisch rösteten. Und es war zur Nachtzeit. Wie der Fallensteller sah, daß sie Fleisch ans Feuer steckten, nahm er sich nicht die Zeit, den Leuten ins Gesicht zu sehen, sondern griff zu und holte sich selbst ein Stück davon. Die Masai aber schlugen ihn mit einer Lende vor die Brust. Er entsprang und ließ seine Jagdbeute bei ihnen liegen. Die Leute sagen: Gierig sein führt zu nichts Gutem.



201. Die gebratenen Geißen.

Es war in der Regenzeit. Da wollte ein Mann zur Steppe gehen. Ehe er ging, sprach er zu seiner alten Mutter: „Mache ein ordentliches Feuer an und laß die jungen Geißlein schön braten!" Denn er hatte junge Ziegen in der Hütte und wollte, daß sie es recht warm haben sollten. Die Alte aber zündete ein Feuer an und röstete darin die Zicklein in ihrem Felle, so wie man Bananen in der Schale bratet.

Als der Sohn nach Hause kam, roch er schon von weitem den Schaden. Die Leute aber lachten ihn obendrein aus und sagten: „Mit einer Alten muß man deutlich reden."

202. Die Milch unter der Drazäne.

Eine junge Frau hatte eine Kuh. Als die kalbte, sprach die Schwiegermutter zu ihr: „Wenn du nun die Kuh melkst, so birg die Milch unter die Drazäne, mein junges Frauchen, damit man dich nicht allein läßt."

Die Frau bedachte das Gleichnis nicht und stellte alle Milch unter die Drazänenhecke um den Hof her. „Unter die Drazäne stellen" heißt aber die Verwandtschaft und Nachbarschaft bedenken. Und weil nun jene Frau den Verwandten und Nachbarn nichts zukommen ließ, gedachten die ihrer auch nicht und ließen sie unversorgt im Wochenbett.

Wer aber keine Gesippen und Nachbarn hat, ist wie ein unverzäunter Hof.

203. Die benannten Bissen und das unbezahnte Kalb.

Ein Mann ging zum Häuptling und bekam dort viel Fleisch. Er wollte es aber allein essen und seiner Frau nichts vergönnen. Die saß aber voller Verlangen vor ihm und sah ihm zu. Darum schnitt er das Fleisch in viele kleine Teile, legte sie vor sich auf den Boden und sprach zu seiner Frau: „Jedes Stück, das einen Namen hat, ist nur für die Männer. Eine Frau würde daran sterben müssen. Die namenlosen Stücke mögen sie essen ohne Gefahr." Nun ergriff er ein Stück und sprach: „Das hat einen Namen und heißt: Haustür und dieses da heißt: Beißmichnicht und dieses da heißt: Männerzorn." So



aß er ein Stück nach dem andern, und die Frau wagte nichts anzurühren, weil er für jedes Stück einen Namen wußte. Sie glaubte ihm und wartete, ob sich nicht ein unbenanntes Stück finden wollte, bis er sich an dem abgeleerten Fell die Hände wischte.

Die Frau erzählte es aber der Nachbarin, und die sprach zu ihr: „Das war eine List deines Eheherrn. Er hat dich betrogen und wollte das Fleisch allein essen. Sie rieb sich die Augen und dachte an Vergeltung. Als nun die Kuh ein Kalb warf, wartete der Mann mit Verlangen darauf, daß das Kalb etwas entwöhnt werde, damit er die Milch trinken könne. Aber die Frau sprach zu ihm: „Wenn die oberen Schneidezähne beim Kälbchen durchgebrochen sind, dann magst du die Milch der Kuh trinken, aber zuvor müßtest du sterben, wenn du von der Milch trinken wolltest."

Der Mann sah täglich in das Maul des Kalbes und konnte doch keine Oberzähne finden, bis das Kalb erwachsen und die Milch im Euter vergangen war. Später aber sagten ihm seine Freunde, daß ihn sein Weib betrogen habe, denn beim Rindvieh wüchsen keine oberen Schneidezähne. So fand er's denn auch, in wie viele Rindermäuler er auch schaute. Da ward er sehr zornig, ging zum Häuptling und verklagte seine Frau. Und sie redeten einen Prozeß miteinander. Als aber die Leute hörten, wie er seine Frau zuerst betrogen hatte, sprachen sie zu ihm: „Dir ist ganz recht geschehen."

204. Ongora: Du verbrennst mich!

Es war in der Hungersnot. In der Hütte schlief die Frau mit ihrem Manne und ihren Kindern. Sie hatte Colocasienknollen in der Herdasche liegen. Die wurden gar, als es Nacht war. Sie teilte jedem das Seine zu und bedachte alle. Aber unter den Kindern war ihr eines besonders lieb. Dem wollte sie eins mehr zugute tun, wagte es aber nicht offen vor den andern. Darum steckte sie es ihm heimlich zu und stieß es mit der gerösteten Knolle an, damit es sie greife. Als es aber die Berührung der heißen Knolle fühlte, schrie es laut „Ongora mai, ongora mai: Du verbrennst mich, Mutter!" Da merkten die andern, was vorging, und lachten es als einen Dummkopf tüchtig aus.



205. Zwischen zwei Höfen und zwei Frauen.

Da lebte ein Mann namens Kirumu. Der hatte zwei Frauen und zwei Höfe. Als eine Hungersnot ins Land kam, sprach Kirumu zu sich selber: „Habe ich nicht zwei Höfe und zwei Frauen? Ich werde nicht so bald Hungers sterben, wie der Einhöfer! Treffe ich die eine Frau beim Kochen, so esse ich mit, treffe ich die andere Frau beim Kochen, so esse ich mit. Und wird es arg mit dem Hunger, so gehen die Weiber für mich auf den Bettel."

Nun gut. Der Hunger wurde auch sehr groß. Aber wie war's mit Kirumu? Heute ging er zur ersten Frau und fand sie beim Kochen, aber es dauerte ihm zu lange mit dem Garwerden. Er ging von ihr zur zweiten. Die traf er bei der Herrichtung des Abendessens. Doch wollte auch das nicht so bald gar werden. Da sprach er: „Wart', ich gehe zur ersten zurück, dort wird es inzwischen fertig gekocht sein." Der Hunger plagte ihn nämlich gar zu sehr. Erschrocken empfing ihn die erste Frau und sprach: „Das, was wir kochten, war nur sehr wenig. Ich teilte es mit dem Kindlein und dachte, du würdest bei der andern mitessen!"

Vom Hunger gepeinigt, eilte Kirumu zur zweiten Frau zurück. Die rief: „Juh! Ich wußte es nur so, daß du bei der andern wohnst und nun kommst du wieder! Was ich kochte, gab ich den Kindern, und nun ist's alle."

Kirumu mußte mit seinem Hunger schlafen gehen. So hielten es aber die Weiber, bis Kirumu vom Hunger überwältigt starb.

206. Der leichtsinnige Vater.

Es war ein Mann, der hatte ein kleines Kind. Eines Tages lag er auf der Erde mit geschlossenen Augen. Sein Kind aber trat zu ihm mit einem Messer im Händchen. Er hörte, wie das Kind zu ihm sprach: „Papa d̲otšo d. h. Papa werde gestochen." Und er antwortete ihm, ohne die Augen aufzuschlagen: „D̲otšo manāko!" „Werde gestochen, mein Kind." „Papa d̲otšo?" „D̲otšo manāko!" Púrufu — und das Kind hatte ihm das Auge ausgestochen.

207. Der Baumstumpf als Feind.

Früher kamen Feinde fast an jedem Tage. Da galt es, in den Wachthütten zu schlafen, und in der Morgenfrühe stand man auf und streifte die Grenze ab auf verborgene oder anrückende Feinde.

Mit einer solchen Streifwache ging einmal ein Mann namens Kinawui. Der blieb hinter den andern zurück. Es war aber noch Mondschein um jene Zeit. Da sah er plötzlich einen Baumstumpf seitlich am Wege, vom Buschfeuer geschwärzt. Er aber dachte: da sind Feinde. Was er konnte, lief er den Genossen nach und rief: „O, verlaßt mich doch nicht! Neben uns sind die Feinde in schwarzem Zeuge!" Und dabei ging er immer rückwärts gewendet. Die andern sprachen: „Komm, zeige sie uns!" Er führte sie an jene Stelle und zeigte sie ihnen. Sie aber gingen näher und erkannten den Baumstumpf. Seitdem schilt man einen Feigling mit dem Worte: „Bist du ein Fürchtling wie Kinawui!"

208. Der erprobte Mut.

Mehrere Burschen schliefen in einem Junggesellenhause. Einer von ihnen ist mit Namen bekannt und heißt Mkuruhundžu. Zu jener Zeit war es sehr unsicher im Lande vor Feinden und Raubtieren. Es gab sehr viele verwilderte Bananenhaine und kaum irgendwo hörte man ein Jungtier blöken. Einer der Burschen sagte, als sie sich niederlegten: „Altersgenossen, schließt die Tür!" Mkuruhundžu aber rief: „Laßt es sein, wir wollen mal sehen, wer sich zuerst fürchtet und die Tür schließt." Da stand keiner auf. Sie wurden vom Schlafe übermocht und nahmen nichts mehr wahr. Mitten in der Nacht kam ein junger Leopard ins Haus, fiel auf Mkuruhundžu und riß ihm das Wadenfleisch heraus. Mkuruhundžu begann furchtbar zu schreien und jammerte um sein Leben. Die anderen flüchteten sich auf den Boden und warfen von dort Holzbrände auf das Tier. Das vertrieb den Leoparden. Die andern stiegen wieder herab und sprachen zu Mkuruhundžu: „Was sagst du nun?" Er sprach: „Der Schweißbescheid geht nie voraus, ihr Männer."



209. Die angezapfte Frau.

Ein Mann aus Kahe kam nach hier oben und besuchte seinen Freund. Der hatte eine Wöchnerin im Hause und für sie ein Rind angeschossen mit dem Zapfpfeile und das Blut zu einem Krafttrunke für sie hergerichtet. Davon gab er nun auch seinem Kahefreunde zum Willkomm und sprach: „Da trinke vom Wöchnerinschuß!“ Der nahm es, trank und fand, wie so sehr süß es schmeckte. Darum fragte er beim Abschiede: „Wie macht ihr das, den Wöchnerinschuß?“

Sein Freund sprach: „Du nimmst Bananenbast und schnürst ihn um den Hals, daß die Adern schwellen. Ist die Schlagader prall geschwollen, dann schießt du den Zapfpfeil hinein und fängst das Blut auf. Aber vorsichtig mußt du sein und bald wieder aufbinden.“

Der Gastfreund ging nach Hause und fragte nicht, was man so anzapfe und daß es ein Rind sei. Er dachte aber, weil man es „Wöchnerinschuß“ heiße, zapfe man die Wöchnerin an. Als nun seine Frau in die Wochen kam, erzählte er ihr: „Bei den Wadschagga trank ich einen Krafttrank, den machten sie aus dem Blute der Wöchnerin und nannten ihn „Wöchnerinschuß“. Der war sehr süß. Geh her und laß dich anzapfen!“

Er tat ihr, wie man ihn gelehrt hatte, und tötete dabei sein Weib. Nun hielt er sich für betrogen und bedachte nicht, daß er nur nicht richtig hingehört hatte.

210. Verbrenne den alten Schurz erst, wenn du den neuen abgehäutet!

Kamsembya erjagte ein Zebra in der Steppe, schlug es nieder und trug es nach Hause.

Auf dem Hofe legte er es an die Erde und sprach zu seiner Frau: „Bringe Feuer in den Bananenhain! Mein Leibfell ist alt und schlecht. Ich will's jetzt verbrennen und mir ein neues schneiden aus dem Zebra, das ich heute erschlagen habe.“ Die Frau trug Brennholz zusammen und er verbrannte sein Leibfell.

Das Zebra aber war nicht erschlagen, sondern nur betäubt gewesen. Während Kamsembya noch zusah, wie sein altes Fellkleid verbrannte, wurde das Zebra wieder lebendig, sprang



auf und lief durch Nachbars Bananenhain wieder in die Steppe zurück. Als nun Kamsembya nach seinem Tiere sah, um es zu schlachten und das Fell herzurichten, fand er es nicht mehr vor und zankte mit dem Nachbar, als habe der's gestohlen.

Da prägten die Leute ein Sprichwort über ihn und sagten: „Du verbrennst dein Leibfell wie Kamsembya, vom Zebra verleitet. Und das Zebra entfloh in die Steppe."

211. Wer pfeift da so?

Zwei Männer gingen miteinander in die Steppe hinunter, Fallgruben zu graben. Wie sie aber über'm Graben waren, gingen Feinde vorüber, die gaben sich Signalpfiffe. Der unten in der Grube stand, fragte den Gefährten, der oben die Erde in Empfang nahm: „Wer pfeift da so?"

Jener aber war ein Dummkopf und sagte: „Ich." Er sagte ihm: „So pfeife noch einmal!" Und er pfiff. Der andere sagte: „So war das nicht." Aber schon waren die Feinde herangekommen und töteten den, der oben stand. Sie mußten über seine Dummheit aber so lachen, daß sie nichts tun konnten, und wie sie oben standen und sich den Bauch schlugen vor lautem Gelächter, kroch der andere schnell aus der Grube und floh davon, und sie konnten ihn nicht mehr greifen.

212. Die Spukfrau.

Ein Mann heiratete zwei Frauen. Er liebte aber die eine mehr als die andere. Und die andre sprach zu sich: „Was soll ich tun? Ich will ihm die andre verleiden." Sie nahm Losung vom Leoparden, tat dazu in Wasser verschlemmte Asche und ging zur Mitternacht auf den Hof der andern. Dort schrie sie wie ein Leopard:

„Ṅgū, ṅgū! Wo bist du?
Du ruh'st so gut im Haus,
In den Busch muß ich hinaus,
Hu, Tod und Graus."

So heulte sie um das Haus herum, schlug an die Tür und verstreute Losung und Asche.

Am Morgen ging der Ehemann zum Wahrsager und ließ sich den Spuk der Nacht deuten. Da wurde ihm gesagt: „Du



mußt ein Rind opfern, denn das war dein Großvater. Der will ein Opfer haben." Er opferte die Kuh. In der Nacht aber kam der Spuk wieder und schrie wie am Anfange. Und wieder sprach der Wahrsager: „Opfere ein Rind. Dein Großvater konnte nicht alle Gesippen im Totenreiche vom ersten Opfer bedenken, wie er es wollte. So opferte er nach und nach zehn Rinder. Aber immer noch ließ sich das Unwesen hören fast zu jeder Nacht.

Da sprach er: „Was soll ich nur tun? Meine Rinder sind alle geopfert?" Seine Brüder sprachen: „Nun wollen wir uns einmal auf die Lauer legen. Wenn wir dabei sterben, ist's eben vorbei!" Am Abend fanden sie sich auch wirklich ein, schärften Speere und Schwerter und machten die Türpfosten locker, so daß sie nur noch eben hingen, aber bei der leisesten Berührung mit der Tür nach außen fallen mußten. Und nun wachten sie.

Um Mitternacht kam es wieder:

„Ṅgū, ṅgū! Wo bist du?
Du ruh'st so gut im Haus,
In den Busch muß ich hinaus,
Hu, Tod und Graus."

Das sagte sie aber, weil der Mann ihr Haus verfallen ließ, während er das der andern in gutem Stande hielt. Ṅgū, ṅgū, schrie sie wieder und warf Asche an die Tür. Ṅgū, ṅgū, und ging um das Haus herum. In der Hand aber hatte sie einen Stecken mit vielen Astknorren am Ende. Den drückte sie in die Erde, daß es aussah, als seien es Leopardenspuren.

Ṅgū, ṅgū — als sie aber mit dem Fuße an die Tür stieß — pupupū, fielen Tür und Pfosten über sie und bedeckten sie. Die Brüder warfen sich schnell darauf. Da sahen sie die Füße eines Menschen. „Hehe, was ist denn das? Sind das Leopardenfüße?" Sie hoben die Tür auf und fanden darunter des Bruders Weib. Da wunderten sie sich sehr und sprachen: „Was? Du bist's gewesen, der alle Rinder geopfert worden sind!" Sie sprach: „Ich komme heute zum ersten Male." Doch sie wurde gebunden und zu ihrem Vater gebracht. Der Vater fragte: „Was hat sie denn getan?" Sie sprachen:



„Ihre Mitfrau hat sie beneidet.“ Jene zehn Rinder mußte er bezahlen. Dann aber sprach er: „Nun schleppt euer Weib nur wieder fort. Ich mag nichts mehr von ihr wissen.“

213. Die Wurzelratte im Schwertgurte.

Als die Menschen noch keine Rinder und Ziegen hatten, haben sie auch gern die schwarzen Wurzelratten gegessen. Wer eine Wöchnerin im Hause hatte, der schlachtete ihr Wurzelratten. Nun ließ einmal der Häuptling von Oru die Hörner blasen und seine Männer zu Tanz und Ratsversammlung zusammenrufen. Auf dem Wege zum Häuptlingshofe fing nun ein Mann einen solchen Maulwurf. Zuerst wollte er ihn töten. Er besann sich aber und dachte: „Ich bringe ihn der Frau lebendig mit. Das freut sie mehr.“ Umkehren aber wollte er nicht, denn er fürchtete des Häuptlings Gebot. Darum steckte er das Tier zwischen den Schwertgurt unter das Zeug und ging zum Tanze. Und wie er nun mit den andern Kriegern vor dem Häuptlinge sprang, fing die Wurzelratte an ihn zu beißen. Er aber wagte nicht, sie weg zu tun. Das hätten die andern ja gesehen und ihm seine Beute abgenommen. Aber er tanzte sich an den Häuptling heran und sang:

„Ford're schnell den Männerrat,
Weil ich Nötigung nach Hause hab'!“

Der Häuptling achtete sein nicht und ließ weiter tanzen. Und immer tiefer biß sich das Tier in seine Haut.

Wieder sprang er vor den Häuptling und sang noch lauter:

„Ford're schnell den Männerrat,
Weil ich Nötigung nach Hause hab'!“

Ruhig blieb der Häuptling sitzen. Immer tiefer biß sich das Tier ins Fleisch. Noch lauter sang der Mann:

„Ford're schnell den Männerrat,
Weil ich Nötigung nach Hause hab'!“

Da sahen auch die Männer sein blutgetränktes Zeug und entdeckten die Wurzelratte zwischen dem Schwertgurte.



214. Das Fleisch auf dem Oberboden.

Da war eine Frau. Deren Mann hatte eine zweite Frau. Und wenn er im Hause der einen speiste und schlief, bekam die andere ein Mädchen zur Schlafgenossin, damit sie sich nicht fürchte. Nun war diese Frau ins Gras gegangen und hatte ihr Bündel auf dem Hofe abgelegt. Dann ging sie noch einmal und holte sich dürre Bananenblätter zur Viehstreu. In der Zwischenzeit kam ein Leopard und schlich sich auf den Oberboden der Hütte.

Als die Frau zum zweiten Male wiederkam, wollte sie essen und holte sich reife Bananen vom Boden, wo sie aufgehängt waren. Dort sah sie den Leoparden liegen. Sie dachte aber: „Da hat mir der Eheherr heimlich Fleisch hergelegt, das er vom Häuptling bekam. Sicher kommt er heute abend zu mir und will mit mir essen.“ Sie griff auch ein Bein des Leoparden. Der rührte sich nicht. Da dachte sie: „Das sind die Schenkel.“ Darum sprach sie zu dem Kinde, als es nachmittags kam, um bei ihr zu schlafen: „Geh nach Hause. Heute abend kommt mein Mann. Für ihn koche ich. Wenn er dann hier bleibt, wo willst du dann schlafen?“ Das Kind ging aber nicht nach Hause, sondern kletterte in den Bierkornkorb und versteckte sich darin. Da sah es, wie die Frau das Haus verschloß, dann hörte es sie das Messer wetzen.

Die Frau im Hause aber dachte: „Es dauert lange, ehe mein Mann kommt. Ich will mir immerhin etwas abschneiden.“ Sie stieg auf den Boden. Als sie aber den Leoparden mit dem Messer berührte, sprang er über sie und warf sie nieder. Das Mädchen im Bierkorn hörte, wie er sie tötete, wie das Weib schrie und er ihr die Brust zerbrach. Da wühlte es sich, so tief es konnte, in das Korn hinein. Am Morgen kam der Mann und wunderte sich, daß das Haus noch verschlossen war. Er öffnete. Da sah er den Leoparden, riß die Tür wieder vor und schrie um Hilfe. Die Leute kamen und töteten den Leoparden. Nun wagte sich das Mädchen auch hervor und erzählte, was es gesehen und gehört hatte.

Der Mann ging zu seinem Schwiegervater und sprach zu ihm: „Deine Tochter ließ sich von ihrem Magen betrügen und ist vom Leoparden gefressen worden.“ Der sprach: „Was soll ich dazu heute noch tun!“

215. Der Kluge schweige, sonst haftet er den Dummen.

Da war einer, der fing einen Fuko, das ist eine Erdratte. Er ließ sie aber in die Höhle zurück und befahl ihr, sie sollte wiederkommen und ihre Mutter und Geschwister mitbringen. Seine Nachbarn stellten sich mit ihm um das Loch her und warteten, bis sie kämen. Sie freuten sich so sehr darauf, die Schädlinge auf einmal beseitigen zu können. Doch da kam ein Kluger dazu. Als der hörte, auf was sie warteten, lachte er sie aus und sagte: „Wie könnt ihr nur so dumm sein!"

Da nahmen die Dummen ihre Messer und stachen den Klugen. „Denn," sagten sie, „weil du uns ausgelacht hast, wird der Fuko nun nicht wiederkommen." Und sie töteten den Klugen.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.




ALF Collections Vault
3 0000 118 601 0